



Over dit boek

Dit is een digitale kopie van een boek dat al generaties lang op bibliotheekplanken heeft gestaan, maar nu zorgvuldig is gescand door Google. Dat doen we omdat we alle boeken ter wereld online beschikbaar willen maken.

Dit boek is zo oud dat het auteursrecht erop is verlopen, zodat het boek nu deel uitmaakt van het publieke domein. Een boek dat tot het publieke domein behoort, is een boek dat nooit onder het auteursrecht is gevallen, of waarvan de wettelijke auteursrechttermijn is verlopen. Het kan per land verschillen of een boek tot het publieke domein behoort. Boeken in het publieke domein zijn een stem uit het verleden. Ze vormen een bron van geschiedenis, cultuur en kennis die anders moeilijk te verkrijgen zou zijn.

Aantekeningen, opmerkingen en andere kanttekeningen die in het origineel stonden, worden weergegeven in dit bestand, als herinnering aan de lange reis die het boek heeft gemaakt van uitgever naar bibliotheek, en uiteindelijk naar u.

Richtlijnen voor gebruik

Google werkt samen met bibliotheken om materiaal uit het publieke domein te digitaliseren, zodat het voor iedereen beschikbaar wordt. Boeken uit het publieke domein behoren toe aan het publiek; wij bewaren ze alleen. Dit is echter een kostbaar proces. Om deze dienst te kunnen blijven leveren, hebben we maatregelen genomen om misbruik door commerciële partijen te voorkomen, zoals het plaatsen van technische beperkingen op automatisch zoeken.

Verder vragen we u het volgende:

- + *Gebruik de bestanden alleen voor niet-commerciële doeleinden* We hebben Zoeken naar boeken met Google ontworpen voor gebruik door individuen. We vragen u deze bestanden alleen te gebruiken voor persoonlijke en niet-commerciële doeleinden.
- + *Voer geen geautomatiseerde zoekopdrachten uit* Stuur geen geautomatiseerde zoekopdrachten naar het systeem van Google. Als u onderzoek doet naar computervertalingen, optische tekenherkenning of andere wetenschapsgebieden waarbij u toegang nodig heeft tot grote hoeveelheden tekst, kunt u contact met ons opnemen. We raden u aan hiervoor materiaal uit het publieke domein te gebruiken, en kunnen u misschien hiermee van dienst zijn.
- + *Laat de eigendomsverklaring staan* Het “watermerk” van Google dat u onder aan elk bestand ziet, dient om mensen informatie over het project te geven, en ze te helpen extra materiaal te vinden met Zoeken naar boeken met Google. Verwijder dit watermerk niet.
- + *Houd u aan de wet* Wat u ook doet, houd er rekening mee dat u er zelf verantwoordelijk voor bent dat alles wat u doet legaal is. U kunt er niet van uitgaan dat wanneer een werk beschikbaar lijkt te zijn voor het publieke domein in de Verenigde Staten, het ook publiek domein is voor gebruikers in andere landen. Of er nog auteursrecht op een boek rust, verschilt per land. We kunnen u niet vertellen wat u in uw geval met een bepaald boek mag doen. Neem niet zomaar aan dat u een boek overal ter wereld op allerlei manieren kunt gebruiken, wanneer het eenmaal in Zoeken naar boeken met Google staat. De wettelijke aansprakelijkheid voor auteursrechten is behoorlijk streng.

Informatie over Zoeken naar boeken met Google

Het doel van Google is om alle informatie wereldwijd toegankelijk en bruikbaar te maken. Zoeken naar boeken met Google helpt lezers boeken uit allerlei landen te ontdekken, en helpt auteurs en uitgevers om een nieuw leespubliek te bereiken. U kunt de volledige tekst van dit boek doorzoeken op het web via <http://books.google.com>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

KAIS. KUN. HOF

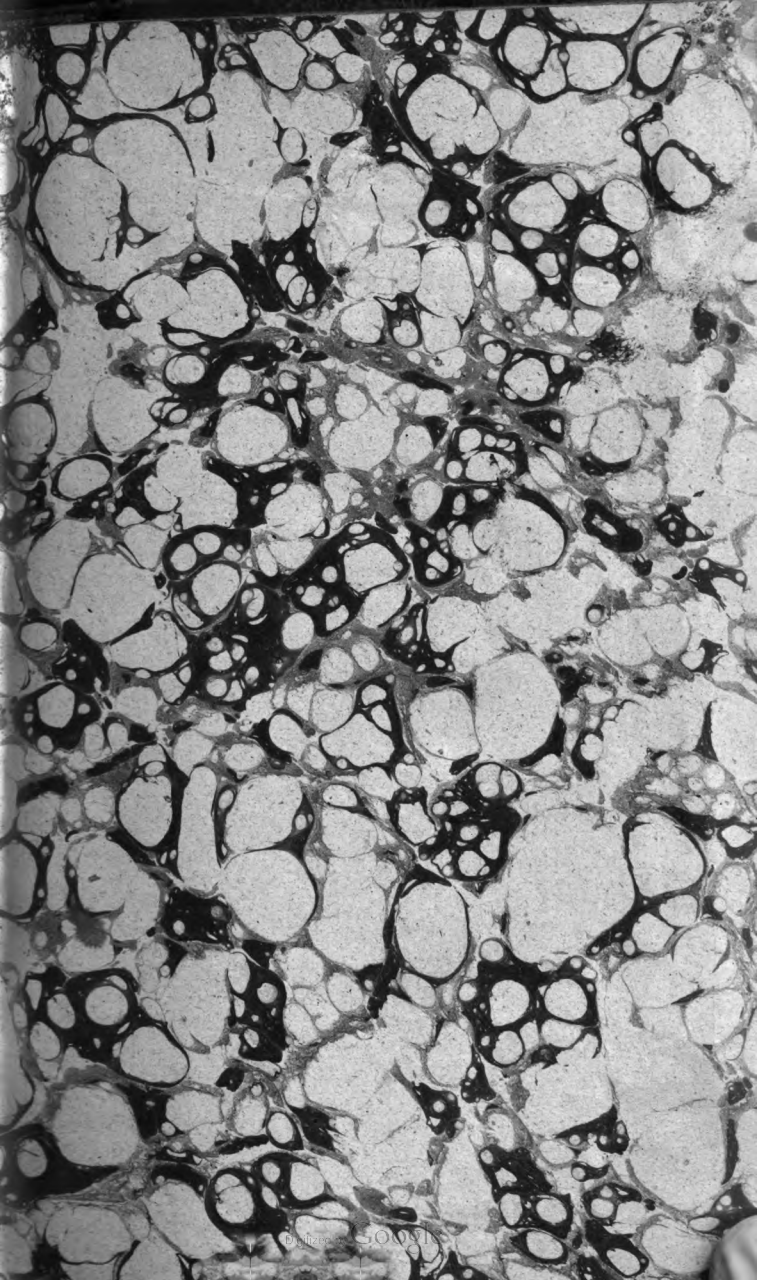


BIBLIOTHEK

36.189-A

Alt-

A. 48. E. 15.



36189-B

Eine

Fahrt nach Ostende.

Eine
Fahrt nach Ostende

von

Heinrich Koenig.



Frankfurt a. M.

Literarische Anstalt.

(J. Neuen.)

1845.

Druck von J. E. Brönner.

I.

Auf der Hinfahrt.



König. Blätter aus Ostende.

1

Unter der Ebernburg.

Skizze.

Könnte man doch poetische Bilder auffrischen, wie Oelgemälde! Wenn man sonst von zwei Flüssen sprach, die sich in einander ergießen: so nannte man das gern eine Vermählung. Und trafen beide Flüsse mit dem verschiedenen Geschlechtsartikel der und die zusammen, z. B. der Rhein und die Nahe, so ließ sich gar nichts mehr gegen das Bild sagen. Doch wie verbraucht und verblaßt ist es geworden! Und eben bei dieser Verbindung der Nahe mit dem Rhein möchte ich es noch einmal auffrischen. So gar feierlich wird diese Vermählung der schlanken Nahe,

wenn gleich nur an die linke Seite des majestätischen Stromes begangen! Zwei hohe, mit Neben bekränzte Berge stehen dicht an der etwas verzagt herantretenden Braut als Zeugen ihrer Herkunft; gegenüber erhebt sich der Traupriester Niederwald mit dem erhabenen Umblick auf die Herrlichkeiten der Welt. Wie breitet sich nicht gerade hier der Rhein aus, um noch stolzer zu erscheinen, als er schon ist! Bingen mit seinen gepukten Häusern drängt sich zuschauend herbei; Sanct Rochus, der Hirt, hat sich etwas blöde zurück auf einen Berg gestellt, die feierliche Handlung mit anzusehen. Halb versteckt, im Rücken des rechten Brautzeugen, hält sich ein entfernter Oheim der Braut, seine freundliche Eminenz der Scharlachberg, und schenkt den goldnen Vermählungswein.

So heimlich tritt aus dem Engpasse der Nebenberge die Nahe hervor, daß es mich schon manchmal gelockt hatte, dort einzubringen und der traulichen Herkunft des Flusses nachzugehen, wenigstens bis zu den Kreuznacher Salinen, die durch Schönheit der Landschaft und Heilsamkeit

der Bäder im besten Rufe stehen. Jetzt hatte dort eine liebenswürdige Schwägerin mit ihren Kindern die ersten Sommerwochen zugebracht, und stand im Begriffe nach Mainz zurück zu kehren. Vater Adam war schon dort, die Seinigen zurück zu führen. Wenn wir sie auf unserer Fahrt nach Ostende dort überraschten und den letzten heitern Tag mit ihnen zubrachten, so bereiteten wir uns und ihnen ein Fest. Also verließen wir zu drei das Kölner Dampfschiff, — Berthold, der Poet, hatte sich uns in Mainz angeschlossen, — und bestiegen die hohen Deckenplätze eines neuen Omnibus, der zwischen Bingen und Kreuznach regelmäßig geht.

Auf beiden Seiten der Nahe drängen sich zwischen Fluß und Berg zwei gebahnte Wege hin. Der linksseitige des Flusses führt nach Kreuznach. Die Nahe scheidet Darmstadt und Preußen. Auf der Brücke stehen die beiderseitigen Wappensteinen in so anständiger Entfernung von einander, daß der Vorüberfahrende von einem zum andern einen herrenlosen Athemzug thun kann. Aber der Seufzer, den ein gutes deutsches Herz darüber aus-

stößt, fällt glücklicher Weise schon wieder auf beherrschtes Gebiet.

Der reizende Engpaß der Berge zieht nicht lange fort; bald breitet sich, auf fruchtbaren Hügeln gebettet, ein Thal vor uns aus. Die Nahe durchschweift es in jenen Windungen, mit denen sie in der Urzeit irgend einen Ausgang durch die Berge suchte; bis wahrscheinlich der Rhein, während er das hemmende Gebirg belagerte und sich den Durchgang erstürmte, gelegentlich auch das jetzige Nahethor durchbrach und die zitternden Wellen der Befreiten mit in seine siegreichen Wogen riß. Hinter der Stadt Kreuznach, die sich heiter und rührig darstellt, verengt sich wieder das Thal. Man kommt an zwei Salinen vorüber zu einer dritten in reizend engem Versteck frischer Vegetation zwischen kahlen Felsen. Zur Rechten der Rothensfels mit seinem kurzen, vereinzelt Baumwuchse, links der ganz kahle Rheingrafenstein drängen das Thälchen zusammen. Jener in umschweifendem Zuge, dieser mit seinem niedern Anhang bewaldeter Felsenwände umfassen es bis zu den Ruinen der hohen Ebernburg, die uns Ein-

tretenden entgegen blickt. In diesem engen Schooße der Nahe liegen die Salinengebäude mit verschiedenen Gärten.

Hier befinden wir uns endlich in dem heimlichen Versteck, das wir beim Einblicke durch den Engpaß des Naheflusses hinter den Nebenbergen ahneten. Wer sollte denken, daß aus dieser Klause so viel Theilnahme an einer großen Bewegung in Deutschland hätte hervorgehen können? Aber wir entschlugen uns für den Augenblick all' jener merkwürdigen Erinnerungen. Rechts und links nach den nahen und hohen Bergkuppen blickend, stolperten wir an den langen Grabirhäusern hin, zwischen alten Baulichkeiten hindurch, dem Badehause zu, wo wir die theure Familie zu finden und zu überraschen hofften.

Sa wol überraschten wir sie, und die Freude war groß bei Alt und Jung! Ein Stündchen später fanden wir auch am Mittagstische im Gartensälchen die kleine Gesellschaft der übrigen, in dieser Stille zurückgezogenen Badegäste. Denn die Reußen wohnen in Kreuznach, baden dort, oder kommen nach der vordern Saline, wenn sie baden.

Hier, an der entfernteren, setzen sich nur wenige, Natur und Einsamkeit liebende Siebler fest. Es waren stille, vergnügte deutsche Familien, aus denen sich diejenigen, die über das heilkräftige Badesalz nicht vergaßen, auch die Unterhaltung zu würzen, in guten Morgen- und Abendstunden zusammen fanden. Ja, ein seltnes Original sogar hatte sich in diese Einsamkeit verlaufen.

Es war ein ältlicher deutscher Baron. In seiner Häuslichkeit nicht sehr beglückt, hatte er mit einem berühmten Reisenden weite Fahrten durch sübliche Länder und tropische Wildnisse gemacht. Von letzteren legte er uns treue und wohlgelungene Zeichnungen vor, die er an Ort und Stelle aufgenommen. Ein großes Stück jener urwaldigen Einsamkeiten trug er selber in seiner Gemüthsstimmung mit sich umher. Zu der zartverständigen Schwägerin hatte er Vertrauen gefaßt, und sie brachte uns mit ihm zusammen. Wenn er dann einmal in die Gesellschaft hinein tappte, so geschah es mit einer Art von scheuer Kindlichkeit. Doch schien er dann gern die anfängliche Befangenheit zu verlassen, und beeiferte sich in gesprächiger Auf-

merksamkeit für andere. Er besaß umfassende Naturkenntniß, konnte aber auch in Gebieten für bewandert gelten, die man eben nicht wandernd, sondern sitzend auszubenten pflegt, — in Geschichte und alter Literatur. Nur stach mit dem edeln Gehalt seiner Gespräche die wunderliche Bewegung ab, mit der er sie vorbrachte. Rasch und ein wenig linkisch gegen den Fragenden vorgebeugt, warf er den Kopf eben so rasch und linkisch wieder zurück, und fuhr dann antwortend mit der gespreizten Hand vor die Lippen. So warf er gleichsam das frische oder getrocknete Futter der Unterhaltung hinter die Kaufe, und wir bekamen es durch die Sprossen seiner Finger heraus. Ein Gebrechen des Mundes war durch den überhangenden Schnurrbart nicht wahrzunehmen; es mochte daher wol nur eine Verlegenheitsgeberde sein. Jedenfalls konnte sich, was er vorbrachte, unumwunden hören lassen, so sehr es schien, als sollte es noch im Augenblick des Sprechens mit der Hand zurückgehalten werden.

So brachten wir im Schatten einer Laube mit guten Gesprächen den heißen Mittag hin, und

zogen mit der Abendkühle aus, der Baron und die Kinder mit. Am Fuße des Rheingrafenstein hält ein Kahn. Die bescheidne Nahe macht sich hier so breit als sie kann, dem riesigen Fels ein Spiegel zu sein. Doch der mag sich nicht bücken. So nackt und kahl er ist, so stolz steht er da, — er, aus dem Geschlecht des Porphyr's, dieses alten Sohns einer feurigen Revolution. Nur graues Moos und braune Flechten überspinnen langsam seine steinernen Gliedmaßen. Zwischen seinen Beinen ist eine schlanke Pappel aufgeschossen, und streckt sich an ihm empor. Sie wird uns so zum Maasstab, um etwa zu bemessen, wie viel Pappelbaumlängen der gewaltige Rheingraf mißt. Doch hören wir hinter her das Genauere, daß er nämlich 500 Schuh hoch ist.

Zwischen dem Rheingrafenstein und der langen Felswand, die sich von ihm längs der Nahe hinzieht, windet sich ein jäher Pfad empor. Wir gelangen ächzend in den Rücken des Rheingrafen, und winden uns auf Waldsteigen — so zu sagen durch das Haar des Riesen, das ihm vom Nacken niederwaltet. Auf diesen grasigen, schattigen Win-

dungen erreichen wir gemach eine freie Höhe, von wo man über das bergige Hochland und durch den Felsenspalt hinab ins Nahethal schaut. Und wie es denn unter solcher Schwelgerei des Auges zu gehen pflegt: die Beschauenden, die leicht Entzückten, die einander Zujauchzenden verstummen endlich. Das Herz faugt sich an die abendliche Natur, der Geist schwebt mit Adlerfittigen über der verglühenden Herrlichkeit, und den Schatten der Berge begegnen die Ahnungen der Seele. — Schweigsam bis auf die Kinder, die fortjubeln, traumwandeln wir den Rückweg. Ja, wie Traumwandler schwingen wir uns halbsgefährliche Pfade hinab, indem wir uns an niederhangenden Buchenzweigen und Stauden fassen, bis wir auf einen freien Waldplatz gelangen und erschöpft auf das kurze Gras hangender Matten nieder sinken.

Hier hat zum Troste sich am Arme der Dienstmagd ein Korb mit kalter Küche und versiegelten Flaschen eingefunden, und wir lagern uns um ihn her. Noch nistet die Sonne in den Wipfeln der Bäume, und nicht alle Waldbögel sind für diesen

Sommer verstummt. Sanft umsäuselt uns der duftende Wald; wir ziehen den balsamischen Athem der Natur mit vollen Lügen ein. Eine heilige Stille umgibt uns Ruhende: nur auf den sonnigen Facken des Rheingrafensteins klettern einzelne Menschen, und im Schatten des Waldgestrüppes suchen die Kinder Blumen, die sie mit Hülfe des Barons in Sträußchen knüpfen. Dann windet das unermüdlche Wölken Kränze von Eichenlaub, und der kindliche Baron hilft ihnen dabei. Erst werden Mutter und Vater bekränzt, bald aber bleibt kein Haupt ohne Schmuck. Suchhe!

Indeß wirft auch der edle Wein seine Perlenkränze um den Rand des kreisenden Pokals auf. Die Freunde stürzen diese Kränze über edle Namen her, deren sie mit frohem Hoch gedenken.

Einen Namen für mich! Füllet das Glas, und begrüßen wir ihn! rufe ich aus. Hört, die Bäume flüstern den Namen schon; denn der Geist des Mannes geht hier um. In heiligen Zeiten des Jahres, besonders zur Adventszeit, erscheinen Geister, wie ihr wißt. Jetzt hat Deutschland einen Advent, — die Ankunft einer Wiedergeburt; da

gehen also Geister um, Geister solcher Männer, die zu frühern Adventen gelebt und gewirkt haben, zum Beispiel Ulrichs von Hutten, des Ritters mit Schwert und Feder. Seht! da habt ihr den Namen! Hutten lebte, wie ihr wißt, eine Zeitlang dort oben in jener Ebernburg. Er war auch ein vorläufiger Landsmann von mir, — nicht bloß vom fuldnachbarlichen Schlosse Steckelberg her, wo er geboren war, sondern er studirte auch in Fulda, — so vor dreihundert Jährchen etwa. Freilich hat er es damals in Fulda nicht lange ausgehalten: er entfloß mit seinem Freunde Crotus Rubianus der geistlichen Zucht. Um 1504 mag's dort freilich ziemlich zum Davonlaufen ausgesehen haben. Wer ihn aber laufen ließ, war vor allen auch sein Herr Vater auf dem Steckelberg. Der ließ wol ein ritterliches Freiheitsgefühl gelten, aber kein menschliches und kein geistiges. Für ein so ungestümes Freiheitsgefühl, wie Ulrich's, waren die Wege damals, wo möglich, noch rauher, als heut. — „Traurige Abenteuer, selten wechselnd mit Auszeichnungen und frohen Genußtagen, verfolgten den unersättlich wißbegierigen, in Erkenntniß

und Bestrebung unaufhaltbar vorschreitenden, überall wahren und durch Wahrheit auflösenden Jüngling auf seinen Wanderungen in Italien und Deutschland; auch am glänzenden Hofe des kunstliebenden Albert, Kurfürsten von Mainz, ward ihm keine Ruhe. Seine, durch gründliche Freimüthigkeit tief verwundenden Angriffe auf Pabstgewalt und Pfaffengreuel, sein unversteckter Haß gegen Volkstäuschung und jedweden Verrath an geheiligten Menschenrechten, seine schonungslosen Klagen höfischer Thorheiten und vornehmer Müßiggänger, der Beschränktheit und Schlechtigkeit sogenannter Gelehrten, des Beamtenunfugs und der rohen Fürstensehlsucht ließen ihn nirgends Sicherheit finden*)." — So blieb der Flüchtling aus Fulda sein Leben lang unstät. Und bedenkt man, was er eigentlich wollte und wie er es wollte: so könnte der Anfluge noch heute flüchtig durch diesen Wald gelaufen kommen, — von der Constabler Wacht in Frankfurt oder vom Hardenberg bei Mainz daher. Nur fände er jetzt nicht mehr, wie damals, eine

*) Wachler.

Zuflucht dort auf der Ebernburg: nicht, weil sie nun in Ruinen liegt, sondern weil es an einem Ritter von Sickingen fehlt, dem sie gehörte, und der dort seinen Freund Ulrich in Schutz nahm.

Halt jetzt! fiel Frig mit seiner heisern Stimme ein. Hast du dich Huttens bemächtigt, so lege ich Beschlagnahme auf die Burg, auf die Ebernburg. Ich bin seit kurzem Journalist, Gott sei's geklagt! und interessire mich für die Anfänge unsers Journalismus. Damals gab's bekanntlich noch keine Zeitungen. Das „Frankfurter Journal“ datirt just ein Jahrhundert später seinen frühen Anfang. Aber auch ohne Journal hatte damals Hutten doch schon eine, soll ich sagen — Tagespresse für die Bewegungen der Zeit. Dort oben hatte er sie; von der Ebernburg ließ er seine deutschen Flugschriften in Prosa und Versen ausgehn, — seine furchtlosen, anregenden, aufregenden, heftigen Hefte. So ward Hutten selber — nach dem Titel einer seiner Schriften — Aufwacker deutscher Nation. Und er war in der That so zum Wecken aufgelegt, daß er sich selbst darüber keine Ruhe gönnte. Die Sache der Freiheit, des Glaubens, des öffentlichen

Rechts und der Ehre unserer Nation ließ den kleinen, schwächlichen Burschen nicht schlafen. Darum weckte er auch wol ein wenig früh. So manches, was er damals aufrief, reibt sich erst jetzt die Augen. Die Deutschen haben erst noch drei hübsche Jahrhundertstündchen Morgenschlaf gehalten. Wieviel haben sie nicht in diesem unruhigen Schlummer geträumt, gefaselt! Allerding's auch manches verrichtet, wenn von außen Feuerlärm gerufen wurde, oder sie auch um einer innern Nothdurft willen sich erheben mußten. Und wie? Sagte ich nicht eben, die Deutschen reiben sich zum Theil jetzt erst die Augen? Ja, doch wie viele wenden sich noch einmal um, und ziehen die Nachtmüge wieder über die träumende Schläfe oder über die pelzigen Ohren. Denn gespenstliche Gestalten haben sich inzwischen wieder herein geschlichen, und hängen ihre modrigen Kutten vor die Herzen, die, in die Fensterläden eingeschnitten, den hellen Tag verrathen wollen. He Ulrich, Hulberich, Aufwecker deutscher Nation, wo bist du? Ei ja, der schläft nun selbst. So lange dachte er es in Deutschland nicht auszuhalten. Auch hatte er gleich anfangs ein Vorge-

fühl seines frühen Todes, und daß er arm, elend, verfolgt, heimatlos sterben werde. Gerade darum wollte er gern erst ausgerufen haben, was ihm Leib und Seele durchglühte und verzehrte. Er rief es aus, und legte sich dann, außer Athem, auf der Insel Ufnau im Zürcher See, mit den Worten schlafen: Ich hab's gewagt! O ja, zu wagen hätte er es heute noch vielmehr, so daß er eine Ebernburg oder die Schweiz — damals schon die letzte Zuflucht freimüthiger Deutschen — schwerlich erreichen würde, weil wir, Gottlob! jetzt bessere Polizei haben, als damals, — gute Gensdarmarie, Schirmreiter statt Schirmritter. —

Ich bitte mir aus, daß ihr ihn für unsere Reden und Gläser noch nicht todt sein laisset! rief Berthold. Wollt ihr mir Alles vorwegnehmen, was in jener Zeit so täuschend an die unsrige erinnert, daß wir, wie unser Heinz schon bemerkt hat, dem Hutten hier im Walde zu begegnen glauben? Aber etwas finde ich noch für mich an unserm heutigen Festbraten, den wir eben zerlegen. Und hat Heinz den Hutten als seinen Landsmann, und Frik ihn als Libellisten im Knopfloche gefaßt: so hasche ich

König. Blätter aus Ostende.

2

ihn an seinen lateinischen Federn, und rupfe mir ihn zum Volksschriftsteller zurecht. Ihr wißt ja doch, daß Gutten vorher ein eifriger Humanist war.

„Humanist —?“ fiel unsere Wirthin Amalia ein. „Ich bitte, Herr Berthold, setzen Sie nicht so viel voraus, was wir schon wußten. Wir sind hier in einer Waldwirthschaft, streichen euch Gelehrten buchstäblich Butter auf's Brot, und schenken euch klaren Wein ein: thut uns nun bildlich beßgleichen! Seid so gut!“

Bei diesen Worten reichte sie selbst mit ihrer natürlichen Anmuth feine Butterbrote umher, und winkte ihrem Manne einzuschenken.

„Ei zum Kuckuck, der schon nicht mehr schreit,“ versetzte der zu unserer Verwunderung bis jetzt schweigsame Wirth. „Seht doch, wie fein sie ihren Mann auch zu den Ignoranten mitrechnet! Meine Frau soll leben! Aber darin hast du recht, Amalia, daß du das Leisten gegen das Wissen geltend machst. Sapperment, wenn wir Deutschen endlich einmal anfangen, so viel zu leisten, als wir bisher gelernt haben, dann wird's gut. Darin ist auch mein Freund Isstein ganz mit mir einverstanden. Und

das dürfen wir von Gottes und Rechts wegen von uns behaupten. Amalia: wo's etwas zu thun gibt, da sind wir auf'm Strumpf. D'rinn bitt' ich hernach auch um's Wort, und will euch zeigen, daß wir's dem Gutten auch darin nachthun müssen, die Gänsefüße zur rechten Zeit bei Seite zu legen, und mit Stahlfedern zu schreiben, mit solchen, wohlverstanden, wie schon Gutten eine im lederen Pennal an der linken Hüfte trug."

Wir ließen laut, daß es in den Wäldern widerhallte, die Wirthin als „richtige Leute auf'm Strumpf" leben; dann fuhr Berthold, gegen Amalia gewendet, mit der Erklärung fort:

„Die Universitäten waren im 15. Jahrhunderte, in der Zwischenzeit von Huf zu Luther, schmächtig servil geworden. Die Theologie namentlich lebte nur mit dem Herzschlage der päpstlichen Unfehlbarkeit, und herrschte mit diesem Hauptglaubenssätze auch im Gebiete des Wissens. Denn die Philosophie bückte sich vor ihr, um mit ihren langen, spitzen, scholastischen Fingern die theologischen Schuhriemen so oder anders zu binden, wie's der Herrin beliebte. Sie erkannte als ihren hohen

Beruf, haarscharf darzuthun und zu beweisen, was jene geglaubt haben wollte. Eben diese Pfaffen und Professoren, die einander in die Hände, in die Taschen und in den Mund arbeiteten, waren die Dunkelmänner, die Hutten in seinen „Briefen der Finsterlinge“ mit so prächtigem Küchenlatein geißelte. Allein dies köstliche Buch, so viel Lärm und Leser es erregte, war doch immer noch ein Wurzelaußschlag fremden Sprachstudiums. Zwar dienten damals noch die alten Sprachstudien, oder vielmehr die neuen Studien der alten Sprachen, einer Opposition gegen die pfäffischen Universitäten. Sie wuchsen nämlich aus einer eignen Verbrüderung für gemeinsames Leben, aus einer Schule echter Frömmigkeit. Statt aber, daß ein solcher, rückwärts aus der republikanischen Luft der alten Klassiker genommene Anlauf zu einem tüchtigen Sprung in volksgemäßer Entwicklung geführt hätte, wurde, — was erst nur Mittel der Opposition gewesen war, gar zu bald Ziel und Zweck des ganzen Lebens, die Beschäftigung nämlich mit den Alten in ihren hinterlassnen Werken. Und die sich mit diesen, damals zuerst wieder in Aufnahme ge-

kommenen Schriften beschäftigten, hießen Humanisten. Mit dieser Hinweisung auf rein menschliche Bildung gedachte man der bloß theologischen einen Streich zu versetzen, der leider! aber die eigentlich volksthümliche noch härter traf. Denn die Vorliebe, die man für die Bildung der alten Welt faßte, hielt die eigenthümliche Entwicklung der neuen Zeit auf. Es entstand bald eine Gelehrten-Republik von Männern, die alle Jahre richtig mit Leonidas bei Thermopyla für die Freiheit kämpften, eben dort im Amphiktionen-Gericht Urtheil und Recht sprachen, ja sogar den catilinäischen Krieg mit Noten herausgaben; die aber ihr eignes, nach Arbeit und Freiheit ringendes Jahrhundert im Stich ließen, die feurigsten Geister unter der Asche der alten Welt erstickten oder buseelig machten, ja wohl auch in Zeiten der Volksbewegung, aus Angst um die schweinsledernen Ausgaben der Klassiker, in welchen sie alle Bildung der Welt eingebunden glaubten, sich mit den Gegnern des Volks, des Fortschritts und der öffentlichen Freiheit verbündeten.

Zu Guttens Zeiten nahmen diese Humanisten

Titel und Würden, Ehrenketten und Pensionen von den Großen und Regierenden an. Den Gipfel ihrer Verherrlichung erreichten sie, wenn ihnen von der Hand des Kaisers eine Lorbeerkrone verliehen ward. Versteht sich, daß nur die Poesie in lateinischem Gewande hoffähig war und so gekrönt wurde; die Volksdichtung blieb unter den Händen des Hanns Sachs und der übrigen Schuhmacher. Die Volkspoesie blieb bei ihrem — Leisten, und seit Hanns Sachs, dem damaligen Schuhmachermeister und Meisterfänger, darf man wol sagen, daß die deutsche Dichtung bei den deutschen Fürsten — viel Pech gehabt hat. Unser Hutten selbst wurde vom Kaiser Maximilian zum kaiserlichen Dichter gekrönt in demselben Jahre, da Luther seine 95 Sätze an der Schloßkirche in Wittenberg anschlag. Aber als jetzt eine neue Freiheitsbewegung in das Volk kam, erschraß er nicht, und drückte sich nicht bleich und feig hinter die alten Pfeiler und hinter die alten Klassiker. Rasch und entschlossen bekennt er sich zu dem neuen Bestreben; er schwingt seinen kaiserlichen Lorbeer und ruft dem Kaiser den Namen Luther als Lösung der Zeit zu; er knüpft diesen

Kranz als Schmuckgehäng an sein Ritterschwert, und am Tische Albert's, des Erzbischofs von Mainz, wo er als Heimatloser gefessen, erhebt er sich, um seinen Wirth zum Schutze des Luthertums anzumahnen. — Ja doch, auch er hat die Alten gelesen; aber er versteht sich nicht bloß auf ihre Worte, sondern auch auf ihre freie Denkart; er weiß seinen Lucian auch in's Leben einzuführen, indem er die gesinnungslosen Gelehrten, die düsterhaften Pedanten seiner Zeit lucianisch geißelt. Alles setzt er an die große Frage des Jahrhunderts — sein Ritterthum, die Tafel der Prälaten, das Lächeln der Fürsten, die Huld des Kaisers, die persönliche Freiheit. Und wie ihm also nichts mehr übrig bleibt, als sein Freund Sickingen, der so klein von Gestalt und so groß von Herzen ist, wie er selbst: so stiehlt er sich hier durch den Wald, den Felsensteig hinab, dort über die Nahe und erreicht glücklich die Ebernburg. Damals hätten wir ihn von dort können herabrufen hören: „Wach' auf, du eble Freiheit!“ Doch wir hören ja den Ruf noch im Echo, wie die Burg dort noch in Ruinen liegt, — „die Herberge der Gerechtigkeit“ nach der dama-

maligen Volksbezeichnung. Antworten wir dem Echo mit diesem vollen Pokale, mit unsern vollen Herzen und mit dem Rufe: „Hoch die Herberge der Gerechtigkeit!“

Unser Hoch schallte in den Wald. Der Baron rief es noch einmal für sich allein nach, und setzte dann hinzu: „Setzt aber zuerst hinaus mit dieser Rede selbst aus der Herberge der Gerechtigkeit! Welches Unrecht begeht sie nicht an der gelehrten deutschen Republik und gegen das so gern als Aristokratismus gescholtne Bewußtsein der Gelehrten! Soll ich die Entwicklung der heutigen hohen Geistesbildung in Deutschland aus jenen alten Studien ausdrücklich darthun, oder lieber gleich unsern Tagesheiligen selbst, den von Hutten, aus der Herberge der Gerechtigkeit herabrufen, und noch einmal gegen unsern heftigen Berthold streiten lassen, wie er einst in Köln den Dominikaner Hoogstraten bekämpfte, der auch gegen alterthümliche Schönheit und Geistesfreiheit wüthete?“

Man stimmte dem Baron bei, man sprach rasch und lebhaft über die richtige Aufeinanderfolge von Studium und Production, von geistiger und bür-

gerlicher Freiheit. Auch wurde geltend gemacht, daß die bedeutendsten Humanisten stets Bekenner des Protestantismus und Vertreter der Volksgerechtsame gewesen, und daß Hutten selbst in seinem Kampfe für Freiheit nicht aufgehört habe, sich zur wissenschaftlichen Verbindung der Humanisten zu bekennen.

Aber er schrieb deutsch für das nach Freiheit ringende Volk! rief Berthold. Er ließ von nun an sein rundes gemachtes Latein fahren, und griff, wenn auch viel unbeholfener, zu seinem körnigen, berben, sinnschweren, volksgemäßen Deutsch; ja, er übersezte aus dem Latein, und alle Stände lasen ihn. Und wenn er heut noch für uns und unsere Zeit von Bedeutung ist, so liegt diese nicht darin, daß er ein gekrönter Humanist war, sondern daß er zur rechten Zeit aufhörte es zu sein. Soll diese Erscheinung nicht auch für symbolisch gelten? Ja, wir müssen endlich aufhören mit Pfauengravität im abgeschlossnen Vorhose der Wissenschaft unser Rad zu schlagen, und unsern Stolz vielmehr darin suchen, mit zum Volke zu gehören, für das wirkliche Leben zu sprechen und zu thun. Die philolo-

gischen Pfaue müssen zur rechten Zeit politische Hähne werden. Und wenn ich vorhin heftig war, so galt es nur jenen aristokratischen Humanisten, die um die Großen schledten, um die Vornehmen buhlen und sich den Gewalthabern dienstbar machen. Und unter diesen zielte ich eigentlich nicht auf jene seit 300 Jahren vermoderten Gesellen, sondern auf unsere heutigen Gelehrten und Professoren mit ihrer Vornehmigkeit gegen die jüngeren Schriftsteller der Nation, mit ihrer Feigheit vor jeder Bewegung im Volke und mit ihrem Dünkel auf Wissen, während sie im Können oft schlecht genug bestehen würden. Sie haben schon in Hutten's Zeit ihr Vorbild an Erasmus, dem feinen Lateiner, dem höfischen Gelehrten, der für Hutten, als er nach Sickingen's Tode ohne Herberge sich nach der Schweiz retten mußte, nur Hohn und Verschmähung besaß. Dieser Erasmus war eben der Gelehrten Einer, die in den höhern Kreisen von Geltung und Einfluß, beides nur gegen die Sprecher des Volkes, gegen die Schriftsteller der wachsenden Zeit bethätigen. Sprecht ihr mir aber vom Segen der humanistischen Studien:

so vergeßt auch nicht der jüngsten Wohlthaten derselben, und wie dienstbar die alten Sprachen wieder gemacht werden. Ja, laßt sie nur unsere Jugend in den Distelfeldern der Philologie recht abhegen, und ihr werdet so wörterklaubende, wortgläubige Rechthaber und Rechtmacher an ihnen gewinnen, wie ihre Treiber selber sind, — Bursche, die immer nur nach dem Zusammengescriebenen fragen, nur um Alles nicht nach dem, was es zu thun gibt. Wohlan! Ich bringe ein Hoch: auf denn, eingeschenkt! Die Borakten sollen leben!

Man lachte des Freundes, der in Geberden noch heftiger, als in Worten war.

Nur nicht wieder einseitig, lieber Berthold! mahnte ich ihn. Soll ich dich mit der Weisheit eines mir bekannten Handelsjuden widerlegen? Der begegnete mit Pack und Elle zum drittenmal an demselben Vormittag einem Bekannten. Lachen Sie nicht, rief er diesem zu, bedenken Sie wie gut es ist, wenn die Menschen sich begegnen, einer da, der andere dorthin rennt: liefen wir alle eines Wegs, so schnappte die Welt über. Ja, Freund, wenn alle

Jugend, alle Geisteskraft einer Zeit nur vorwärts gerichtet wäre, — die Welt schlage über: sie verlore das schöne Gleichgewicht ihrer Kräfte und ihrer Entwicklung, die Schätze der Vergangenheit und die Reife der Zukunft zugleich. Die Menschheit soll ja die Vergangenheit für die Zukunft verbrauchen. Darum eben lehnt sie sich in einzelnen Geistern rückwärts, zu ihrem Wohlgefallen an dem, was sie früher gethan und gedichtet hat, und streckt sich in andern vorwärts, um auch die Zukunft fruchtbar zu machen. Jenen gibt sie einen Spaten, diesen ein Schwert, jenen die Feder, diesen den Kittig, jenen die Nase des Trüffelhundes, diesen des Jagdhundes. Daß nun, beiläufig, zu Trüffelhunden die Pudel besonders tauglich sind, die sich auch auf's Aufwarten verstehen, ist eine bekannte Sache. Warum tabelst du, daß die Rückwärtsforschenden so friedliebend sind? Sie brauchen ja Ruhe und Stille um sich her. Laß sie auch immer sich vornehm dünken: bewahren sie denn nicht die alten Adelspergamente der Menschheit, an denen sie zuweilen auch kurzfristig werden? Daß sie nicht selten voll Dünkels sind, liegt in

der Natur der Sache: das Wissen bläht auf, weil sich in ihm die Gase des Abgestorbenen entwickeln. Nur edles Schaffen macht bescheiden; denn es gelingt nur zum kleineren Theil in den Augen des Schaffenden; auch hat der Reichstbegabte nur seine persönliche Kraft, sein individuelles Ziel, seinen getheilten Gewinn; während die Wissenden die Errungenschaft der Jahrhunderte vor sich haben und für ihren Besitz ansehen, ein Besitz, der gleich einem fortzündenden Lichte durch Mitwissende nicht getheilt oder geschmälert wird. Laß es denn auch ein thathemmendes Wissen, eine aufhaltende Literatur geben, und bekenne du dich zur fortbewegenden, mit dem Troste, daß deren Kräfte jetzt im Zunehmen begriffen sind. Die Zeughäuser und Niederlagen der Gelehrten-Republik öffnen immer weiter ihre morschen Thore; Geräthe und Vorräthe werden dem ruhigen Leben zugebracht. Das Volksthum ist im Wachsen und treibt seine Federn. Und wenn früher nur diejenigen von hoher Hand mit Lorbeern gekrönt wurden, die mit altem Wissen gepudert und klassisch gekräuselt aus der Menge hervor-

ragten; so naht nun die Zeit, da nur diejenigen gelten, die im Bewußtsein der Nation wurzeln; da nur jene Werke gedeihen, welche die Gegenwart fördern und der Zukunft eine Hand reichen. Die Lorbeerkränze sind ja schon im Abwelken; auch grünt die That aus eignem Mark und Boden, und überläßt gern dem grauen Wissen die geliehenen Blätter des klassischen Landes. —

• Wir standen stillschweigend auf, denn unsere liebe Wirthin hatte sich erhoben. Die Sonne war bereits von den Wipfeln der Bäume und von der hohen Stirne des Rheingrafen verschwunden, und die Waldwiese fing leise zu dampfen an.

Nachdenklich wandelten wir zurück. Auch Amalien merkte man an, wie viel sie mit Gefühl und Gedanken an das leicht und lebhaft Gesprochene anzuknüpfen hatte. Im Widerschein der brennenden Abendröthe flogen wir in's dämmernde Thälchen hinab. Welch' ein Frieden lag in diesem heimlichen Schooße! Ein Wink unseres sinnigen Wirthes, und der Fährmann lenkte, statt überzusetzen, den Fluß hinauf.

Die Nahe streicht an der Felsenwand hin, die

bewaldet vom Rheingrafenstein nach der Ebernburg zieht. Die Sichel des Mondes blickt durch die Buchenwipfel herein. Vor uns die Ebernburg zackt sich mit ihren Ruinen schwarz auf dem rothgelben Himmel aus; durch das gesprengte dunkle Thor fällt der Abendpurpur herein; ein Bäumchen streckt sich von den Binnen nach den dämmernden Sternen, — Uns zur Rechten zieht in großen, einfachen Ausschnitten der Rothenfels, und verdämmt in den matten östlichen Himmel. Vom linken Ufer ab in die Breite des Thälchens stehen die Grabirhäuser dunkel mit durchleuchteten Rippen. Langsam ziehen die Leistarme das Gestäng hin und her, langsam wälzt sich das breite Grabirrad zwischen den dunkeln Bäumen, vom Uebergusse des gehobenen Wassers schimmernd, wie das Antlitz des Arbeitenden glänzt. Inmitten des dämmerungsvollen Thales ragt eine schlanke Eller in den freien Abglanz des vom Kranz der Berge abgeschnittenen Himmels hinaus.

Unser Kahn wendete sich und glitt sanft an der Felswand zurück. Blühende Stauden, zwischen den Felspalten üppig aufgewachsen, nickten her-

ab, — Geißbart mit seinen duftenden weißen Blumensträußern auf hohem Stengel, und Weiderich mit rothen gespaltnen Blumenblättern.

Ueber einer engen Felsenhöhle ragt ein Felsborn hervor. Auf Amaliens Wunsch klettert, von unsern Armen gehoben, ihr Knabe hinan, um dort, zum Abendopfer eines seligen Tages, unsere Laubkränze aufzuhängen. Von diesem Geräusche schwirren die Nachtvögel aus ihrem alten Schlupfwinkel. — „Die Geister der Dunkelmänner aus Huttens Zeit!“ ruft eine Stimme. Mit einem nochmaligen Lebehoch auf den edeln Ulrich steigen wir aus.

Voll von dem Frieden dieses frommen Thals und dankbar für den heiligen Feiertag, legen wir uns schlafen, um in der Frühe des andern Morgens, von unsern lieben Wirthen bis an den Rhein begleitet, unsere Fahrt nach Ostende fortzusetzen,

II.

Tagebuch aus Ostende.

Nicht immer neu kann der Gedanke sein:
Tritt er nur frisch in neue Kreise ein!



Sonnabend, 16. Juli 1842.

Endlich — in den letzten Stunden einer Woche voll Unruhe und Zerstreuung komme ich wieder zu mir selbst. Glücklich, wer an nichts in der Welt verloren geht! Ich lächle so vergnügt in mich hinein, als hätte ich einen heimlichen Fund an mir gemacht, und doch ruft es schon Halbpant! in meinem Herzen für eine liebe Seele, die dort zurück geblieben ist, wo ich vorigen Samstag früh ausfuhr, — in Fulda. Und nun sitze ich hier oben im engen, zwei Treppen hohen Stübchen des Hôtel de Flandre. Es ist alles still drunten in der Rue du Chat, und über den nahen Festungswall herüber höre ich dumpf das deutsche Meer tosen.

Das Meer! Zum erstenmal lege ich altes Kind mich unter den uralten Wiegenliedern der See schlafen, der immer wachen Mutter des Erblebens, der unruhigen Amme der Völkercultur. Ich bin hier dem Urverkehr der Elemente näher getreten, dem geheimnißvollen Austausch zwischen Meer, Luft und Erde. Unter jenen einfachen Urlauten des Ozeans, wenn auch nicht gerade dieses atlantischen, ist unser Geschlecht aus seinem Kindheitschlummer erwacht, und zur Besinnung gekommen. Wie? Wenn man sich hier auch auf die Urfragen des Lebens und der Kultur leichter befänne, um die Zweifel und Ängste, die Irrthümer und Unruhe unserer so weit verlaufenen Bildung zu lösen und zu befriedigen? — Der leidende Pilger, der von diesen regelmäßigen Pulsen der See, wie ein erkrankter Sohn am Herzen der Mutter, Herstellung von so mancherlei Verstimmungen hofft, — vielleicht findet er gerade in solcher Entfernung, unter lauter fremden Menschen, die rechte Einsamkeit zur Betrachtung der großen, allgemeinen Zeitverstimmung, die, wie er selber den Wellenschlag, so — ich weiß nicht was sucht, um zu genesen.

Diese Verstimmungen des Jahrhunderts werden so bald nicht ihren heilenden Strand finden und ihren trüben Schaum in grauen Dünen ausgepült haben. Doch darauf braucht der Einzelne auch nicht zu warten, um wenigstens sich selbst frei von den Leiden der Zeit zu machen, soviel es durch Einsicht und Muth, an Geist und Herzen; zu geschehen vermag. Bisher hat man Bäder bloß um körperlicher Leiden willen besucht. Die Hypochondrie, die Gicht, die Bleichsucht, die Nervenschwäche machen mit Zuziehung des Arztes und der Kasse ihre Wahl unter den vielen Bädern, mit denen Deutschland mehr noch, als mit Regierungen, gesegnet ist. Dort suchen sie zugleich Zerstreuung, Vergnügen und die gewohnten Sympathien der Gesellschaft. Wäre es aber nicht eine doppelte Genesung, wenn der Badende nebenher auch seine Antipathien, seine Vorurtheile, seine Zweifel und Engherzigkeiten ablegen und zurücklassen könnte, wenn Salz, Stahl und Meereswogen auch seinem Herzen und seinem Geiste zu gut kämen?

Wohlan, für mich kann ich es wenigstens ver-

suchen und zusehen, wie hoch man sich, gerade vom Niederland aus, über seine wirre Zeit erheben, wie viel man zwischen dem Wellenschlage des Ozeans und den Fluten des Jahrhunderts an Leib und Seele erstarren könne. — Das Bild Ulrichs von Hutten hat mich bis hierher begleitet. Will etwa jenes Gespräch unter der Ebernburg für die Duvertüre meiner Abendbetrachtungen gelten? Wenigstens könnten meine Sätze am besten aus der Tonart Huttens gespielt werden, dem es eigen war, wenn er Blätter schrieb — kein Blatt vor den Mund zu nehmen. —

Zwei volle Tage war ich in der rastlosesten Bewegung, ja wol drei, wenn ich die vorgestrige frühe Ausfahrt von der Münsterer Saline hinter Kreuznach und von Bingen nach Köln mitzähle, wo wir beiden Reisegefährten den Abend auch nicht ruhten. Zwischen heut und gestern kam uns aber auch nicht einmal eine „schlafende Nacht“ zu gut. Nachdem wir nämlich Vormittags den Dom und das weite Köln durchlaufen hatten, um zwei Uhr auf der Eisenbahn nach Aachen überfahren, und hier durch Kirchen, Straßen, Alleen auf den Beinen

gewesen waren, nahmen wir Abends 10 Uhr Plätze auf dem Postwagen nach Lüttich. Auf der guten preussischen Landstraße nickten wir zwar ein wenig ein; allein, nur zu bald erreichten wir Henri la Chapelle, wo der Conducteur uns mit dem französischen gerufenen Aufgebot weckte: Meine Herren, wir sind in Belgien, steigen Sie aus, zeigen Sie Ihre Pässe vor, öffnen Sie Ihre Koffer! — Dies war, begreiflicher Weise, um munter zu werden; aber die gepflasterte belgische Chaussée war kein Weg, um wieder einzuschlafen. Zum Glück tagte es früh; die hügelige Gegend vor Lüttich wollte besehen sein. Auch blieben uns zum Kaffee in der Post zwei Stündchen Rast. Von 7 Uhr an, bis heut Abend gegen 5 brachten wir auf der Eisenbahn zu. Man sitzt da wol, aber die Fahrt erheit doch. Kaffee und Waschen verrichteten wir auch mit Hast, nur um noch den Abend am Meere zuzubringen.

Ich muß gestehen, der Anblick des Meeres hatte für mich nichts Ueberwältigendes, wie ich es mir wol erwartete. Allerdings war auch der erste Eindruck einigermaßen gebrochen worden. Ehe wir

nämlich Ostende erblickten, nahm ich rechts von der Eisenbahn hinaus, zwischen den Bäumen hindurch, einen fernen Höhenzug wahr, der mich in diesem flachen Lande und durch seinen doch wieder ebenen Verlauf befremdete. Es schien ein ferneß, ungeheures Saatsfeld, in welchem es bald da, bald dort schneeweise aufzuckte, als ob Tauben aus- und eintauchten, hin und her flogen. Nach einigem Räthseln kam ich auf die Vermuthung, ob es nicht das Meer mit kleinen, schäumenden Wellen sei. Hatte ich nun so schon ein Stück Hochmeer über Land gesehen, so mußten wir nun auch vom Seedamm aus eine Strecke Ebbesand im Vordergrunde des ruhigen Gewässers erblicken, wodurch der Eindruck noch einmal geschwächt ward. So kam mir das Meer beim vollen Ueberblicke nicht größer vor, als ich es eben billig fand; ja ich konnte es mir von hohen Gestaden und im Auf-ruhr gesehen sogar gewaltiger denken.

Dafür trafen wir die Gesellschaft in Flut, auf dem langen Meeresdamme und um die Restauration her. Lauter fremde Gesichter, kalte Blicke, gehaltne Manieren begegneten uns. Je stärker die

Mischung verschiedner Nationalitäten an einem Orte, desto mehr Wärme der Vertraulichkeit und Fröhlichkeit wird gebunden. Es entsteht das eigne Badeklima, an das man sich am ehesten gewöhnt, wenn man selbst eine möglichst starke Portion seiner Gemüthswärme fahren läßt. Zwischen den englischen, französischen, flamändischen Accenten hörten wir doch auch bald genug deutsche Worte. Daß wir uns darüber freuten, war schon philisterhaft genug; aber ich glaube, wir verwunderten uns gar. Während der Deutsche, ohne nationale Geltung, auf sein Weltbürgerthum, und zwar mit voller Erlaubniß der hohen deutschen Obrigkeiten, stolz ist, verwundert er sich doch, wenn er sich irgendwo in der großen Welt findet. So sehr ist uns die nationale Bescheidenheit zur andern Natur geworden. Ja, sie muß uns eingeboren sein; denn es geht uns nicht selten, wie es mir erging, als ich in der Bürgerschule vom Buchstabiren zum Lesen stolpernd, in einem Lehrbuche der Erdbeschreibung herausbrachte, es gäbe vier Welttheile, — der fünfte war damals im Bisthum Fulda noch nicht anerkannt — und wir wohnten in Europa. Es

that mir ordentlich wohl, daß wir doch in einem Welttheil wohnten.

Inzwischen hatten die flamändischen Badebursche, die sich halb wie Matrosen, halb wie Bettler ausnehmen, mich im Gewühl der Menschen als frischen Ankömmling erkannt, und drängten sich mit Badebilleten auf. Dazu besteckten sie ihre flamändischen Angeln mit deutschen und französischen Wörtern, als Lockwürmchen. Es bestehen nämlich verschiedene Gesellschaften für die am Strande haltenden grauen und grünen Badewagen mit ihren schwarzen Nummern. Ich entscheide mich endlich für die Unternehmer von Nummer 1 bis 24. Diese Compagnie des Herrn Peter Luyts besitzt auch — der französischen Adresskarte zufolge — die erste Badewärterin Ihrer Majestät der belgischen Königin in der Person der Marie Hachez. Das Bad im Abonnement einen halben Franken, 14 Kreuzer oder 4 Sgr. mit zwei Badehandtüchern, einem Badewammus mit Hose, falls man nicht eignes Geräthe vorzieht, Fahrt in's Meer und so viel Wellen, als man in beliebiger Zeit auf den Rücken laden kann, — ist das nicht

sehr billig? Und wie ich drunten in der ankommenden Flut dem lustigen Hüpfen und Kämpfen der Abendbadernden zuschaue, hätte ich gleich hinabspringen und das erste Badebillet ausgeben mögen.

Sonntag, 17. Juli.

Herrlicher Frühmorgen, als ich erwachte! Sonne über und über und Sonntagstillе in der katholischen Stadt.

Geschlafen hatte ich, wie ein König, oder — richtiger gesagt — wie ein Bauer. Dank der vorausgegangenen Ermüdung, aber auch dem vortrefflichen flandrischen Bette!

Und als ich das hohe Fallfenster aufhob, da lag über dem Festungswall hinaus das Meer in den Morgenlichtern, — hellgrün von weißen Flammen durchzuckt. Es sind die Wogen, die sich immer mit Schaum brechen. — Ei ja, ich möchte in dem Zimmerchen wohnen bleiben, wenn's irgend zu machen ist. Enge freilich ist es, und nur mit den

unentbehrlichsten Mobilien versehen: allein, man bringt ja doch so viel als möglich den Tag im Freien zu, am Meere. Und so lange ich hier raste, träume, schreibe, schlase, bleibt mir die See nahe, — sie tost herüber, blickt herüber, haucht herüber mit dem Nordwestwinde. Meereshauch, Mutterathem des Lebens!

Ich eilte hinab zu baden; die Flut kam heut ziemlich früh; viel Badende fanden sich ein. Die Badekarren hielten durcheinander auf dem Strande. Es sind geräumige, meist graue und mehr viereckige als runde Kasten auf zwei hohen Rädern fahrbar. Ein Treppchen ist hinten unter der Schiebhüre angebracht; zwei Bänke unter den Seitenfenstern mit Vorhängen, ein Spiegel über einem Tischchen im Vordergrund und Haken für die Kleider machen das einfache Mobiliar aus. Der Badeanzug — leinenes Wamms und kurze Hose, wird gleich nebst zwei Handtüchern mit herein gegeben. Schon ist ein berber Gaul vorgespannt, der Kärner schlägt mit dem Peitschenstiel an den Kasten, zur Warnung, da man beim Abfahren in dem steifen Behälter leicht umgeworfen wird. Ich

blieb nicht ohne Aengstlichkeit beim Entfleiden, während der Wagen eine Strecke sanft im Sande dem Meer entgegen schwankte. Plötzlich rauschen die ersten Wellen an die Räder; tactmäßig zischen die stärkeren durch die Speichen. Der Karren wendet um und hält; der Gaul wird für andere Führen ausgespannt, und du bleibst nun allein vor und über dem tosenden Wasser. Wie du nun umgekleidet die Thüre aufschiebst, überfällt dich ein Grausen. Vor dir nichts als immer höher steigendes Meer, Bogen an Bogen, die einander überstürzen, wie begierig an dich zu kommen. Da steht zum Trost unten am Treppchen der Führer, den man anfangs gern für ein kleines Trinkgeld mitnimmt. Er lächelt gutmüthig herauf, und reicht dir eine Hand. Ein unbeschreibliches Gefühl, dieser Meereshöhe mit ihren tausend tosenden Wasserfällen entgegen zu schreiten! Anfangs spielen nur die gebrochnen Wellchen um Baden und Knie; du blickst beängstigt und gedankenlos rechts und links in die endlose Unruhe der Gewässer. Plötzlich wälzt sich dir eine Woge entgegen; der Führer reißt dich vorwärts, und sie rollt eiskalt über dich

hin. Angst, athemloses Zittern brohen dir die Besinnung zu nehmen; du streichst das triefende Haar aus den Augen, sprubelst das bittersalzige Wasser aus dem Munde; da stürzt die zweite, da schon die dritte Woge auf dich herab.

Schöne Wellen, schöne Wellen! ruft mit fremdartiger Betonung der ehrliche Flämänder, und lacht dich an, wie du immer wieder der triefenden Haare, des durch die ängstlichen Rüstern eingezogenen Wassers dich erwehrst. — Aber nun auf einmal schwindet auch die Angst; es wird Einem warm und wohl. Man fühlt sich muthig, und schreitet, wie herausfordernd auf die mächtigsten Wogen los, denen man sich dann, um von ihrer Wucht und Gewalt nicht umgeworfen zu werden, mit gespreizten Beinen entgegen stemmt.

Doch wenn man sich am wohlsten fühlt, soll man, besonders anfangs des Badens, das Wasser verlassen. Man eilt nach dem Karren zurück, den man nach seiner Nummer über der Thüre unter den vielen inzwischen herangefahrenen heraus findet, streift den triefenden Anzug rasch aus, und trocknet die dampfenden Glieder schnell, damit man nicht

schauere. Dann soll man noch eine rechte Weile am Meer wandeln, damit die Nerven ausbeben, die Herzschläge ruhiger werden, ehe man dem Körper eine andre Aufgabe, sei es auch nur die des Frühstückens, zumuthe.

Aber was ist alsdann auch dem lachenden Behagen, dem innigen Wohlgeföhle zu vergleichen, mit dem man vor dem weißgebedekten Tische, vor der weißen Porzellankanne, vor dem Teller mit Weißbrot und Butter sitzt, und dem Kaffee, der allein schwarz bleiben will, mit köstlichem Rahm ein Schnippchen schlägt. — Und mitten in diesen Wohlgeföhlen ward mir plöglieh — worüber wahrscheinlich im Schlafe meine Seele fortgeräthselt hatte — der Gesichtspunkt für meine Zeitbetrachtungen klar. Ich hab's, ich hab's! hätte ich beinahe laut gerufen, und den Kellner erschreckt, den träumerisch-ungewandten, blonden Jungen aus Brügge, der mit der Dame des Hauses besser flamändisch, als mit den Gästen französisch spricht. Ich hab's!

Es wollte mir nämlich gestern nicht alsbald klar werden, was denn wol die Verstimmungen der Zeit zu ihrer Genesung suchten. Diese Zweifel

der Gegenwart, ich mochte sie mir gern als Badegäste betrachten, um sie mit mir selbst in nähern Verkehr zu bringen, in Sympathie zu setzen. Wenn ich die wichtigsten Angelegenheiten der gegenwärtigen Zeit unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt brächte, so hoffte ich ihnen und mir zugleich gerechter zu werden. Mir, indem ich meinen Betrachtungen durch Einheit des Gesichtspunktes eine gewisse Kunstform verliehe, und den Gegenständen der Betrachtung, indem sie nicht einzeln aus wechselnder Stimmung, sondern alle aus demselben freien Standpunkte geprüft und gerichtet würden.

Nun war es mir, als ich so erquickt das Meer verlassen, mit einmal klar geworden, worin das Herstellende, Neubelebende der Seebäder liegen könnte. Zwar wird schon die Seeluft für heilsam und stärkend gehalten, wahrscheinlich um ihrer Bestandtheile an flüchtigem Salz oder Sauerstoff willen. Auch das mit Salzen, Urschleim u. dgl. geschwängerte Meerwasser mag die Haut beleben und den auffaugenden Gefäßen heilsame Bestandtheile zuführen. Gewiß aber liegt die Hauptwir-

König. Blätter aus Ostende.

lung in den mächtigen Schauern, die das ganze Nervensystem in Anspruch nehmen. Mit heftiger Gewalt stürzt die Woge auf Einen herein. Dicht vor dem Badenden schwillt gegen ihn heran ein dunkelgrüner Wasserberg, schwankend, als wolle er sein Gewicht prüfen. Und in dem Augenblicke, wo sein Gipfel oder auch seine lange Firste überschlägt, entsteht ein Silberblick von Schaum; jedes der Millionen Tröpfchen, die wie Champagner zischen, ist lebendig. So plagt die Wassermauer dem Badenden über Kopf und Rücken, oder wenn sie ihn nicht erreicht, springen die vor ihm abgestürzten Wellen mit zischenden Pudelköpfen in zwei, drei Sägen an ihm empor. Wider solche Gewalt eines übermächtigen, vom tiefften Erdenleben bewegten Elements hat sich dann der eigne Organismus zusammen zu nehmen und zu wehren. Der Angriff einer so absoluten Macht, diese ungeflüchte Noth von außen, schüttelt die lahmen, unter sich verstimmteten Nerven, und zwingt sie zu muthiger Erhebung, zum Aufgeben ihres kleinen, frankten Egoismus; sie versöhnen sich in einer solchen gemeinsamen Abwehr, bei wiederholten Angriffen in

einer, der Krankheit angemessenen Reihe von Bädern. Die gehobene Nervenkraft wirkt dann auf die durch frühere Lähmheit eingetretenen Stockungen und Störungen. Alle Thätigkeiten des Organismus sind neu beschwingt und thun ihr Werk. Du bist genesen.

Dieser wunderbare Einfluß eines mächtigen Elementes steht gewiß nicht vereinzelt da, sondern verräth nur seinen Zusammenhang mit einem allgemeinen Naturgesetze. Und wirklich findet man auch sonst, daß die besonderen, vereinzelter Lebenserscheinungen und Geschöpfe in der Berührung mit dem höhern, allgemeinen Lebenselement, aus dem sie hervor gegangen sind, ihre Kraft erhalten, und neue Erquickung gewinnen. So lange ein besonderes, vereinzelter Wesen im Höheren noch eingehüllt ist, wird es von diesem genährt und bewahrt. So der Menschenkeim unter dem Mutterherzen. Allein sie werden erst besondere Wesen, wenn sie, reif dazu, aus dem allgemeinen Leben hervortretend für sich bestehen. Ganz aufgehoben wird aber diese Urverbindung nicht; und so behält auch der kräftigste, selbständigste Mensch für sein

ganzes Erdenleben das Bedürfniß, aus seinem erschöpfenden Einzeldasein von Zeit zu Zeit im Schlafe zu dem ursprünglichen Naturzustande zurück zu kehren, um Erneuerung an derselben Quelle zu finden, wo er sein Leben schöpfte.

Dasselbe gilt in den Kreisen des allgemeinen Naturlebens. Ein Magnet, im magnetischen Meridian aufgehangen, gewinnt vom allgemeinen Erdmagnetismus Zufluß an Kraft; jeder Körper empfängt höhere Sonnenwärme in der geraden Spannungslinie zwischen der Sonnenmitte und dem Erdcentrum u. s. w. Das heißt, in gewisser Lage gibt ein besonderer Körper sich inniger dem Einfluß eines höhern Ganzen hin, dem er verwandt ist; er wird gewissermassen von der Urmacht desselben überschauert, wie ein Badender von den Pulschlägen der mütterlichen See.

Und nicht anders läßt es sich auch im geistigen Leben erwarten. Jedes besondere Leben steigert sich oder stellt sich auch her durch Athmen des rechten höhern Lebens. Ja wohl, ein Athmen kann man es nennen; denn wie unser leibliches Leben nur dadurch besteht, daß es mittelst des Luftkreises mit

dem Aether, also mit dem Weltganzen, durch Athmen in pulsirender Verbindung bleibt, so fühlt sich unser zum Selbstbewußtsein erweckte Geist mit wahren Athmenstrieb zur Empfindung und Beschauung des Unendlichen, des übersinnlichen Ausgezogen. Von da kommen ihm die erhaltenden, die herstellenden Einflüsse zu, die ihm so unentbehrlich sind, als die Luft seinem Körper. Ja, die Atmosphäre und die Religion sind die beiden Lebenskreise des Amphibiums Mensch!

— — Es war doch ein herrlicher Sonntag, der zu Ende geht! Sah ich durch mein Schubfenster zum wolkenlos blauen Himmel auf, so mußte ich draußen den drückendsten Sommertag erwarten. Allein das Meer, bewegt wie es war, sächerte mit seinen langen, schillernden Wogen die erquickendste Frische über den Strand. Alle Welt schwärmte um die Restauration und den Seebamm entlang. Gegen Abend wurde die Gesellschaft immer bunter. Die vornehme Welt, durch kostbare und zuweilen seltsame Anzüge hervorstechend, fand im Gedränge mancherlei Gegensätze. Die bürgerliche Frauenschaft von Ostende mischte sich mit ihrer alleinheimischen

Tracht unter diese hellen, leichten Wechselmoden. Es sind dunkle Tuch- oder Kamelott-Mäntel mit Kapuzen, die ein wenig über den Kopf gezogen, oder auch zurückgeschlagen werden. Viele tragen Häubchen dazu. Das Ganze sieht recht mittelalterlich aus, und man begegnet mancher Mädchen-gestalt, die mit katholischem Blick und kirchlicher Haltung lebhaft an Gretchen im Faust erinnert. Und wirklich, obschon sie nicht aus der Kirche, sondern spazieren gingen und faustische Blicke genug auf sich zogen, sahen sie doch eher beschaulich als beschauend aus.

Ein anderes einheimisches Element gaben die Kleriker ab, die bewußt und behaglich einher wandelten, obschon wie Pilgernde aussehend. Wenigstens haben die schwarzen Talare so eigenthümliche Dütensalten im Rücken über den Hüften, daß sie wie aufgeschürzte Gewänder aussehen. Auch nonnenartig gekleidete Personen wandelten am Arme weltlicher Frauen, — vielleicht von den einheimischen „Schwestern des heiligen Josephs“, oder Besuch aus Brügge. Selbst die Waisen- und Schulkinder wurden in langem Zuge von geist-

lichen Lehrern über den Damm geführt. Zuletzt war kaum im Gedränge fortzukommen. Denn der Damm läuft, nur ein paar Schritte breit, zwischen dem Meeresstrande und den Festungsgräben hin. — Ich liebe ein solches Drängen. Es gewährt mir immer die süßeste Einsamkeit, unter tausend fremden Menschen ungekannt zu wandeln. Besonders interessirten mich die vornehm aussehenden alten Damen, die ihre Lieblinge an langen Bändern spazieren führten, — allerlei Hunde nämlich, mit leichtgeflochtenen, weitvorragenden Maulkörben bewaffnet, — oder eigentlich entwaffnet. Es wurde mir immer wahrscheinlicher, diese Windhunde, Wachtelhündchen, Pudel, Spitze, Pincher und was es alle für Rötter sein mochten, wären verwandelte Uebersetzer in's Deutsche, die in ihrer jetzigen Gestalt allen Schund zu apportiren suchten; daher ihnen solche Maulkörbe vor die Schnauze gebunden waren. Hätten sie sich vor ihrer Verwandlung lieber die rechte Pfote verbinden lassen! dachte ich. Wenn diese Rötter irgend einem dicken Herrn begegneten, so wedelten sie mit dem Schweif, als ob er ein Buchhändler Weber oder Kollmann wäre.

Mir selbst schnupperte im Vorüberwatscheln ein fetter Mops am Beinkleid. Ich fürchtete, er bekäme die Bitterung eines Romanpoeten, und hielt mich sorgfältig auf der Seite des Seewindes. — Wenn mir die Nacht nur nicht von den Rädern und den Maulkörben träumt!

Montag, 18. Juli.

Nach dem Frühbad und Frühstück suchte ich mir ein Bild der Stadt zu erschlendern. Doch vor dem Schlendern darf ich der Pomade nicht vergessen. Ich bade nämlich unverhüllten Hauptes, wie mein alter Arzt mir es empfahl. Die meisten Badenden, die Damen wol alle, verwahren das Haar. Leider! wird aber durch den Badeanzug fast der ganze Körper schon der Meeresunmittelbarkeit entzogen, gewissermaßen mediatifirt. Dürfte man doch mit dem bloßen paradiesischen Feigenblatt unserer Urgroßmutter Eva in's Bad gehen! Es wäre gewiß heilsamer und angenehmer. Allein die Wasserpolizei von Ostende duldet nicht einmal eine Wammislosigkeit der Herrn. Ich suche mir dadurch

zu helfen, daß ich meine Badejacke am Halse nicht zubinde; so kann ich sie zurückschieben, um der abstürzenden Woge den Rücken, kann sie aus einander schlagen, um den springenden Wellen die Brust zu öffnen. Der elektrische Schlag, das lebendige Prickeln, der leiseste Hauch der Flut berührt mich dann ohne eine Zwischenlage von Leinen. Freilich kommt man nun mit gesalznem Haupt nach Hause, und mein Kopf wird Haare lassen müssen, woran er eben keinen Ueberfluß hat. Je nun! Seebad ist einmal ein außerordentliches Ereigniß, das auch den mäßigen Besitz stärker besteuert, vielleicht aber auch, gleich andern Ueberschwemmungen, den Boden bessert. Jedenfalls wird im Seebade die Haarsalbe eine rechte — Hauptsache.

Die Stadt erinnert mich sehr an mein liebes Hanau: so durchkreuzen sich die geraden Straßen von einem großen, viereckigen Plage aus, dort Markt-, hier Waffenplatz genannt. Auch liegen auf beiden Plätzen, wenn gleich auf entgegengesetzten Seiten, die Rathhäuser und haben im obern Geschoße Gesellschaftslokale, — hier in Ostende das

Casino mit einem schönen Tanzsale. — In Ostende sind jedoch die Häuser großartiger, und wenn auch aus Backsteinen, doch massiver gebaut. Ungemein große Fenster öffnen sich in der Regel nicht mit Flügeln, sondern werden empor geschoben und mittelst eines eingesteckten Nagels offen gehalten. Es ist ein ängstliches Ausschauen, da Einem das schwere Fenster wie der Block einer Guillotine über dem Nacken droht.

Die Stadt hat das Meer im Rücken, und aus den sympathischen Geflechten Belgiens zieht sich ihr als verbindender Schweifsnerv (*nervus vagus*) die Eisenbahn an die Kehle herauf. Dicht neben demselben fließt eine Kanalader gen Brügge hin, eine Vene, wenn Flüsse die Arterien vorstellen. — Die Eisenbahn mündet neben einer Art von Vorstadt mit verschiedenen Kasernen und dem Seemagazin. Zwischen hier und der Stadt liegen die Hafenbecken für die Handelsschiffe, durch deren Masten man die sonnige Häuserreihe des Kaiserkai erblickt. Man gelangt über eine Brücke in eine schöne, gerade Straße, die am Kirchenplatze, am Waffenplatz und an mehreren Gasthöfen und Kauf-

läden hin die Länge der Stadt durchmißt, und still an der Böschung zum Festungswall neben einer hochgelegnen Windmühle verläuft. Der Wall ist hier für Fußgänger durchbrochen, und eine hölzerne Brücke legt sich über den breiten Festungsgraben nach dem Meeresdamm und den Badeplätzen. Jene Windmühle ist meine Nachbarin zur Linken meines Fensters. Ich sehe sie ihre mächtigen Flügel im Seewinde schlagen, den Müller die schmale Leitertreppe hinan steigen. Ueber den Wall hinaus erblicke ich die auf dem Seedamm Wandelnden, unten von der Linie des Walleß abgeschnitten, als wandelnde Brustbilder, dunkel vom helleren Hintergrunde des Meeres abgehoben.

Der Meeresdamm ist der Hauptspaziergang der Badegäste, an der ganzen Nordwestseite der Stadt, zwischen dieser und dem Meer hingezogen, 30 Fuß hoch über dem Strand aufgeböschet, und oben mit stehenden Ziegelfsteinen sauber gedeckt. Er ist aus verben schwarzen Steinen erbaut, die sich, ausgespült von ewig wiederkehrenden Brandungen während der Flut, in einander fügen, mit kleinen grauen Schaalthierchen flechtenartig über-

krustet, und in den Fugen von größern Schaal-
thieren und Schalen ausgefüllt. So im Anblick
und Anhauche des Meeres hat man von den
Dünen des Strandes bis zur Restauration einen
stets festen und trocknen Spaziergang von tausend
Schritt Länge; diese Restauration, neben dem
ältern Pavillon neu gebaut, bietet zur Bewirthung
einen geräumigen Saal und vor dessen Fenstern
eine gen Norden stets schattige schmale Halle. Hier
an Tischen sitzend übersieht man bei Flut dicht
unter dem Damm, bei Rückflut etwas entfernter,
den Hauptbadeplatz bis hin zum Hafendamm.

Der Hafendamm besteht aus zwei langen
Stegen, die eine Strecke in's Meer laufen. Aus
starkem, schwarz betheertem Eichengebälke gefügt,
und am Strande hin mit Reiserwerk umflochten,
schützen sie den Hafenkanal gegen das Meer und
seine Versandung. Dieser Kanal führt das, mit
einer über 400 Fuß breiten Mündung geschöpfte
Meerwasser den hinter der Stadt gelegnen Kriegs-
und Handelshäfen zu. Aber auch den Badegästen
bietet besonders der linke, von den Badeplätzen
her über einen Seitensteg zugängliche, mit einer

Brüstung versehene Balkendamm den Vortheil, über dem Meere zu wandeln, und mit jedem Windzuge, selbst vom Lande her Seeluft zu athmen. Hierzu ist besonders der Kopf des Steges mit Bänken besetzt, ein über der wogenden See offener Salon. Selbst von unten offen, denn der Fußboden besteht aus schmalen Holzschienen, durch deren Spalten man das Gewässer erblickt. Hier und da führen Treppen hinab auf den Kanal, wo man ein Boot besteigen kann, um eine Luftfahrt in's Meer zu machen, oder bei etwas stürmischer See sich ein Probchen von Seekrankheit zu holen.

Von diesem Salon zurück hat man bis zur Restauration etwa wieder tausend Schritte. So gewährt Ostende als Seebad den angenehmen Vortheil eines 2000 Schritte langen Spazierganges am, ja über'm Meere. In Mitte dieser geschweiften Promenade erhebt sich auf einem Dammhügel die schlanke weiße Säule des Leuchthurms neben der Restauration. Dieser wirft aus einer Höhe von 130 Fuß sein Licht, durch Prall- und Spiegelflächen sechshundertfach verstärkt, auf das nächtliche Meer hinaus.

— — — — —

Ich bleibe nun im Hotel de Flandre und in meinem Zimmer. Die Wirthin hat sich billig finden lassen; ich bin ziemlich verschwenderisch mit dem Worte Madame umgegangen, und das stimmt sie freundlich. Es ist eine leblich aussehende, bequeme Flämänderin aus Brügge, und wie es scheint Herrin neben Monsieur Fontaine, ihrem zweiten Manne. Ich soll für das Zimmer, für Frühstück, Table d'hôte um 1 Uhr, Abendessen um 9 Uhr, oder nach Belieben Table d'hôte um 5 Uhr und Gabelfrühstück um 12 Uhr nebst Bedienung täglich 5½ Fr. bezahlen. Rechne ich dazu einen halben Franken für ein Bad: so habe ich das Nothwendige des Tages, jedoch ohne Wein, für 6 Fr. oder für 2 fl. 48 kr. Kann man wohlfeileres Badeleben haben? — Freilich, wenn ich abwechselnd da oder dort speisen will, wird es theurer. Die 5½ Fr. sind und bleiben jeden Tag fällig.

Heute aß ich um 1 Uhr, um gegen Abend ein zweites Bad zu nehmen. Ich merke schon — Seebaden kann leidenschaftlich werden. Was ist auch dagegen jedes andere Bad? In Bannen? Ein Abbrühen. In Badehäuschen? Ein Eintauchen. Im freien

Fluß? Ein Umherzappeln, Schwimmen genannt. In der See wird es zu einem Ringen und Kämpfen mit lebendig andringenden Wogen, und die See ist so artig dabei, dir ihren Muttersegen als Beute zu lassen: die Wogen, diese Riesen, die sich mit dir balgen, ermüden dich, nur um dich zu kräftigen.

Ja Riesen, Ungeheuer, — so erschienen sie mir heut. Ich saß nämlich vor dem Abendbade auf dem Hafendamm-Salon. Gegenüber, am Kopfe des andern Steges, erhebt sich eine leichte, hölzerne Wohnung mit einem kleinen Leuchtthurm, der bei nächtlicher Flut den harrenden Schiffen die Hafeneinfahrt signalisirt. Diese über dem Meer schwebende Häuslichkeit mit ihren Zugangstreppchen, ausgestellten Küchengeräthen, aufgehängter Wäsche u. gewährt ein malerisches Bild, dessen Ruhe und Stille man an den Pulschlägen des Meeres messen kann, das taftmäßig das mächtige Gebälk durchrauscht, auf dem das Häuschen sich erhebt.

Bald fing dieser Puls zu fiebern an. Was ist auch Flut und Ebbe anders, als ein zweimaliges tägliches Wechselfieber des Meeres? Ich lehnte mich

über die Brustwehr, und sah diesen wunderbaren Bogen zu, — wie sie schwellen und schwanken, bald rechts, bald linkshin einander drängen, heben, überstürzen. Bei jeder Bewegung glänzt und schillert das grünliche Meer. Ich dachte mir, um diese Bewegungen als etwas Lebendes zu begreifen, Riesen oder Ungeheuer, die sich unter einer grünseidnen, weitsfaltigen Decke wälzten und balgten. Da und dort barsten die Bogen, daß der weiße Gischt ellenhoch aufspritzte, und gewiß hatten dann zwei solche Unthiere des Meeres mit ihren Pudelsköpfen die Decke zerrissen, und sich wüthend angeeifert.

Ich kam mit einem Frösteln aus dem Bad in meinen Badekarren zurück. Ein Strom von Wasser ergoß sich aus der Nase. Sie blutete heftig. Ich hatte mein Befinden vorher wohl geprüft, war auch mit guter Ueberlegung nicht zu bald nach Tisch in's Meer gegangen, da ich weiß, daß dies unter Umständen plötzlichen Tod bringen kann;

König. Blätter aus Ostende.

so schien es mir denn eine heilsame Wirkung des Bades zu sein, ein lösender Einfluß auf die überfüllten Gefäße des Unterleibs, woher Einem so viel Verstimmung kömmt.

Mittwoch, 20. Juli.

Doch mußte ich mich getäuscht haben! Ich erwachte gestern Morgen aus dem unruhigsten Schlafe, mochte aber, trotz einer innern Warnung, das Frühbad nicht aussetzen. Ich bekam dieselben heftigen Ergießungen. Eine Eingenommenheit des Kopfes, eine fieberhafte Stimmung, ein ungestümer Puls nahmen im Laufe des Tages zu. Ich bangte, eines Arztes zu bedürfen. Ausgestreckt auf meinem breiten flandrischen Bette brachte ich in krankhaftem Gemeingefühl und fiebrischen Träumen die Nachmittagsstunden hin. Erst gegen Abend stellte sich gehobnere Stimmung und ein muthigeres Gefühl ein. Ich sehnte mich nach Meeres Luft und Anblick. —

5*

Natürlich setzte ich das Abendbad aus. Ich sah nun doch ein, daß doppeltes Baden, wenigstens im Anfang, zu heftig wirkte. Baron Mar, mein Tischnachbar im Hôtel, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, versicherte mich, er könne sogar nur einen über den andern Tag baden. —

Heut früh war ich wieder wohl genug zu baden, und es bekam mir gut. — —

Nach dem Morgenbad, nach Frühstück und Pomade bringe ich gern ein Stündchen im Casino-Lesezimmer zu. Durch den preussischen Consul, einen feinen, artigen Mann, erhält man leicht den Eintritt — auf acht Tage frei und auf länger gegen ein kleines Begegeld. Unter den fremden Journalen finde ich doch auch die Augsburger allgemeine Zeitung mit Nachrichten aus Deutschland. Denn die fremden Blätter melden wenig, und die belgischen gar selten etwas von uns. Auch fehlt es in dem Lesesaal an einer Karte von Deutschland; es wäre in Ostende auch keine zu kaufen, höre ich. In den niedern Schulen brauche man keine Landkarten. Dennoch hat der gute Charles, der Kellner aus Brügge, seine geographischen

Gesichtspunkte. Als ich ihn heut wegen eines neben meinem Zimmer wohnenden Fremden befragte, sagte er mir, es sei ein Russe, und fragte dann französisch, mit all' seiner bloßen Lebhaftigkeit: „Richt wahr, mein Herr, Rußland ist eine große Hauptstadt?“

„Nein, Charles, die Hauptstadt dieses großen Reiches heißt Petersburg.“

„Petersburg? Aha, das ist die Stadt, wo Alles so wohlfeil ist!“

„Im Gegentheil, Charles, es ist nirgends theurer, als dort.“

„Wie, mein Herr? Ich habe doch gehört, Petersburg. — Verzeihen Sie, es war, glaube ich, nicht Petersburg, es hieß — ja es war Eurenburg!“ —

Nun will ich freilich den guten Charles nicht als Musterknopf flamändischer Schüler herausbinden; man weiß aber, daß die Volksschulen in Belgien — wie man zu sagen pflegt — „unter'm Hund“ sind. Sie stehen nämlich unter den Jesuiten. Der Katechismus aus dem 16. Jahrhunderte bildet die Grundlage alles Unterrichts. Die guten

Väter lieben das Volk zu sehr, um es durch Vielwissen unzufrieden mit seinem Loos zu machen. In den höhern Volksschulen kann man zwar diejenigen Kenntnisse nicht mehr verbannen, die der Industrie, den Eisenbahnen, der Schifffahrt dienen. Aber gerade diese machen, wenigstens auf eine gewisse Dauer, wieder dienstbar; indem sie das Gebiet des Sinnlichen, Verstandesmäßigfaßlichen scharf umgrenzen, und sich also vom Uebersinnlichen und dem Gebiet des Glaubens ganz entfernt halten. Anders ist es schon mit Geschichte und Philosophie, die den Menschen zu höherem Nachdenken und zu Betrachtungen führen, die den Absichten der Jesuiten in den Weg kommen könnten. Die Geschichte wird daher mit Stillschweigen umgangen, die Philosophie aber desto lauter verdammt. Hier scheint der neue Eifer der römischen Kirche ihre alte Klugheit zu übertölpeln. — Ich sage mit Absicht — römische Kirche, und unterscheide sie von der katholischen, die zwar bis jetzt von Rom noch nicht getrennt, doch in ihrer rein kirchlichen Gestalt über römische Politik erhaben ist. Rom will zu schnell wieder in den Besitz der Welt kommen,

und — könnte ihn leicht darüber verlieren. Es war eine Zeit, da die Kirche die Philosophie nicht verdammt, sondern in ihrem Dienst hatte. Damals erlaubte man den Scholastikern das, was die Kirche vom Volke geglaubt haben wollte, für Gebildete noch besonders zu demonstrieren; während jetzt Hermes als schlechter Mensch verdammt wird, nur weil er wissenschaftlich begründen wollte, was der Papst auf seine bloße Unfehlbarkeit gestützt sehen will. Ja, Unfehlbarkeit! Dieser Compaß im Schifflein Petri ist an seiner Magnetnadel von der modernen Bildung und ihren Niederschlägen bedeutend angerostet. Man kennt jetzt zu genau die Abweichungen derselben, ihre Declinationen, und mit ihren bloßen — Inclinationen wird sie nicht weit mehr kommen, sondern gar leicht dem Fahrzeug eine Wendung geben, in der es früher oder später zerschellen muß. Ich weiß nicht, warum die neuen Jesuiten, die sich früher so gut auf Industrie verstanden haben, im Interesse Roms nicht auf den Einfall gekommen sind, das Schifflein Petri in ein kleines Dampfboot zu verwandeln, und die moderne Spekulation in ihren Dampf-

kessel zu leiten. Schelling hätte sich vielleicht dafür gewinnen lassen. Wenigstens hätte dieser moderne Jünger Johannes sich viel klüger mit Petrus in Rom associirt; als daß er mit Paulus in Heidelberg prozessirt.

Statt dessen setzt sich Rom mit der fortschreitenden Bildung der Welt in Opposition. Im Mittelalter war das Priesterthum, wenn auch nicht durch eignes mächtiges Licht, doch bei der allgemeinen Dunkelheit der Zeit, die Feuer säule, der das auserwählte Volk in der Nacht folgte. Nun es Tag geworden, und man das Volk nicht mehr zu erleuchten vermag, sucht man es zu erhitzen. Man schürt den Fanatismus an. Und nicht bloß in Belgien bleibt der Klerus schmäählich ununterrichtet, und wird zu tauber Unwissenheit und blindem Gehorsam dressirt; sondern auch in Deutschland ist der Seminar-Unterricht nicht überall gemacht, eine junge Priesterschaft auch nur in gleichen Schritt mit der Bildung der Zeit zu bringen. Man zieht die Ausbildung der jungen Klerisei immer mehr von den Hochschulen in die düstern Seminare zurück. Der „kindliche Gehorsam“ der Kleriker ginge

auf Hochschulen verloren, wendet man ein. — Ja wohl! Bei den heutigen Absichten kommt es auch mehr darauf an, die Geistlichkeit unterwürfig nach oben, als sie wirksam nach unten zu haben! Doch in der That, man will auch dieses, und will es ganz besonders! Da man der modernen Bildung aber, und mit Recht, nicht traut, auch nur die besten Köpfe, die schwer zu haben sind, dieser Bildung etwas für Rom abgewinnen könnten: so versucht man es mit Fanatismus, der freilich an einem Gegenstande stärker dampft, welcher zu reinem Leuchten weniger tangt *).

Und solchem Fanatismus bieten sich leider! die engen und ängstlichen Ansichten der Regierungen zu Helfershelfern an; indem sie zu jenem trüben

*) Dieser Fanatismus römischer Dienstbarkeit tritt seitdem mit jedem Tag und aller Wege toller hervor. Das Volkswort aus der Zeit des „Bundschuh“ paßt wieder auf heut:

Was ist das für ein Wesen,

Man kann vor Pfaffen nicht genesen!

Hätte nur unser edles Volk ein so freies Bewußtsein,
wie in diesem Reime liegt, erst wieder gewonnen!

Feuer die politischen Steinkohlen liefern, die der Jesuitismus trefflich anzuschüren weiß. Selbst der Roccoco-Geschmack der Gegenwart arbeitet dem Wohlgefallen unserer Zeit an dem alten Aberglauben recht in die Hände. Preußen zum Beispiel würde, wie schon mehr bemerkt worden ist, im Kampfe mit der römischen Politik durch Strophe und Gegenstrophe von Reichsständen viel weiter kommen, als mit allen Chören der Antigone, aus der wir in unserer jetzigen Zeitrichtung doch nur lernen mögen, wie man gegen einen eigenwilligen Regenten ohne Verfassung nicht einmal einen todtten Bruder begraben darf. —

Wenn einmal, was in der Natur der Sache liegt, dieser durch politische Unzufriedenheit unnatürlich gespannte Kircheneifer des Volkes wieder erschlappt, oder die Könige Europas die Haltung gewinnen, um dem anmaßlichen Pfaffenthum mit den Worten des Kirchenvaters Hieronymus zuzurufen: *Episcopi noverint, sacerdotes se esse, non dominos* *), — welchen Einfluß wird der

*) Mögen die Bischöfe wissen, daß sie Priester, nicht aber Herrscher sind.

mächtige Flug der Wissenschaften, der gewaltige Umschwung der Industrie auf das Christenthum gehabt haben?

O ja doch! Auch die hohen Schornsteine der Industrie erheben sich zu Kanzeln, diese Schienenwege werden von neuen Aposteln durchlaufen, unter denen ich freilich jene Schwarzköpfe nicht verstehe, die man in Belgien auf allen Stationen ein- und aussteigen sieht, einen runden Hut über den niedergeschlagenen Augen, das römische Brevier in den gefalteten Händen. Und zweifelt man am Einflusse, den Bildung auf Kirchenthum hat, so erinnere man sich nur an das, was schon da gewesen ist. Als Huß gegen Rom auftrat, war die Kirche von ihrem Bann und ihrer Buße in Avignon her viel schwächer, die Forderungen einer Reform dagegen waren viel frischer und kühner, die Stände der Nationen viel einiger, als zu Luther's Zeiten. Dennoch siegte Luther's Sache gegen größere Widerwärtigkeit, während die Sache des Huß unter günstigen Umständen unterdrückt wurde. Aber von dem verbrannten bis zu dem obsiegenden Reformator war ein Jahrhundert neu

aufkeimender Wissenschaft verlaufen; das Studium der alten Klassiker hätte zur Prüfung der Quellen des Christenthums, sowie zur Analyse der römischen Ableitungen geführt, und die Presse reichte bereits weiter, als der Rauch vom Scheiterhaufen zu Costniz mit dem Südwinde streichen konnte.

Wie? Und heute sollte die Industrie, die uns an der Hand der Naturforschung immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einführt; sollte die Philosophie, die uns über die Verwandtschaft der Gesetze des Geistes mit den Entwicklungen der Natur, über das Vergängliche und Ewige an beiden aufklärt; und die Geschichtsforschung, die uns die neuen, ewig-alten Kämpfe unseres Geschlechtes um Glück und Wahrheit an unser menschliches Herz heranrückt, — sie sollten uns nicht über die wahre Natur und Bestimmung des Christenthums in Gewißheit setzen, in welchem der Denkende nur das reinste Menschenthum erkennen kann? — Eine Ueberzeugung, die ja schon der Kirchenvater Augustin mit den Worten ausgesprochen hat: „Der Sache nach war das, was jetzt christliche

Religion heißt, schon bei den Alten, ja es war vom Anfang unseres Geschlechts vorhanden, bis Christus erschien, von wannen die wahre Religion, die schon da war, die christliche zu heißen anfing.“ — Und die Eisenbahnen, so recht gemacht, die Menschen wie Karten — nach den verschiedenen Farben der Völker, nach den Bildern der Könige, Damen, Buben, nach den Zahlen geistigen und sittlichen Werthes zu mischen, — sie sollten es über die Herrschsucht falscher Spieler, über die Spielerei frommer Eiferer hinaus zu keinem neuen, hohen Spiele bringen, und der Vernunft über den alten Aberglauben, der jetzt wieder Trumpf ist, und unsere Bildung hête machen möchte, zum Gewinn verhelfen? Diese Eisenbahnen, die den baaren Gewinnst der Arbeit in die Welt vertheilen, sollten die geistige Errungenschaft der Edlen unseres Geschlechts nicht mehr und mehr zum Gemeingut aller Menschen machen? Wenigstens müssen sie in der Brust der Tausende, die sie aus allen Weltgegenden zusammen bringen, bald genug die schöne Ueberzeugung erwecken, die derselbe Augustinus mit den Worten aus-

drückt: „Man geht zur Wahrheit nur durch die Liebe ein.“ *) —

Mit diesem schönen Gedanken will ich abbrechen. Ich will ihn mir selbst gesagt sein lassen für manche übrigen Fragen, die heute noch mit mir schlafen gehen mögen. — Es ist spät in der Nacht. Welche tiefen Eindrücke wol die See bewegen? Sie tost heute lauter als gewöhnlich. Welche Fragen mögen es sein, wenn sie stürmt, wie zu manchen Zeiten die Menschheit?

*) Non intratur in Veritatem nisi per Charitatem.

Donnerstag, 21. Juli.

Heut weckte mich die Stadtuhr mit Glockenspiel, daß nur an hehren Tagen aufgezogen wird. Flaggen verschiedner Farben waren über den Hausthüren der fremden Consuln und höhern Beamten ausgestellt. Auch vom Dache der Restauration wehte den Badenden eine Fahne zu. — Es galt dem Jahrestage der Thronbesteigung des Königs der Belgier.

Als Losung des Festes fiel mir, wie ich mein kleines Taschengeld einsteckte, die Kupfermünze eines 5 Centimen-Stücks in die Augen, mit dem belgischen Löwen ausgeprägt. Das Thier hält mit seiner rechten Pranke die Constitution von 1831 unter der Umschrift: L'union fait la force. —

War dieser schöne Spruch während der Union Belgiens mit Holland noch keine Wahrheit? „Union“ — ein hübsches Wort, ein diplomatisch-hübsches Wort mit dem Doppelsinn von Vereinigung und Eintracht. Aber Belgien und Holland waren freilich auf zwieträchtige Weise vereinigt. In allen Lebensbeziehungen beider Länder war eine hergebrachte Zwietracht festgesetzt: holländischer Handel und belgische Fabrikation, jener nach England, diese nach Frankreich ziehend; verschiedene Sprachen, selbst in den Staatsverhandlungen; zwei Residenzen, zwischen denen Hof und Regierung wie ein kostbarer und kostspieliger Pendel hin und her schwankte, die Uhr des Staatslebens im Gang zu halten. Schwankte — welch' ein schlimmes Wort für eine Regierung! Dazu kam denn noch die Verschiedenheit der Religion, besonders nach der unglückseligen Bulle *Sollicitudo omnium*, welche die Jesuiten wieder zwischen die friedlichen Völker gehetzt hatte. All' diese Zwiespalte zu heben oder auszugleichen, wäre beiderseitigem Wohlwollen nicht möglich gewesen, vielweniger da beide Völker sich auf's Bitterste haß-

ten. Nun die Trennung geschehen, klingen alle Münzen von L'union fait la force. Oder deutete vielleicht das Wort auf die nun einheitliche Mischung des Volkes? Dann aber ist immer noch in Belgien ein wallonisch-französisches und ein flamändisch-deutsches Element. Doch die gähren vielleicht im Sprachenstreit aus, lösen sich in flamändischen Gedichten auf, von jener geschmackvollen flämischen Phantasie verklärt, die das Abendroth als Wiederschein des himmlischen Badens bezeichnet, in welchem den lieben Englein Zuckerbrot gebacken wird. Wie sieht es aber mit dem andern, jenen beiden Elementen gemeinsamen Widerspruch eines politisch-freiheitlichen und eines religiös-fanatichen Strebens aus? — — —

Könnte ich doch dem Könige zu dieser Jahresfeier einen neuen Roman dediciren! Ich höre, er liebt diese Lecture, und musterte mein Buch vielleicht lieber, als er diese wenigen Truppen und Marine-Soldaten, die gegen Mittag auf dem Waffenplatze der Stadt aufgestellt waren, durchblättert hätte.

Ich selber ließ darauf, in Erwartung der Flut, zu baden, die wechselnden Bogen Revue

König. Blätter aus Ostende.

passiren. — Das gehört so zu meinen Unterhaltungen in Ostende. Ich bekomplimentire das anflutende Meer, oder gebe dem abziehenden das Geleit. In tausend kleinen Rinnehan zittert die seichte Welle vor mir ab, und der glatte Sand liegt dann wie ein gekepertes Gewebe vor meinen Füßen. Man kann ihn alsbald betreten, ja eine leichte Mädchensohle läßt kaum eine Spur zurück auf diesem, von ewig wiederkehrenden Fluten festgewalzten Meereßsande. Noch lieber wandle ich der Flut entgegen, wenn die Wogen, den Nahewandelnden gleichsam zu erreichen, vorschießen, und ihn auch oft genug zurück zu springen nöthigen. Wie neckend und frohlockend schieben sie Muschelschälchen, Seesterne, Quallen, Seespinnen u. dgl. vor sich her, und lassen es zurückfließend vor dir liegen. Und bückst du dich etwa, dir ein zart gefurchtes, himmelblau, goldgelb, rosaroth durchhauchtes Muschelchen aufzulesen, oder einen fünfstrahligen Seestern zu betrachten, wie er, vom Wasser verlassen, die hundert ängstlichen Blasenfüßchen regt, oder eine mißgestaltige Seespinne bald rückwärts, bald quer nach dem Wasser zurück kriechen zu sehen: so

gib Acht, daß die lauernde, rasch weiter vorhüpfende Woge dich nicht plötzlich über den Fuß hinauf besprengt, oder — gönne ihr auch den Spaß.

Ist man zuletzt auf die Höhe des Dammes genöthigt, so kann man das Ungeßüm des anbrandenden Meeres nicht betrachten, ohne sich in phantastische Vorstellungen zu verlieren. Hundert und hundert Wellen, im Schaum gebrochen, schießen wie pudelköpfige Schlangen stoßweise, in langen Sägen, und gleichsam um die Wette, auf den Damm los, zischen an den schwarzen Steinblöcken herauf, und sinken, ohne die oben unbesorgt wandelnden Menschen an den Füßen zu erreichen, erschöpft zurück. — Jetzt prallt wieder eine zurückschwankende Riesenwoge mit einer eben daher vorschwankenden zusammen, sie zerschellen aneinander, und spritzen ihren Schaum haushoch in die Luft. Was war es? fragt man sich dann. Begegneten sich vielleicht beide Ozeaniden zuletzt in der Davisstraße oder am blühenden Gestade von Caraccas, und stürzen nun in altem Haß oder Jubel auf einander los, um sich, Brust an Brust, im Geifer oder Champagner-schaum, zu vernichten?

Heut hatte ich meine Lust an einem Bettelknaben. Auf der Böschung des Seedammes, über die ausgespülten schwarzen Steine hingestreckt, den Lockenkopf auf die kleine Faust gestemmt, sah er ruhig in's anstürmende Meer, dessen anbrandende Bogen ihn nicht ganz erreichten, aber tüchtig ansprühnten. Der feste Junge mochte sich träumen, all' die grimmigen Wellen hätten es auf ihn abgesehen, und er müsse sie mit seinen trotzigen Augen ärgern. Es war nichts Gemachtes dabei; es fiel ihm nicht ein, nach dem Damm herauf zu sehen, ob ihn etwa die vielen Menschen bemerkten. Es achtete seiner auch Niemand, außer mir. Nein, er war ganz in das stürmende Meer und in sein bubenherziges Selbstgefühl versunken. Ich hätte ihn herauf holen und küssen — nein, ich hätte ihn liegen lassen und sein Vater sein mögen, um mich eines Kindes zu freuen, das Phantasie und Herz genug hatte, sich als Widerspiel des Ozeans zu empfinden, — selbst nämlich äußerlich regungslos, innerlich von Ahnungen des Unermesslichen durchstürmt; während das seelenlose Meer nur in äußerlicher Unruhe toste. —

Aber nicht solch' ein einzelner Fall allein regt in meinem Herzen leidvolle Erinnerungen an. Täglich muß ich diesen sauber gekleideten Kindern habender Familien zu gefallen gehen; wenn sie auf dem Strande mit hölzernen Schaufeln Sandwälle gegen die Flut aufwerfen, oder Gruben wühlen, die eine nächste Woge wieder ausfüllt. Oder ich sehe einer derben Babefrau zu, wie sie in ihrem langen wollenen Gewand einen zarten Knaben in's Meer trägt, den Zitternden mit dem Rücken gegen die Flut gekehrt tänzelt, bis sie ihn unvermuthet durch die nächste Sturzwelle schwenkt, den Schreienden schäfernd beschwichtigt, und wieder und wieder hindurch schwenkt.

Wenn ich dann in leidvollen Erinnerungen an einen Verlornen, dem ich heut so gern eine hölzerne Schaufel gekauft hätte, all' diesem Treiben eine Weile zugesehen habe, merke ich erst, daß — vermuthlich vom sprühenden Meeresdunste meine Brille angelaufen ist, und — —.

Ich suche mich aber wieder zu zerstreuen, und gehe auch so drastischen Ausritten nicht aus dem Wege, wie mir heut gegen Abend einer aufstieß.

Wenn nämlich in Badestunden die Flut zurückgeht, so folgen die Badewagen auf dem wasserfrei werdenden Strande dem abziehenden Meere nach. Hinter denselben her die Badeweiber, baarfuß, in langen wollenen Kleidern und alten Strohhüten, schleppen die viereckigen Körbe mit der trocknen Wäsche. Die nasse wird auf dem Steinbamme oder auf hölzernen Gestellen getrocknet. Während die Badenden zum oder aus dem Meere die hölzernen Karren besteigen und von den alten, schwer durch den nassen Sand trampelnden Säulen hin und hergezogen werden, treiben sich Zuschauende heran; Frauen rücken mit ihren geflochtenen Stühlen dem feuchten, dunstigen Sande nach. Ein lustiges Treiben entwickelt sich im Schein der Abendsonne. Nun treten auch frisch angelangte Badegäste lächelnd herbei, um voraus an Andern ein wenig zu beobachten, was sie morgen selbst ängstlich versuchen wollen. Da muß man nun die wetteifernde Zudringlichkeit dieser Flamänder sehen, wie sie den schnell erkannten Neulingen Badebillete und sich selbst als Badewärter antragen. Zwei derselben, ein hübscher Bursche und eine berbe, etwas roh

aussehende Dirne, überboten heut einander mit einem Eifer, hinter dem ein alter Groll versteckt sein mochte; indem sie sich einem possierlichen Paare zu empfehlen suchten, — einem freundlichen hagern Männchen, mit einer auffallend starken, finster aussehenden Frau am Arme. Der Bursche und die Dirne traten abwechselnd einander vor, Eins drängte das Andre zurück; wobei der rasche Wechsel der zornigen Blicke, die sie einander zublickten, mit den freundlichen Mienen, die sie dem fremden Paare schenkten, für die Zuschauer höchst ergötzlich war. Auch schien das alte Herrchen seinen Spasß an diesem Wetteifer zu haben und den Verdruß nicht zu bemerken, den seine stattliche Gefährtin daran nahm. Nicht lange, so machte das Gemisch von Deutsch und Französisch, in welchem jene Beiden ihre Dienste antrugen, dem verbsten Flämändischen Platz, in welchem sie sich schimpften. Eigentlich aber schimpfte nur die Dirne; doch mochten die kurzen Erwiederingen des Burschen mit dem ruhigsten Hohn im hellen Auge nicht weniger scharf sein; denn die Wuth der braunen Maid im hochrothen Wollkleide ging so weit, daß sie ihrem Gegner eine sonnver-

brannte Faust dicht unter die Nase drehte. Doch der blieb gefaßt, und erneuerte seine Dienstleistung, indem er sich von dem Eheherrn an die Dame wendete. Rasch stürzte die rothe Dirne auch hinüber, und machte geltend, es schiede sich nicht, daß eine so junge hübsche Frau sich von einer Mannsperson bedienen lasse. Dagegen erklärte der Bursche, eine so respectable Dame bedürfe des Beistandes eines stärkeren Mannes; bei heftigem Wellenschlag könne sie sich auf eine Weibsperson nicht verlassen.

Aber das war zu viel für die rothe Flämänderin. Mit einem Sage stand sie vor dem fremden Ehepaar und mitten im engen Kreis ergögter Zuschauer. Sie vermöge, was der stärkste Mann, schrie sie, streifte, zum Beweis, den kurzen Ärmel ihres rothen Gewandes zurück, und schwang den derben Arm in der Luft, ja, sie hob plötzlich das Gewand selbst bis an die Hüfte auf, und schlug mit der Hand den kolossalen Schenkel, daß es flatschte.

Nun denke man sich aber die Bewegung unter den Zuschauern, das Entsetzen der jungen Engländerin.

berinnen, die aus einander fioben, das verlegne Lächeln der Männer, das wilbe Lächeln der übrigen flämischen Babebursche! Die dicke Dame selbst fiel in übereilter Wendung zur Flucht über das Treppchen eines Badewagens, und mochte sich am Schienbein, wo ihre Fettwatte am dünnsten war, wehe gethan haben; denn ihr Eheherrchen hüpfte besorgt herüber und hinüber, um sie wieder aufzurichten.

Es war eine Scene zum Malen für einen echt niederländischen Pinsel von den saftigsten Farben.

Zwischen den Niederländereien auf dem Strand und der hohen Gesellschaft auf dem Dammwege verliere ich doch nie den Blick für den einfachen Wechsel der Naturbilder. Wie verschieden sind nicht die Sonnenuntergänge! Heute schwebte die purpurne Kugel zwischen leichten Wolkenstreifen, und spiegelte sich, wie ich einsam auf dem breiten Strande wandelte, im leichten Wassersaum der ruhenden Ebbe. Die leise bewegte Fläche des Meeres schimmerte wie silbergrauer Atlas, der zuweil in's Grünliche spielte. Endlich setzte sich die Sonne auf das Meer, halb noch feurig, halb von

den Kräuselmellen gedämpft; bis sie zuletzt wie ein Stück glühenden Stahls in der Flut erlosch. Und nun erhob sich und zog das wehmüthige Grau des Meeres langsam über Strand und Stadt hin. Silbern im Abendwiderschein schimmern vor mir die fernen Dünen; dunkler bewegen sich auf dem Damm die wandelnden Menschen hin und wieder; hinter mir aber, im seichten Meere wadend, heben und neigen sich schwarze Gestalten, — Fischer, die aus dem Sande die kleinen Seekrebsschen holen. —

Ich warte mit Verlangen auf einen Gewittertag, um das Meer leuchten, oder auf einen Sturm, um es in Aufruhr zu sehen.

Freitag, 22. Juli.

Wie wunderbar man zuweilen auf ganz interessante Gespräche kömmt! Besonders, wenn eine junge Bekanntschaft, noch schwach auf den Beinen, um fortzukommen sich an äußeren Dingen halten muß. Eine kleine Anzahl von Männern, die sich als Deutsche aus verschiedner Herrn Ländern hier zusammen gefunden, trafen heute mit ihren Cigarren auf dem Hafendamm zusammen. An dieser Brücke hin, auf der Seite, wo das Meer anflutet, sind derbe, schwarz betheerte Eichenstämme eingerammt. Auf dem Boden mit einem Reisergeflecht zur Abwehr der Hafenversandung durchschlungen, ragen sie über Mannshöhe aus dem Sand empor. Auf den Spitzköpfen dieser Stämme hat sich See-

gras (fucus) angewurzelt. Diese bandförmige, dunkelgrüne, lederartige Pflanze wird von der Flut herangedriven, bleibt bei der Ebbe hangen, und leert durch die äußern Spaltemündungen ihren Samen auf dem nach und nach verwitternden Holze aus. Fest eingewurzelt in den Spalten, hangen nun die langen Schnüre des Tangs wild um die Köpfe dieser schwarzgrauen Pfähle. So stehen diese Schutzwächter mit dunkelgrünen Locken da, und es sieht sich wunderbarlich genug an, wenn die lustig hüpfenden Schaumwellen der andrängenden Flut nach und nach die Lockenköpfe erreichen und die Allonge-Perücken hin und herzausen. Diesem Spiele sahen wir zu, und — worauf kamen wir zu reden? — Auf die ehemaligen Perückenstöcke von Juristen und Staatsdienern. Bald verlief sich das Gespräch in den Wald des deutschen Staatsdienstes selbst. Ich befand mich unter Männern aus Süd- und Norddeutschland, die ich mehr nach ihren Mundarten unterschied, als mit Namen kannte. Darin waren sie einig, wie sie den Akkendienst ansahen, diesen Bananenbaum, an dem jedes Zweiglein wieder wurzelt und wuchert. Am bittersten

ließ sich Einer aus, dessen scharfe Mundart auf ein mehr norddeutsches Land wies. Der Süddeutsche scherzte dazwischen. Laut genug fiel ein älterer, ziemlich belesener Mann darein. — Ja, meinte dieser, der deutsche Staatsdienst, der sich erst eigenthümlich und eigenmächtig genug bis zu einer Schranke, einem Wegweiser der Regierungsgewalt ausgebildet hatte, kommt nach und nach, besonders auch in den constitutionellen Staatchen, in dreifache Bedrängniß. Bei dem übermäßigen Zubrang zu den Staatsämtern werden natürlich die Bewerber immer schärfer geworfelt. Die Ansprüche an die Vorbildung der Beamten steigern sich in dem Grade, als man dieser Bildung hernach den Boden der Selbstthätigkeit entzieht, und das eigne, verantwortliche Handeln beschränkt. In früherer Zeit hatten die wissenschaftlich weit weniger geschulten Diener des Staates doch viel mehr zu schaffen und zu entscheiden. So kommt also zuerst die selbständigere Bildung mit dem abhängigeren Beruf in Widerspruch. Der Blick reicht weiter, als die Hand, und die Kraft erlahmt an der Instruction. Oben will man Alles und Alles entscheiden,

und das Hirn des Staatskörpers hat das Wieder-
tauen übernommen. Man hat eine kostbare Jakobs-
leiter der Dienstbehörden errichtet, auf der aber
keine Engel oder Geister, sondern Berichte und
Beschlüsse auf- und absteigen. Dieß Mißverhältniß
zwischen Kraft und Aufgabe erzeugt bei edleren
Naturen eine tiefe Verstimmung, bei den Meisten
aber eine Pedanterei, ein Wichtigthun mit Pap-
palien und den lächerlichsten Dünkel, der sich eben
am Nichtigen nährt. Man weiß ja, wie sehr man
von oben die Beamten am Kleinen, Unbedeuten-
den abhebt, Anfragen über Alles und Jedes so gern
hat, und Verweise ertheilt, wenn einmal ein tüch-
tiger Mann in ungewöhnlichem Fall etwas Ge-
scheites ohne Anfrage in's Werk richtet. Schiller
sagt schon zu seiner noch viel bessern Zeit: „Noch
ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat,
wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder
wenn das höhere Geistesbedürfniß eines Mannes
von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt.“ —

Sehen Sie! fiel der Spaßhafte ein. Darum
gehen auch die schaffenden Köpfe in der Admini-
stration immer mehr aus. Dazu ist eben das Viel-

wissen so gut, daß der Wald sich hinter die Bäume verstecken kann. Ein guter Kopf muß vor lauter Berührungspunkten, die ein Gegenstand bietet, ihn gar nicht anzugreifen wissen. Und bei einem gewöhnlichen Kopfe fängt ohnehin, wo die Vorkakten aufhören, die Verzweiflung an.

Zweitens, fuhr der Belesene lächelnd fort, kommen die Staatsdiener immer mehr in wahre Dienstbarkeit unter den Regierenden. Die Bewegungen und die Bildung der Zeit beängstigen und verstimmen die Obherrschenden, die in früherer, unconstitutioneller Zeit mehr unbekümmerten Genuß — und wenn das Zepter einmal hart auf fallen wollte, mehr unbeschützte Rücken fanden. Nun müssen die Staatsdiener herhalten, die auch schon in Hannover königliche Diener heißen sollen. In dem Grade aber, als man die Beamten, dieß Nervengeflecht im Staatskörper, vom höchsten Willen abhängig macht, sucht man sie aus der natürlichen Verschlingung mit dem Volke herauszuziehen, sie von der Nation abzulösen, auf die sie doch wirken müssen. — „So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener,“ sagt

abermals Schiller, „daß er sich leichter dazu entschließen wird, seinen Mann mit einer Venus Cytherea, als mit einer Venus Urania zu theilen.“

Ei, ei! rief der Scherzhafte, just wie's Rom mit seinen Priestern hält, denen es auch keine Gattinnen gestattet, wol aber Konkubinen nachsieht.

Und was verlangt man also von einem guten Staatsdiener? fiel der Scharfe ein. Antwort: Kenntnisse ohne Charakter, Pünktlichkeit ohne Gesinnung, Dienstfeier ohne Gemeinsinn. Wenn sich das Regieren dermal immer mehr im Verbieten ausläßt, so bethätigt sich das Dienen natürlich immer mehr im Gehorchen. Wer kein Vaterland, sondern bloß einen gnädigsten Herrn hat, der kennt keine Pflicht, *pro patria mori*, sondern — „in tiefster Ehrfurcht zu ersterben.“

Und nun fielen Geschichtchen auf Geschichtchen, wie faule Äpfel. Geschichtchen von einem sehr geschickten Affessor, dem aber sein zu spät abrasirter Schnurrbart im Wege lag, so daß er gar nicht vorwärts kommen konnte; von einem auf Wartegeld gesetzten Hauptmann, der, unbesonnen genug,

auf dem Casino an der Pfefse eines liberalen Ständemitglieds seine Cigarre angesteckt hatte, u. dgl.

Ich kenne hundert solche Geschichtchen, unterbrach der Scharfe die Lachenden, aber ich verbitte mir jede falsche Deutung. Begreift ihr denn nicht, daß wir das Außerordentliche erreicht haben, den Staatsdienst persönlich zu machen? Betrachtet doch die Natur: all' ihre unendlichen Versuche in Bildung der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere gingen nur darauf aus, den Menschen hervorzubringen. So lassen auch wir alle Aemter und Dienstpflichten in der Persönlichkeit des Beamten aufgehen. Ihr begreift das nicht? Per Exempel! Vor kurzem war die Frau eines sehr angenehm gestellten Forstmeisters zum Besuch ihrer Eltern nach der nächsten Provinzialstadt gekommen. Die wohlbedenkende Frau besuchte hier auch ihre Gevatterin, die Gattin eines in Untersuchungshaft befindlichen, sehr geschätzten Schriftstellers. Vor der Hausthüre begegnete sie zufällig dem Gensdarmrie-Wachtmeister, der eben seinem Rittmeister Rapport über die Vorfälle des Tages zu bringen

König. Blätter aus Ostende.

hatte. Nun müßt ihr wissen, daß in unserm Staatskörper die Gensdarmarie jene Nerven vorstellt, welche auch die geheimsten Regungen zum regierenden Bewußtsein vermitteln. Sie gehört deswegen auch zum Departement des Innern. Bekanntlich deutet es aber auf einen krankhaften Zustand des Körpers, wenn man auch von jenen Thätigkeiten seines Organismus Wahrnehmungen hat, die sonst dem Bewußtsein entzogen bleiben. Solche Vermittlungen scheinen deshalb auch so verstimmend auf die Ströme im großen Gehirn zu wirken. Genug, bis die Frau Forstmeisterin nach 14 Tagen seelenvergnügt wieder nach Hause kam, war ihr Mann bereits nach einem entfernten, sehr unangenehmen Amtsort als Baumeister versetzt. Die Familie war außer sich, und der Beamte protestirte natürlich gegen das ihm ganz fremde Geschäft. Aber der Minister machte ihm begreiflich, daß beim Baumeister, wie beim Forstmeister, der Meister die Hauptsache sei, worauf Alles ankomme, Bau aber oder Forst nur als Accidens gelten könne; daß mithin, zumal auch die noch höhere Hauptsache, Rang und Gehalt

nämlich, dem Versetzten belassen würden, die angebrachte Beschwerde unstatthaft sei. Der schwer gekränkte Mann zweifelte nicht, daß dem Scharfsinne des Ministers auch bei den Gerichten alle Gerechtigkeit widerfahren werde, und fügte sich. Nach und nach, wie er die schönen runden Fichtenstämme, deren er einst als Forstmeister so manche gezogen hatte, nun als Baumeister viereckig behauen ließ, wollten es ihm die Freunde als besondre Gnade anrechnen, daß ihm, dem Mathematiker, jetzt die schönste Gelegenheit geboten sei, — die Quadratur des Kreises zu finden. — Verstehen Sie nun, meine Herrn, was das heißt, den Dienst persönlich machen?

Aha! erwiderte der Scherzhafte. Bei euch zieht man die Staatsdiener wie die Zwiebeln, die man an ihren Hohlschäften ein wenig mit Füßen tritt, wodurch sie knolliger gerathen, und mehr von jener innern Schärfe gewinnen, welche die Augen übergehen macht. Ihr könnt die Zwiebeln abgeben, wenn die deutsche Einheit einmal ihren Festsalat mischt. —

Zwischen das Gelächter hinein rief der Be-

lesene: Ihr laßt mich ja nicht zu Nummer 3 kommen, zur dritten Verlegenheit, in die unsere Staatsbeamten langsam hinein rutschen. In dem Grade nämlich, als das Regieren, wie gesagt, negativer und das Staatsgeschäft kleinlicher wird, dehnt im Gegentheil das Bürgerthum seine Fabriken und seinen Handel immer großartiger aus, beschleunigt seine gewaltigen Bewegungen, und stellt seine Weltgeschäfte auf die handlichsten Manipulationen. Der Bürger wächst, der Beamte welkt. Und schwerlich werden Charakter und Gesinnung in den Augen des gebildeten Bürgers durch Titel und Orden ersetzt. Ach wie schrumpft heute die Staatsweisheit vor der innern und äußern Entwicklung des Bürgerthums ein!

Ach nein! rief wieder der Scharfe. Das war früher auch nicht besser. Schon Drenstierna, — doch ein bedeutender Staatsmann in einer großen, bewegungsvollen Zeit, Freund eines hochherzigen Königs und gar wohl bekannt mit den deutschen Höfen von damals, entließ seinen Sohn auf Reisen mit den Worten: Geh' hin, mein Sohn, und sieh', mit wie wenig Weisheit die Angelegenhei-

ten der Welt geführt werden! Und selbst dieser Spruch ist 'was Altes. —

Ich lasse das hingestellt sein, rief der Befehle ein wenig ärgerlich, darüber vielleicht, daß auch Anderen fremde Worte zu Gebot standen. Es gehört ohne Zweifel mit zur Weltregierung, daß in bedeutenden Zeiten, wenn sich etwas Neues entwickeln will, gerade diejenigen ziemlich bornirt zu sein pflegen, die Alles zu machen und in Händen zu halten glauben. Ich beklage nur, daß gerade wir untergeordneten Beamten bei diesem jetzt so ängstlichen Machen und Halten so abgehekt werden; daß es uns so schwer gemacht wird, ein recht menschenwürdiges, unserer Vorbildung angemessenes Dasein zu führen. „Es gibt“ nämlich, wie der geistvolle Wilhelm von Humboldt an Schiller schreibt, „ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeit lang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt;

ein andres in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche ist fatal, und doch (gerade zeichnet dies auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die — ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher auch im Privat- und politischen Leben alles nur darauf ankommt, die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern und die des Genußes und der freien Thätigkeit zu vermehren.“ — Rutschen die Beamten nicht immer mehr dieser „fatalen“ dritten Lebensart zu, sie, die gerade zur erstbezeichneten gebildet und berufen sind? Sehen Sie einmal unsere meisten Beamten an! Die beiden Brennpunkte, um die ihr Leben seine tägliche Ellipse zieht, lassen sich sehr einfach bezeichnen: wenn der Mann sein Brotgeschäft abgethan hat, geht er seinem Biervergnügen nach. —

Sie haben Recht! antwortete ich ihm; denn ich mußte doch auch einmal meinen Mund aufthun, nachdem ich bisher nur zugehört und be-

sonders dem Scharfen zugelächelt hatte. Und es wäre so leicht, auch dem untergeordneten Beamten eine mehr mitschaffende, seinen Geist erweiternde Thätigkeit zu gönnen, sobald nur einem jeden an seinem Platz eine gemessne Sphäre für eigne Einsicht und verantwortliche Selbstbestimmung gelassen, und der einfache, naturgemäße Organismus des Dienstes überhaupt auf Förderung des bürgerlichen Lebens gerichtet wäre. Statt dessen haben wir einen Mechanismus vor uns. Vereinzelte Beamte, eifersüchtig auf ihre wechselseitige Stellung, und unter ebenfalls getrennten Oberbehörden stehend, arbeiten nach Nummern die Sachen ab; es wird berichtet, verfügt, geschafft, — aber nichts eigentlich geschaffen. Können sie in der Richtung auf das Volkswohl einander hemmen und hensen, in der Gefallsucht nach oben einander zuvorkommen: so reiben sie vergnügt, so rühren sie geschäftig die schreibseligen Hände. Denn nicht Wohl zu schaffen, sondern wohl zu dienen, ist ihr erhabnes Ziel. Und beides — wie oft liegt es nicht im Widerspruch mit sich, bei dem großartigen Streben des Volkes und bei

den engherzigen Maßregeln der Regierungen? In welchem Lande hätte es die Dienstordnung auf einen Organismus abgesehen, der wie im menschlichen Körper, jedem, auch dem kleinsten Organ seine bestimmte, ausschließende Function zum allgemeinen Bestehen des Ganzen und von oben nur durch geistige Anregung belebt und geregelt, übertrüge? Ein mit dem Leben des Volkes innigst verwachsener, den Entwicklungen desselben nachgebender, zuvorkommender und im gesunden Gemeingefühl doch unbemerkter Organismus? Der deutsche Staatsdienst leidet an hundert Gebrechen des Regierungs=Egoismus, und kann nur unter den Wellenschauern des Volkslebens genesen, nur in organischem Wechselverkehr mit dem öffentlichen Leben seine wahre Bedeutung gewinnen.

Manchen der eben bemerkten Mängel will Guskow durch ein eignes Ministerium der Nationalwohlfaht abgeholfen wissen, bemerkte der Belesene.

Was? Noch eine Excellenz mehr? Und was soll dieser Minister?

Je nun, z. B. das Verhältniß des Arbeiters

zum Unternehmer, des Unternehmers zum Kapitalisten u. dgl. regeln.

Noch mehr regeln? Soll er auch etwa die Schwankungen des Weltmeers regeln? Dann, meine Herrn, lassen Sie uns heut noch Ostende verlassen: jene grauen Dünen sichern uns vor keiner neuen Sündflut. Nein! Ich wollte vielmehr, der deutsche Bundestag wäre competent dazu, jedem deutschen Lande von weniger als einer Million Einwohner nur einen einzigen Minister für Alles zu gestatten: dann wäre einige Hoffnung, daß nicht so viel nach Nummern regiert, und nicht in Alles und Jedes die polizeiliche Hand einmischt würde. Wahrlich, der rechte Staat braucht so wenig ein apartes Ministerium für Volkswohlfahrt, als der menschliche Körper ein besonderes Gesundheitsorgan, wenn eben alle Organe in rechter Thätigkeit die Gesundheit schaffen.

Samstag, 23. Juli.

Ich besuche, wenn ich durch eine fremde Stadt komme, die Wochenmärkte so gern! Hat man sich nämlich neben den öffentlichen Gebäuden auch mit einigem Interesse die bürgerlichen Wohnungen ein wenig angesehen: so thut man auf dem Wochenmarkt einen Blick in's innere Bürgerleben des Orts. Wenn man Samstags diese Bürgerkinder auf dem Markt, Sonntagsfrüh in der Kirche und Nachmittags bei der Musik beobachtet: so hat man eine Regel de Tri — der kaufenden, der betenden und der tanzenden Hand, nach der man die vierte finden mag, die den Bund der Liebe knüpft. Mit etwas mehr Sicherheit kann man vielleicht aus dem Marktkorbe und den Ein-

kaufen auf den Wohlstand, aus den Anzügen der Käuferinnen und wie sie ihr Haar machen, ihre Schuhe treten, auf den Geschmack und die Reinlichkeit der Gesinnung schließen. Wobei denn nebenher auch der Schlag des Bauernvolks aus der Umgegend und die Produkte des Bodens so wie der Landwirthschaft einen Blick verdienen.

Wie sollten mich also die Wochenmärkte in Ostende nicht interessiren, wo andre Menschen und vielleicht andre Kaufgegenstände zu finden sind? Auch hier kaufen noch in deutscher Weise die Frauen oder erscheinen doch schwatzend mit Körben am Arme. Denn das soll diesen Flämänderinnen eigen sein, daß sie, wenn auch nicht jedesmal auf Butter, Eier und Gemüse, doch immer auf den Klatsch ausgehen, der über die trocknen Abfälle des flämischen Hausglücks als Gelée geformt wird. Wie ich dies niederdeutsche Hauswesen von meinem hohen Fenster herab an einer kleinen Händerersfamilie zum Theil beobachten kann, so wird es als ziemlich allgemein geschildert. Eine flämändische Hausfrau steht früh auf, und treibt im Schlafrocke die Wagg an,

deren träge Hand unter dem Schutz einer scharfen Zunge steht. Während eines kleinen Baus wascht und kleidet der Mann die Kinder. Dann wird gefrühstückt; worauf sich auch die Frau anzieht, um mit dem Korb in die Kirche und auf den Markt zu gehen.

Zum Beten war erst an der Magd, die Zunge wohl
gewegt,
Und wird nun mit Weihwasser frisch zum Marktklatzsch
eingenezt.

Nach Tische setzt sich die breite Flämänderin mit dem Strickzeuge gelassen hin, und „denkt e Bissel nach“; indeß der Mann an sein Geschäft oder in's Kaffeehaus geht. Bei Karten, Domino, Trictrac und säuerlichem Farobier bereitet er sich zum gut bestellten Abendessen vor. Mann und Frau zusammen sieht man selten außer dem Hause.

Anders gestaltet sich das Leben der Vornehmen. Auf ihren versteckten Landsitzen, in den baumreichen Ebenen von Flandern und Brabant lassen sie den Sommer hinstreichen, und vertrei-

ben dann in der Stadt den Winter mit Theater, Bällen und zahlreichen Gesellschaften, in denen bei einfachster Bewirthung ein großer äußerer Luxus und ein hohes Écarté ausgespielt wird. Den stillen Tag bringen die Damen, da ein gemüthlicher, traulicher Umgang nicht landesüblich ist, an ihren Fenstern zu, wo sie sich über das Leben im Freien von ihren Fensterspiegeln berichten lassen, die daher im französischen so passend — espions heißen.

Neue Marktgegenstände sind mir in Ostende nicht aufgefallen; es müßten denn die Seefische sein, die aber auf einem besondern Markte, hinter der Kapuzinergasse, vor dem Gensd'armenie-Gebäude verkauft werden. Eine solche Trennung getrockneter Fische von den frischen Lebensmitteln findet man außerhalb des Marktes nicht so streng beobachtet. Wie manches Mal, wenn ich an heißen Nachmittagen die glänzenden Kirschen, zarten Birnen, saftigen Mirabellen auf einem freien Tische ausgebreitet sah, und lüftern der verwitterten Obsthändlerin näher trat, schreckte mich der scharfe Geruch der neben dem Obste in der Sonne dun-

stenden dürrer Fische immer wieder zurück! Haben denn die Seeanwohner andre Nasen, dachte ich, daß sie von der unglücklichen Verbindung eines alten, übelriechenden Laberdans, der schon vorher den Kopf verloren hat, mit jungen pflaumwangigen Pfirschen nicht angewidert werden? Denn mir fiel ein, daß auch die Italiener Seefische unter die Benennung der Früchte bringen — *frutti di mare*.

Im Getöse des Marktes machte sich heut ein erbauliches Schauspiel noch lauter. Ich vernahm hinter mir eine heifere Stimme eintönig und halb singend. Sie gehörte dem Inhaber eines auf einer Stange erhobenen Bildes an, und der Mann predigte die Bedeutung des Bildes ab. Das bunte Gemälde war in drei Felder abgetheilt. In der Höhe schwebte ein kolossales Herz mit den Marterwerkzeugen des Heilands, und Maria saß darin mit ihren sieben Schmerzen, durch sieben in ihre Brust gesenkte Schwerter ausgedrückt. Darunter, im Mittelfelde, war in kleinen Rundbildern das Leiden des Heilands anschaulich gemacht, zu unterst aber das Leben eines

Ruchlosen in Stenen gesetzt, unter andern auch, wie er in rüstigen Tagen einen Priester prügelt, dem er zuletzt auf dem Sterbebette doch wieder unter die Hände fällt. Das konnten sich die groben, raufluftigen Bauern und Schiffeute hinter die Ohren schreiben. Wenigstens standen sie andächtig genug umher, und hörten mit offenen Mäulern zu. Auch schienen sie, als der Marktschreier weiter zog, nicht wenig erschüttert und erschöpft zu sein; denn sie gingen mit den besten Vorsätzen den Bildern und Schildereien nach, die an vielen Häusern der Stadt angebracht sind, mit der Ueberschrift: Verkoopt Men Drank, oder Soorten van Drank, oder Alle Soorten van Drank. In den Snoeck Drank en Snuiff u. dgl. —

Vom Markte führt eine breite Straße nach dem Fischerai und rechts an den Niederlagegebäuden hin zu den Handels-Bassins. Hier fehlt es nie an Leben und Treiben. Das Zusammengreifen verschiedner Thätigkeit, selbst die eigenthümlichen Geräthe und Werkzeuge zum Aus- und Einladen, beschäftigen das Auge und den Verstand. Weiter dahinten, in der Richtung nach

Brücke, liegen die großen Hafenbedeen; — das größere, wol 200,000 Quadratfuß umfassend, ist ganz ausgezimmert; das weit kleinere, von einer Seite mit einer Mauer aus behauenen Steinen geschlossen, ist besonders zur Aufnahme gestrandeter Fahrzeuge bestimmt. Beide ziehen ihren Wasserbedarf durch den langen Schlund des Hafenkanals aus dem fluthenden Meer, und halten ihn gegen die raubende Ebbe mittelst Schleusen zurück. Schiffe aller Art und Größe gehen hier aus und ein; wiewol Ostende im Welthandel nicht die Bedeutung Antwerpens hat. Dafür ist es der eigentliche Hafen der belgischen Kriegsmarine. Auch sind die Fischerboote zahlreich, die auf Austern, Haringe, Stocffische ausziehen. Die Regierung ermuntert durch Prämien zur Ausbeute der See. Daher sieht man oft eine zahlreiche Genossenschaft der für die niedere Meeresjagd bestimmten Boote nach der Höhe des Meeres auslaufen; jedes mit vier Mann besetzt und so gebaut, daß es bei Sturm sich ohne Gefahr, obgleich nicht immer ohne Unglück, auf die Seite legen kann. Gewöhnlich gehen sie nur 5 bis 6 Meilen weit

in See; werden aber oft von Kreuzern bewacht, die man auch auf der Höhe des Meeres wahrnimmt. Denn die Regierung traut den Fischern nicht. Sie suchen sich die Mühsal des Fischens zu ersparen, und die auf den Fang gesetzte Prämie durch Eintausch der Fische von englischen Fahrzeugen gegen niederländischen Branntwein zu verdienen.

Oftendes Gewerthätigkeit thut in Salzraffinieren, in Seiler- und Segelwerk, in Samendöl, Seife und Tabak. Auch vergißt die Stadt nicht ganz, daß Flandern von jeher Spitzen klöppelte. Die anspielenden Flutwellen zeichnen hierzu mit ausgespanntem Wasserschaum die artigsten Muster, freilich sehr flüchtig, auf den gekeperten Sand. —

Noch immer ist mir der Sonnabend ein gar lieber Tag. Rührt auch meine Empfindung aus der Jugend her, aus jener sinnlich-gläubigen, zwischen Schauen und Erwarten gespannten Zeit: so kleidet sich doch jetzt in dieselbe Vigilienstimmung des Tages eine verwandte Lebensbetrachtung. Dieser Schwung der Gewerbe, dieser Ueberfluß an allen Artikeln des Bedürfnisses und des Ge-

König. Eine Fahrt nach Ostende.

8

nusses, dieß Wogen und Wandern der Menschen. bezeichnen den Markt einer großen Lebenswoche; Eisenbahnen und Dampfschiffe erinnern im Großen an die feuchende Samstagshast von Käufern und Verkäufern. Dann wieder dieser Eifer, an Staat und Kirche zu bessern, Neues fertig zu bringen, daneben aber auch das Alte herauszuputzen, — entspricht er nicht dem Fegen vor den Thüren, dem Putzen der Fenster, dem Scheuern des Geräthes, dem Zutragen neuer Mobilien und Anzüge, Allem, was den Sonnabend zu beleben pflegt? Und wenn dann in dieses Tages Unruhe und Geschäftigkeit hinein die Abendglocken und Glöckchen ertönen, die den Sonntag verkündigen, so fehlt es auch unserer hastigen, Geld und Welt-süchtigen Zeit doch nicht an ähnlichen Vigilienklängen eines Weltsonnabend. Oder rennen sie denn nicht etwa zur Beicht und Vorbereitung nach den Kirchen? Ist nicht des Lebens und Schreibens vom Christenthum genug? Werden nicht dem Gebrauche der Vernunft, dem heiteren Genuße des Erdenbafes schwere Fasten bei Stockfischen und Mönchsklößen zugebacht? Stecken nicht

die Frommen ächzend die Köpfe zusammen, wie die Schafe, wenn's wetterleuchtet? Rutschen nicht, bethörter als je, die alten Abergläubigen vor den alten Bildern auf den Knien? Und die Hochgebildeten selbst — glauben sie nicht die Nähe eines neuen Evangeliums zu ahnen? —

Mit solchen Betrachtungen schlug ich heut den Umweg nach Haus ein, den ich so gern nehme, vom Leuchthurm ab, zwischen der Stadt und dem Hafentkanal nach dem Fischerkai hin. Wenn der kühlere Abendwind die Empfindlichen von der Restauration wegtreibt, und auf dem hohen Seedamm die letzten Gestalten hin und her wandeln, dunkel auf dem schimmernden Meeresgrund abgezeichnet: dann spielt zwischen den nördlichen Dünen und der Stadt, um den dunkeln Hafen, der letzte Widerschein des Abendhimmels. Noch ist hier nicht alle Geschäftigkeit erloschen. Und wenn auch die müden Schifflente, die Arbeiter und Fischer dem nahen Estaminet „In den plaisanten Vissher“ zuhumpeln; so raucht dagegen das Londoner Dampfschiff, das nach eingebrochener Nacht abgeht, frisch an; die Matrosen schaf-

fen, und schon sieht eine einzelne Gestalt in den Mantel gehüllt auf dem Verdeck, dem Meere zugewendet, dessen matt schimmernde, dumschraufende Woge das Herz mit Angst, den Magen mit Ekel bedroht.

Geht man nun hier das abschüssige Gäßchen zwischen den Niederlage-Gebäuden hinab, über die breite Gasse und am Pfarrhause hinein, so steht man auf dem einsamen Plage neben der Peterskirche. Tiefe, dämmergraue Stille herrscht hier um die ärmlichen Wohnungen. Nur dicht an der Kirche, vor einer oder der andern Mauerblende, kniet auf hölzerner Bank eine schwarze Frauengestalt mit übergezogener Kapuze des dunkeln Kamelottmantels. Rechts nämlich und links einer tiefen Kirchenecke, zwischen vorspringenden Strebepfeilern, ist in kleinen Nischen hinter Glas ein Jesus- und ein Mariabild eingesezt, in bunte Stoffe gekleidete, mit wunderlichen Insignien umgebene groteske Gestalten. Vor jeder derselben brennt Abends eine Laterne, und wirft ihren grausenhaften Schimmer in die tiefe Ecke selbst. Hier ist hinter geschlossener Vergitterung

ein Calvarienberg vorgestellt, aus dunkeln Steinen und eingesezten Schädeln errichtet. Der am Kreuz Erhobene und die ihn umstehenden Gestalten der Maria und des Johannes, so wie die kniende der Magdalena, sind in Lebensgröße aus Holz roh geschnitten. Unter ihren Füßen thut sich der Hügel mit einer Grotte auf, aus der durch ein Gitter ähnlich geschnittene Gestalten der armen Seelen die flehenden Hände ringen. Was sie wollen, sagt die Umschrift: **Helpt ons door uwe Gebeden en goede Werken!** — —

Welch' ein rührender Verkehr, der hier in Nacht und Stille vor sich geht! Die Aermsten der dürftigen Nachbarschaft bringen den armen Seelen Hülfe. Sie selbst, diese Betenden, darabend und dürstig gekleidet, rufen den üppigen Tagen zu: **Helpt ons!** Und Abends sind sie doch reich genug, mit Gebet den jenseits Verlassnen beizuspringen. Mit seligen Hoffnungen wieder beschenkt, schleichen sie den stillen Gäßchen zu, die am Collège de Notre Dame de bon secours und der Frères de la Charité hinein gehen, und deren eines bedeutsam genug — Rue bout

du monde heißt. Selig, sollte man rufen, sind die Darbenden, denn sie verbreiten Ueberfluß. Ja, nur die Armuth weiß, was entbehren heißt, und schwerlich hat der Reichthum mehr Gebet für Abgestorbene, als Almosen für Lebende. Heil dem Schmerz! Die Freude ist ein glänzend Auge, für welches vom Himmel Licht auf die Herrlichkeiten der Erde fällt; aber der Schmerz ist ein geheimnißvolles Ohr, das für die leisen Stimmen des Ewigen offen ist. —

Wie lange werden sich aber noch die Armen der europäischen Civilisation mit den armen Seelen im Fegfeuer getrösten? Wie lange noch diesen zu helfen sich reich genug fühlen, ehe sie mit dem letzten Nothschrei: Helpt ons! sich gegen das schmelgende Leben umkehren? — Dies ist ja die große Lebensfrage der Zukunft. Ich denke sie nicht in einer Abendbetrachtung aus Ostende zu lösen. Ist es doch die Frage, die über die Weisheit unserer Staatsmänner, über den Muth unserer Regierenden hinaus reicht, und wol auch nur aus dem Portefeuille der Vorsehung beantwortet wird. Ein Ministerium der

Nationalwohlfahrt fällt hier wie ein kindischer Gedanke in die Waagschale der Zukunft. Oder sollen diejenigen, die sich eine ministerielle Ausgleichung von Arbeit und Lohn, von Kapital und Rente, von Alleingewinn und Dividende nicht wollen gefallen lassen, zur Fabrikation, zum Handel und Erwerb gezwungen werden? Hat zuletzt die Freiheit oder die Armuth, der gesunde oder der erkrankte Zustand der Gesellschaft größeres Recht im Staate? Ist der Armuth geholfen, wenn die verdroßne Freiheit ihren Werkmeister, den Eigennuz, entläßt? Dieser große Nebenhang der Welt, wie ihn Shakespeare nennt, dieser Becker und Ernährer aller Kräfte und Thätigkeiten der Menschen, soll der Eigennuz dadurch geheiligt werden, daß ihr ihn einer Beschneidung unterwerft? Und wenn er nun fromm würde und betete, statt zu erwerben, wäre den Armen geholfen? Soll der schlimme Ausschlag des Proletariats durch eine Communistensalbe geheilt werden, die das Uebel auf die innern Lebensorgane wirft? Dies Uebel ist nicht zufällig; es ist eine Entwicklungskrankheit der Civilisation und kann

nur aus dem innersten Organismus der Menschheit selbst gehoben werden. Aber wie? Das Wie eben wird, meiner Ueberzeugung nach, eine neue Offenbarung sein. —

Man kann über diese Bertröstung lächeln; es ist wahr, meine religiöse Weltanschauung hat wenig Beruf zum Staatsmann. Der echte Staatsmann darf keinen Augenblick zweifeln, von ihm eben werde das gemacht, was in der Welt geschieht. Wenn ich aber in die Geschichte der Menschheit zurück blicke, so scheint mir, daß nicht sowol die höhern, übersinnlichen Bedürfnisse der Völker, sondern gerade die Störungen und Zerfallenheiten ihrer irdischen Zustände, durch natürliche Entwicklung der menschlichen Civilisation herbeigeführt, die den Völkern zu Theil gewordenen Offenbarungen hervorgerufen haben. Die eigentlich geistigen Bedürfnisse haben sich schon mehr selbst geholfen durch sogenannte Reformationen. — So sind es schon im alten Indien blutige Gewaltthaten, stürmendes Unrecht und ungemessene Frevel eines verwilderten Geschlechts, zu deren Sühne die erlösende Gottheit

wiederholt die Menschengestalt annimmt, und namentlich als Krishna, von einer Jungfrau geboren, an einem Baume durch einen Pfeilschuß stirbt. Wie dagegen die Religion immer mehr zerfällt, und die Priesteranmaßungen auf's Höchste steigen, tritt — etwa 600 Jahre vor Christus — Buddha als Reformator auf. Eben so geht in Persien, ungefähr um dieselbe Zeit, aus der Priesterkaste selbst — ein vorchristlicher Luther — der Reformator Zoroaster hervor, um die reine Magie, die uralte Offenbarung der Gottheit, aus ihrer Verbildung durch die Priester wieder herzustellen, nachdem diese das Volk verknechtet und mit falscher Magie bethört haben. Was dagegen Moses einem in fremder Sklaverei verderbten, verarmten, verschmutzten, heimathlosen Volke von dem umdonnerten Sinai auf Steintafeln herabbrachte, heißt eben wieder eine neue Offenbarung. — Und, aus dieser später hervorgegangen, jene herrlichste Offenbarung, von der wir heute noch zehren, ist sie nicht zur Lösung einer wahren Entwicklungsfrankheit der menschlichen Civilisation und zur Fortbildung des menschheitlichen Lebens erschienen? Die

Adventszeit des Christenthums erinnert in ihren großen Zügen lebhaft genug an unsere heutige Noth, aber auch an die Adventsstimmung, an die Sonnabendbewegung unserer Tage. Sklaverei und Reichthum, murrende Arbeit und blasirte Genußsucht, Aberglauben und Unglauben, angstvolles Knien vor den alten Götzen, ahnungsvolle Sehnsucht nach neuer Offenbarung lebten so schroff, wie heut, neben einander. „Solch' eine Ungleichheit der Macht und des Besizes war eingetreten, daß die allgemeine Freiheit nicht mehr ertragen werden konnte, und der Volkscharacter so tief gesunken, daß Niemand daran dachte, die öffentliche Freiheit mit der Monarchie zu verbinden. — Das Elend des römischen Pöbels stand verzweifelnd und drohend neben einem Reichthum, der mit schamlosem Scharfsinne der Natur mehr Lust abzugewinnen rang, als sie zu geben und zu ertragen vermag.“ So schildert Hase treffend jene Zeit. Und was auf der andern Seite Rom that, um sein erstaunliches Weltgebiet durch Landstraßen, Eilposten, Flotten und Flußschiffe zu verbinden, und die Völker der

bekannten Welt durch Handel und Bildung zu vereinigen, gleicht es nicht unsern neusten, freilich noch größern Bestrebungen? Aber zu politischen Zwecken ausgeführt, hatte es doch eine damals unerkannte höhere Bedeutung; es waren Springfluten, die der, in ihrer Entwicklung erkrankten Menschheit heilende Schauer bereiteten, — die Schauer des ewigen „Wortes“, das die Fragen der verzweiflungsvollen Zeit beantwortete, indem es der Menschheit eine neue Stellung zwischen Erde und Himmel enthüllte. Es war ein Wort, das nicht etwa Ueberirdisch-Neues vom Himmel herab brachte, sondern das nur im Irdischen selbst, so zu sagen, ein geheimes Schubfach mit alten Pithengesehenken der Menschheit öffnete, bei dessen Einblick die irdischen Werthe in's Fallen kamen, Reichthum und Schwelgerei sich selbst verwarfen, und die verklärte Armuth sich unerwartet in die Freiheit der Erde, in die Erbschaft des Himmels eingesetzt sah.

Und woher kam dies Wunder? — Aus der Hirtenhöhle eines Proletarier-Volkes. Ja, diese Enkel Abrams, der mit seinem versetzten

Namen an Brama erinnert, diese Nachkommen eines wahrscheinlich ausgewanderten indischen Braminen, die mit ihrem, im Patriarchenthum verbauerten oder vereinfachten uralten Gottesglauben einer glanzvoll entwickelten indischen Offenbarung, im geheimnißvollen Egypten ihr Brot suchen, von hier, versklavt und verschmugt, durch das rothe Meer in die Wüste ziehen, mit heidnischen Völkern kämpfen und selbst in heidnischen Anschauungen fälbern, in den geistlich-weltlichen Elementen ihres Staates, ja in ihren Stämmen unter einander zerfallen, in babylonischer Gefangenschaft mit asiatischer, — unter griechischer Herrschaft mit griechischer Bildung in Berührung treten, bis sie nach flüchtigem makabäischem Heldenmuthe unter Roms kriegerischer Fußsohle ächzen, sie entwickeln eine merkwürdige Reihe von Sätzen und Gegensätzen der Bildung und des Lebens, eine weltgeschichtliche Dialectik, aus der allein der geistige Schlußsatz des Christenthums, des weltbildenden Wortes, hervorgehen konnte: Oder — wenn ein andres Bild deutlicher wäre — in solchen Spiralwindungen

verhängnißvoller Erlebnisse und Anschauungen zerlegt und läutert sich der geistige Stoff eines Volkes oder einer Zeit, so daß er reif wird, die Idee einer neuen Offenbarung des Geistes der Menschheit zu empfangen, und zur Anschauung zu bringen. Darum sind es gewöhnlich elende Zeiten, erkrankte Zustände, verachtete Völker oder Stände, aus denen die erlösenden Ideen hervorgehn. Die Heilande der Völker werden dunkel geboren, und bringen aus einer nächtlichen Krippe ihre göttlichen Offenbarungen. —

Solche Betrachtungen eben bringen mich darauf, auch für die drohenden Verwicklungen unserer Civilisation unter ähnlichen Vorzeichen eine ähnliche Lösung zu erwarten, aus dem Organismus der erkrankten Menschheit selbst, wenn über sie die Schauer des Göttlichen kommen, bis eine stille, träumende Seele das Wort einer neuen Weltanschauung ausruft, die Allen dunkel nahe lag, und daher von Allen als wahre Offenbarung begrüßt wird, von Allen, die an der neuen Richtung und Bewegung, welche das lösende Wort den menschheitlichen Kräften ver-

leicht, ihren Antheil nehmen, das heißt, die sich erlöst und beseligt fühlen.

Dabei sollen die communistischen Bestrebungen der Zeit, die Veranstaltungen der Staaten, die wohlthätigen Vereine der Gesellschaft in ihrer Nothwendigkeit nicht verkannt werden. Die heilsamen, erweckenden Schauer kommen ja nur aus schwellenden und brechenden Wogen. Jede Genesung aber — einer leidenden Person wie einer erkrankten Civilisation — ist eine geheimnißvolle Offenbarung, dort des einzelnen Organismus, hier der Naturkraft der Menschheit.

Sonntag, 24. Juli.

Schon mein zweiter Sonntag in Ostende. Der Fröhimmel war mit streifigen Federwolken getrübt, die Luft schwül, die See unruhig. Doch um so reizender wird das Bad. Und die heut so lebendige See schien mir besonders gewogen, die erste Hochwelle, die sich über mich ergoß, schlang mir ein Gewinde von Tang um den Kopf. Die See hat keinen Lorbeer. Sie hat Blasentang. Doch gefiel ich mir ganz wohl im Gefühl meines dicken Kranzes, bis ich mich erinnerte, daß meine Landsleute, die guten Fulbenfer, für einen eingebildeten Menschen die seltsame Bezeichnung „Blasenhanns“ gebrauchen. Blasenhanns und

Blasentang hatten doch eine verwünschte Klangverwandtschaft.

Später besuchte ich die Kirche. Ostende hat nichts Ausgezeichnetes von Kirchen. Die Flut der Andacht hat hier nur ein paar unbedeutende Dünen angespült, die Petruskirche und die kleine Kapuzinerkirche; die englische Kapelle ungerchnet. — Freilich, als das Niederland seine herrlichen gothischen Kathedralen baute, war Ostende noch ein Dorf, von Fischern mit Pfählen umschantzt. Erst Anfangs des 17. Jahrhunderts war aus dem Dorf eine Stadt, waren aus den Pallisaden Schanzen geworden, und konnten eine so berühmte Belagerung aushalten, wie des Ambros Spinola, in der die Belagerten 50,000 Menschen und die Spanier noch weit mehr verloren. Den Donner des Geschüßes vernahm man in London. So haben Wälle statt Wallfahrten, Feuerwerke statt der Wunderwerke Ostende empor gebracht, und Bomben bauen keine Dome.

Die Hauptkirche zum heiligen Peter hat nichts von germanischem Styl an sich; sie steht

schlicht und schwerfällig genug da. Pfeiler, mit
derben Säulen abwechselnd, theilen das Innere
in drei Langschiffe ohne Querschiff. Nichts
Besonderes von Bildern. Kleine Stationen-
bildchen, an den Säulen aufgehangen, führen
in lebhaften Farben einen Kreuzweg durch die
Seitenschiffe. Ein Altarbild im linken Schiff
stellt eine Anbetung der Hirten vor. Ich weiß
nicht, was sich der Maler dabei gedacht hat,
daß er den heiligen Joseph das Krippenöchslein
beim Horn festhalten läßt. Entweder fühlt sich
das Thier zu lebhaft zu den angekommenen
Hirten hingezogen, oder es wird von der Be-
wegung des Anbetens scheu. Am Ende steckt
gar ein früher Rationalist in dem Geschöpfe?
Wenigstens hat es das gescheitste Gesicht auf
dem ganzen Bilde. —

Die grauen Möven habe ich noch nicht so
unruhig auf dem Meere flattern sehen, wie die-
sen Nachmittag. Ueber dem Wasser scheinen sie
nicht größer als Schwalben, da sie doch wie
starke Tauben sind. Lebhaft hin und her und
durch einander fliegend, streichen sie dicht über

König. Eine Fahrt nach Ostende.

die bewegten Wellen und stoßen dann und wann mit den gelben Schnäbeln hinein, ihre Kost zu haschen. Ich weiß nicht, ob sie Sturm andeuten; wenigstens immer gewitteriger wurde der Abend. Wir wandelten auf dem Strande. Die sinkende Sonne stand hinter Gewölk, das sich noch durchsichtig von ihrem Lichte färbte, über der Stadt aber und gen Brügge hin schwer und schwarz herabhing, von einzelnen Blitzen durchzuckt. Dann und wann warf die Sonne durch geborstene Wolken ein grelles Licht auf die Stadt; die rothen Ziegeldächer brannten, die grasigen Festungswälle glühten, scharf abgeschnitten vom schwarzen Meeresdämme. — Die wachsende Flut trieb uns endlich hinauf nach dem Pavillon. Hier wollten wir das etwaige Leuchten des Meeres abwarten. —

Wir fanden mit demselben Vorsatz verweilend, ein interessantes Paar, dem mich Baron Max bekannt machte, einen Freiherrn Xaver und seine Frau. Er, ein schöner, stattlicher Mann, hatte sich noch nicht lange zum zweiten Mal mit einer nicht eigentlich hübschen, aber sehr

anmuthigen jungen Dame verheirathet. Max flüsterte mir zu, daß er mir die sonderbare Geschichte dieser Heirath erzählen werde.

Wir kamen bald auf Gegenstände zu reden, die uns eben nahe genug lagen, auf Ebbe und Flut, so wie auf das merkwürdige Leuchten des Meeres. Die verschiedenen Ansichten und Vermuthungen der Naturforscher wurden durchgesprochen. Ueber Ebbe und Flut schienen beide Herren einverstanden, indem sie den Grund derselben in dem Einflusse des Mondes auf die Erdgewässer zu finden glaubten. Weniger kamen sie über die Ursache des Leuchtens überein. Zwar begegneten sich beide in der Electricität; Faver hielt aber das Wasser für electrisch, und bestätigte sich darin durch die Erscheinung, daß nie die runde Fläche der Woge leuchte, sondern nur, wenn diese sich durch Brechen und Anprallen in Spizen und Zacken ausladen könne. Max aber glaubte mit Carus, das Leuchten gehe „von Milliarden eigenlebendiger, zum Theil größerer, zum Theil aber auch für uns kaum sichtbarer Meeresthierchen aus, die von

dem allgemeinen, die Erde umflutenden electrischen Spannungsverhältniß unter gewissen Umständen in's Leuchten geriethen." Ich warf endlich in den Zwist die neuere Ansicht des Naturforschers Hugi ein. Dieser, der das Meer eigens und vielfach beobachtet hatte, fand im leuchtenden Wasser keine Thierchen, noch auch da, wo das Meer wie eine glühe Masse ausblühte, irgend eine faulende Substanz, die etwa phosphorescirt hätte; obschon auch Faulendes nur an freier Luft zu schimmern pflegt. Ja, filtrirtes und unfiltrirtes Meerwasser hörten in Gefäßen gleichmäßig auf zu leuchten, bis sie gerüttelt wurden, worauf sie eben so gleichmäßig wieder leuchteten. Auch verrieth das Electrometer überhaupt keine Electricität beim Funken-sprühen des Meeres. — Dagegen beruft Hugi sich auf einen vielfach zu beobachtenden großartigen Verkehr zwischen dem Meere und dem Luftkreis; wobei der Sauerstoff der Luft, dieser große Factor oder Gevatter alles Lebens und Leuchtens auf Erden, wieder seine Rolle spiele. Es gelte, meint Hugi, ein wahres Ein- und

Ausathmen des Meeres und der Luft. Das Meer athmet aus der Luft Gase ein, und enthält überhaupt, während die Luft in ihrer Mischung nur 21 Prozent Sauerstoff hat, diesen Stoff in $33\frac{1}{2}$ Prozent. Die Atmosphäre, die unter gewissen Umständen diese Gase abgibt, zieht sie unter andern auch wieder an sich, — sie säuert und entsäuert das Meer. Das Barometer verräth diesen unsichtbaren Wechselverkehr mit Steigen und Fallen seiner Säule. Wenn die Luft sauerstoffdurstig auf der Fläche des Meeres liegt, wird ihr Druck schwerer, das Barometer steigt, das Meer trübt sich. Diese Trübe der so oft farbewechselnden See rührt von unzählig aufsteigenden Bläschen her, in denen der Sauerstoff aus der Wasserform in Luftform übergeht, um sich der Atmosphäre mitzutheilen. Diese Ausgleichung ist, wie jede Ausgleichung von Wasserstoff und Sauerstoff, mit Leuchten verbunden, mit momentanem und natürlich nur Nachts bemerkbarem Ausleuchten. Wird dann das Meer wieder hell, hört Luftbildung und Leuchten wieder auf, so ist es ein

Zeichen, daß das Meer nun wieder aus der Luft einathmet; das Barometer fällt.

Doch dieser Austausch und Verkehr soll eigentlich noch tiefer liegen, als das Meer selbst. Verschiedne Naturforscher lassen nämlich das Innere der Erde und den Luftkreis in einem großen polaren, anziehenden und abstoßenden Bezuge zu einander leben; bei welchem das Meer als Vermittler der Ausgleichung beider Weltgeschwister auftritt. Diese polare Thätigkeit setzt die See von ihrem Grund aus zur Oberfläche empor in Unruhe; indem die Bläschenentwicklung und ihr säuernder Uebergang in die Atmosphäre so lebhaft und nachdrücklich vor sich geht, daß streckenweise das Gleichgewicht der See aufgehoben wird. Das Gewässer, durch die Ausgleichung des Gases gehoben, fällt nach Entweichung der Luft und bringt heftige Wellenbewegungen hervor. Dies Wogen und Schwanzen des Meeres ist oft genug bei gänzlicher Windstille zu bemerken; zum Beweis, daß es nicht von außen her angeregt wird.

Es erscheint also der Farbenwechsel, das

Wogen und das Leuchten des Meeres aus dem großen Wechselverkehr zwischen Erde und Luft für denjenigen gar ansprechend erklärt, der sich zur Anschauung eines athmenden und pulsirenden Lebens der Erde selbst erheben kann. In dem großen Rhythmus dieses Wechselverkehrs scheint denn auch Ebbe und Flut begründet, weniger aber durch den Einfluß des Mondes erklärbar, mit dessen Laufe die an den verschiedenen Küsten des Meeres so verschiedene Dauer und Wiederkehr der Flut in keinen rechten Zusammenhang zu bringen ist. —

Inzwischen hatten sich die Menschen vor den heftigen Blitzen vom Damm in die Stadt geflüchtet. Der Leuchtturm flamante vor dem schwarzen Wettergewölk; die Flut brandete, die Nacht war herein gebrochen. Ich weiß nicht, wer von uns die erste leuchtende Welle bemerkte; allein das Schauspiel wurde allgemeiner. Wo eine Welle überschlug oder zerspritzte, brach ein bläuliches Licht aus. — Wir schwiegen im feierlichem Anschauen dessen, was unter und über uns vorging. Meer und Himmel erschienen

uns in einem heiligen Wechselverkehr, der sich mit Leuchten und Brausen zu erkennen gab; zuckende Blicke, aufflammendes Beben in den Wolken, sanftes Schimmern, aufzitterndes Leuchten in den Wogen; Donnern der Luft, Brausen des Gewässers. Segen des Himmels und Gebet der Erde schien in traulichem Begegnen den Feiertag zu beschließen, und uns überkam eine reine Sonntagsandacht. Wir begingen sie schweigend. Da fielen mir die schönen Worte des Spaniers Raymund de Sabunde aus dem 15. Jahrhundert ein: „Gott hat dem Menschen das Buch der Natur gegeben, in welchem jedes Geschöpf ein von Gott geschriebener Buchstabe ist. Dies göttliche Buch und die heilige Schrift können einander nicht widersprechen. Von jenem, welches Allen gemein, jedem am nächsten, den Laien lesbar, und von Kegnern unverfälschbar ist, muß die Erkenntniß anheben. Aber die höchste Erkenntniß ist die Liebe Gottes, als das Einzige, was der Mensch aus seinem Eignen der Gottheit geben kann.“ —

Wir waren noch in diese feierlichen Ein-

brücke versunken, als wir vom Hafen her das Londoner Dampfschiff heranrauschen hörten. Seine Räder sprühten von Wassersfunken. Jeder aufstanzende Tropfen leuchtete, jede aufhüpfende Welle glühte. Es war, als ob die erst anbetend-verzagte Inbrunst der Wogen plötzlich zu wilber Lustbarkeit, zu wüthenden Tänzen auslobern wollte. Wirklich rollte auch ein langer, grollender Donner mit schwer absinkenden Schlägen dem verlockenden Schiffe nach, und schreckte die so leicht verführten Wellen in den Schooß ihrer Mutter See zurück. —

Montag, 25. Juli.

Das gestrige Wetter schleppte heute morgen kalte, stürmische Wolken nach. An so trüben, fröstlichen Tagen sieht es hier sehr schauerlich aus. Die kahle, niedre Küste kommt Einem wie verzagt und vor dem empörten Meere wie erbleicht vor. An solch' einem Tage rathe ich Niemand, mit dem Baden den Anfang zu machen. Ich gestehe, als ich heute umgekleidet die Schubthüre meines Wagenkastens öffnete, zagte und zögerte ich, das Treppchen zu betreten; ich mußte mich recht zusammen nehmen, um diesen grauen Bogen entgegen zu schreiten, die, als ob von hundert zerstreuten Terrassen niederbrausend und schäumend, auf mich los-

stürzten. Und als es ein wenig zu regnen anfang, glaubte ich, Feuerfunken schlugen auf mich herab. So empfindlich sind die stets bedeckten Theile des Körpers gegen bloße Regentropfen. —

Aus dem Bade, traf ich den Baron Mar vor der Restauration. Er scheute sich, heute zu baden. Wir frühstückten zusammen, und er erzählte mir die versprochne Heirathsgeschichte. Sie kam mir so eigenthümlich vor, daß ich nicht unterlassen konnte, sie niederzuschreiben.

Die Freitagstündchen.

Novelle.

Man spricht von der Wechselliebe zweier Verbundenen. Wer sagt uns aber, ob die Liebe auch auf beiden Seiten gleich stark und mächtig sei? Gibt es eine Waage, in deren beiden Schalen man das Lieben und das Geliebtwerden, die beiden Hälften der Wechselliebe, gegen einander halten könnte? Und welches Bünglein sollte, nach der Seite des Uebergewichts geneigt, den Unterschied aussprechen? Oft sind zwei Liebesbündnisse, versteht sich nach einander, erforderlich, wenn man die beiden Elemente der Bundesliebe kennen lernen soll.

So begegnete es dem Freiherrn Xaver — halb wider Willen. Er lebte im neunten Monate nach dem Verlust seiner heißgeliebten Gemahlin. Sein Schmerz war sanfter geworden; aber er war nicht weniger aufrichtig, als in jener unglücklichen Stunde, da der verzweifelte Mann, am dritten Tage nach der ersten Niederkunft seiner theuern Julie, sich über ihre Leiche warf, und ihr nachzusterben jammerte. Noch immer sah er nur auf Augenblicke das bald neun Monat alte Töchterchen, das ihn viel zu lebhaft an die verlorne Mutter erinnerte. Nur Freitags von elf bis zwölf Uhr mußte es die Amme eine volle Stunde auf seinem Zimmer halten. Es war Tag und Stunde seines unvergeßlichen Verlustes, den er für immer im ersten frischen Andenken fest zu halten entschlossen war.

Xaver lebte mit seiner verwitweten Schwiegermutter, einer Frau von Welt, die allem Uebertriebenen abhold, auch das unmäßige Leid und die unaufhörlichen Klagen ihres Schwiegersohns im Stillen nicht billigte. Sie hatte ihre

einzigste Tochter sehr geliebt; allein sie hatte auch gelernt, sich in's Unvermeidliche mit Anstand zu finden, und hing selbst noch zu sehr an der Außenwelt, um sich der Innerlichkeit schmerzlicher Erinnerungen so ausschließend hinzugeben. Dabei sah sie mit ihrem guten Weltblicke voraus, daß der Tag nicht ausbleiben werde, an welchem Faver, jung und kräftig, wie er war, sich auf seine Wiederverheirathung besinnen werde; sei es auch nur aus Familienstolz, um seiner Familiengüter willen, für die er einen belehnungsfähigen Sohn wünschen mußte. Sie erwartete einen solchen Schritt um so zuversichtlicher, als sie ihn voraus nur billigen konnte, und als ihr die Besorgniß aufgestiegen war, der Schritt könnte so ausfallen, daß die Wahl der zweiten Frau sich mit ihren eigenen Neigungen und Ansichten, Gewohnheiten und Einrichtungen nicht gut verträge. Sie hatte nämlich nur ein mäßiges Einkommen, und fand sich in den schönen Besizthümern des Schwiegersohns so ungemein behaglich, daß sie auch fortan darin zu bleiben wünschen mochte. —

Wie, wenn sie nun die Wahl einer zweiten Frau selbst unvermerkt zu lenken suchte? Ihre Klugheit sagte ihr, daß solch' ein Versuch am ehesten während der Dauer der Leidmüthigkeit ihres Schwiegersohnes gelingen könne, ehe sein frei gewordnes Herz eine eigne Wahl träfe.

Doch erst gegen den Schluß des Trauerjahres wagte es die Geheimeräthin mit dem Schwiegersohne von der Zukunft ihrer Enkelin, von der mütterlichen Erziehung und Bildung zu reden, die dem armen mütterlosen Ding fehlen werde. Wie gern ging Xaver auf das Gespräch ein! Er konnte ja die Erinnerung an seine unvergeßliche Julie daran knüpfen, wie herrlich sie in der Gesellschaft sich bewegt und alle Welt mit ihren Gaben bezaubert habe, was einst ihr erstgebornes Töchterchen unter Leitung einer solchen Mutter würde geworden sein, und dergleichen.

Nach und nach rückte die Geheimeräthin mehr heraus; besonders als Xaver von einer kleinen Zerstreuungstreise zurückgekehrt war. Sie sprach von der Pflicht für sein munter gedei-

hendes Kind und für sein eignes Herz zu sorgen, für dieses, ehe es sich eines zärtlichen, liebevollen Umgangs entwöhne, für jenes, so lange es noch unmündig mit einer Stiefmutter inniger verwachsen könne.

Xaver wies, anfänglich verlegt, später mit trocknen Worten all' dergleichen Vorstellungen ab. Seltsam genug tauchte jedoch dieser Gegenstand nach und nach in all' den Kreisen auf, die er besuchte. Freunde, Bekannte, Frauen brachten ihn immer wieder zur Sprache, oft vom nächsten Baune gebrochen. Manche witzige oder drollige Bemerkung gewann dem gleichgiltigen Witwer einen Schimmer von Lächeln ab; manche Alltagsbemerkung verdroß ihn auch wieder, besonders wenn sie von einer Mutter unverheiratheter Töchter kam. Denn er fing bereits an, auch hinter der ehrlichsten Mahnung irgend ein verstecktes, von da oder dort angesponnenes Absehen auf die gute Partie zu argwohnen, für die er sich in seiner vortheilhaften Stellung, und im Besiz so viel Reichthums und Ansehens wol halten durfte. Er wurde

scheuer. Wer eigentlich diese Angriffe betrieb, ahnete er freilich nicht. Die Schwiegermutter war es, deren ängstliche Sorge um ihre Zukunft mit dem Bemühen wuchs, ihr eine Bürgschaft zu geben. Dabei berechnete die kluge Frau, daß auch der tiefste Schmerz, bei dem gediegensten Willen eines Mannes, doch nicht allen Einflüsterungen der Gesellschaft gewachsen bleibe. Sie erinnerte sich ihres seligen Mannes, der ein großer Diplomat seines kleinen Fürsten gewesen war, und sehr selbstgefällig zu sagen pflegte: Ich habe viel seltner etwas mit meinem Einfluß, als mit meinem Eintröpfeln durchgesetzt.

Und sie hatte sich nicht verrechnet. Die wiederholten Angriffe reizten den Freiherrn zur Ungeduld. — Nun denn, in Gottes Namen! rief er eines Abends in vertrautem Kreise, werbt mir eine passende Frau, ihr Peiniger! Freit mir ein Wesen, das gern Baronin von Bieglep heißen will!

Kaver erwartete nämlich einen Vorschlag zu hören, hinter dem er irgend einen versteckten König, eine Fahrt nach Ostende.

Familienplan hervorziehen könnte, um dann desto entschiedner aufzutreten, und weitere Zumuthungen ein für alle Mal von sich zu weisen.

Wir für Sie freien? nahm die Geheimrätthin lächelnd das Wort. Das ist keine Kleinigkeit, lieber Sohn. Was zerren Sie denn so an meinem Arbeitsbeutel? Glauben Sie vielleicht, ich führe schon Eine bei mir in der Tasche; und Sie dürften sie nur so herausnehmen und an den Arm hängen, wie ich die Tasche? Das geht nicht so, Liebster! Wieviel Zeit haben Sie nicht gebraucht, sich zum Rechten nur zu entschließen; nun denken Sie, bis wir die Rechte finden! Wir sollen auf die Suche ausgehen für Ihr Herz, ohne daß wir mit Ihrem Herzen gehen können? Indes, wir kennen Sie ein wenig, mein lieber Sohn, und lieben Sie noch mehr; der Himmel wird uns erleuchten. Wenigstens will ich mich umsehen, um Ihnen zu rathen.

Und damit Sie nicht zu sehr in's Unge-
wisse tasten, theure Mutter, so lassen Sie mich
Ihnen ein kleines Signalement mitgeben! erwie-

berte Xaver, nicht ohne einige Gereiztheit im Ton. Sie darf nicht schön sein, die Sie mir — wie soll ich's nennen! — nun ja, zur Frau erwählen, aussuchen. Nicht schön, sage ich. Ich will kein Lärvochen im Wettstreit mit meiner unvergleichlichen Julie finden. Es würde mich empören. Ferner darf sie nicht vermögend sein; damit sie wenigstens eine Prätension, und zwar die lästigste, weniger habe; da ich ohnehin keinem Anspruch an Liebe und Hingebung genügen kann. Auch darf sie nicht für geistreich gelten wollen; denn meine Julie war es, und die lahmen Gedanken einer zweiten Baronin Bieglep, die über das Grab meiner Einzigen hüpfen möchten, könnten mich empören. Nicht einmal singen will ich sie hören! Seit die Nachtigall meines Liebesfrühlings verstummt ist, sollen alle Finken und Graßmücken um mich her schweigen. Darnach richtet euch, ihr Eheprocuratoren, und macht's euch nicht zu schwer. Frau Geheimrathin, nehmen Sie's ja leicht. —

Man hatte den Baron nie so hart und heftig gesehen, und es trat eine wahre Ver-

legenheit ein. Jeder fühlte, was er eben dazu beigetragen, den Freiherrn in eine so leidige Ungeduld zu versetzen.

Freilich mag es einem edel gesinnten Manne peinigend genug sein, für ein noch unbekanntes weibliches Wesen die kostbaren Rechte zu bestimmen, die einst einer auserwählten und eben noch unverschmerzten Gattin eingeräumt waren; der Liebe nicht einmal zu gedenken, die ohnehin nicht als Dienerin hinter der Wahl hergehen kann, und für die Xaver in seinem Herzen noch keinen Raum hatte.

Nur die Geheimeräthin ließ sich von der etwas rauhen Aeußerung des Schwiegersohns nicht abschrecken; vielleicht, weil ihr eignes Interesse im Spiel war, oder auch, weil sie mit ihrem Weltblicke die Verhältnisse anders beurtheilte, über die der Schwiegersohn weniger im Klaren war.

Julie, die als einzig Gepriesene, war nämlich, was man eine auffallende Schönheit nennt, gewesen, von den angesehensten Jünglingen umworben, von den ausgezeichnetsten Männern umhuldt. Xaver, selbst ein schöner und ausgezeich-

neter Mann in den bequemsten Lebensverhältnissen, hatte zuletzt alle Nebenbuhler, die Juliens Wahl erschwert hatten, überholt und die schöne Hand erreicht. Juliens Herz war eines jener weniger tiefen und leidenschaftlichen Herzen, die der wählenden Hand gern folgen. Wie war Xaver als Bräutigam, als Gatte entzückt! Er besaß die schönste Frau von Gesicht und Gestalt, mit der reinsten Soprankehle einer Dilettantin, eine anmuthige Tänzerin. Was er höchst geistreich an ihr nannte, waren jene seltsamen Einfälle, kleinen springenden Launen, lächelnden Wunderlichkeiten und unerwarteten Vergleiche, die man an jungen Mädchen so unwiderstehlich findet, als sie an Frauen unaussprechlich werden können. Zum Glück seiner Ehe war Xaver eine lebendige, in Allem, mithin auch in der Liebe, zum Leisten mehr als zum Empfangen getriebene Natur, froh für Andre sich zu betheiligen, und in den Mitteln dazu nicht beschränkt. Die Einfälle und Gelüste seiner Frau setzten ihn niemals in Verlegenheit; es freute ihn, ihre Wünsche rasch zu befriedigen, ihren Träumen

zubor zu kommen, oder sie mit etwas Neuem zu überraschen. Er war ein Forscher nach dem, was Julien erfreuen konnte; ein Künstler in den Artigkeiten, die ihren Launen einen glänzenden Firniß gaben; ein Poet in Erfindung ländlicher Feste, lustiger Fahrten; ein Zauberer in all' den Seltenheiten, die nur aus der Ferne zu beschwören, aus der Fremde zu citiren waren. Sie bewohnten für gewöhnlich das reizende Landgut, das er auch jetzt noch nicht verlassen hatte, ein Stündchen von der Stadt, am Hang des Gebirges gelegen. Wälder und ein See grenzten an den Park, adliche Landsitze lagen nachbarlich. Man hatte mannichfachen Umgang und gerade so viel Einsamkeit, als man zur Einfassung der buntblühenden Vergnügungen in frisch-grüne Ruhe verbrauchen mochte. Und, was bei all' diesem Ueberfluß gar wol in Anschlag zu bringen ist, diese Herrlichkeit des ehelichen Lebens, dieß kleine Paradies der Liebe, dauerte nur in den elften Monat. Ein Paar, wie Julie und Xaver, so reich an Einfällen und Aufmerksamkeiten, konnten eben ein Honigjährrchen brau-

chen, wo Andre nach Honigwochen am trocknen Brote des Umgangs zehren.

Denn nun ward, aus solchem Laumel des Lebens, dem Baron die geliebte Gattin am dritten Tag ihres Wochenbettes wie mit einem Schlag entriffen. Er hatte plötzlich keinen Gegenstand zärtlicher Aufmerksamkeit mehr, die eben noch von der Geliebten in ihrem reizbaren Zustand so sehr in Anspruch genommen worden. Ihm fehlte mit einmal jeder Reiz zum Nachdenken für den folgenden Tag, jeder Anlaß zu Besorgungen, jede Aufgabe zum Schaffen. Die Quellen des lebendigen Daseins schienen versiecht, und selbst das neugeborne Töchterchen sollte ihn nur an den Tod der Mutter erinnern, ohne für den Stammbaum des Vaters eine Hoffnung mitzubringen.

So hatte es um Xaver's Liebe gestanden. Er war der feurig Liebende gewesen, ohne zu fragen, in welchem Grade er wieder geliebt werde. Die Anreize seiner leistenden Liebe — Juliens Wünsche und Grillen, hatten ihn ja beglückt; ihre Freude, ihr kindlicher Jubel über

alles ihr Erwiesene hatten ihn entzückt. Noch war in ihrer kurzen Ehe kein Augenblick gekommen, der von der Geliebten eine Entsagung, ein Opfer um Xaver gefordert hätte. Kein Zweifel, kein Räthsel störte den trauernden Gatten, wenn er in einsamen Stunden seinem entschwundenen Liebesglücke nachhing.

Und das konnte er nun wieder ungestörter. Wenigstens hatte die Plage mit Wiederverheirathungswünschen vor der Hand aufgehört. An der Schwiegermutter lag es ja nun, die Rechte zu suchen. — Wie leicht schien es nicht, eine Unschöne, eine Vermögen- und Geistlose zu finden! Allein, wenn die Geheimeräthin das wahre Glück ihres Schwiegersohns, das Wohl ihrer Enkelin und ihr eignes wohlverstandnes Interesse in Ueberlegung zog, wollte sie über ihre Aufgabe verzweifeln. Sie ging in Gedanken den ganzen Kreis ihrer Bekannten durch, und fand immer nur zu verwerfen; sie machte Besuch auf Besuche, um neue Beobachtungen zu machen. Natürlich mußte sie Gegenbesuche annehmen, und sie erhielt sie reichlich aus Stadt und Umgegend.

Vor- und Nachmittags kam Besuch nach dem bisher so stillen Landsitze. Man hätte glauben können, der Entschluß des Freiherrn Xaver sei ruchbar geworden. Ich weiß es nicht; aber ich bezweifle, daß die mitkommenden, von den Absichten des Barons etwa unterrichteten Fräulein gerade geglaubt hätten, jene von Xaver bedungenen Eigenschaften zu besitzen. Sie lächelten, besonders wenn sie in den Spiegel sahen, und waren überzeugt, ein so gebildeter Mann, wie der interessante Freiherr Xaver, würde von der Laune eines so schlechten Geschmacks bald zurück kommen. Daß die meisten dieser sechzehneindigen Fräulein Ursache gehabt hätten, den Geschmack des Barons eher für recht solid zu achten, ließ sich aus der Ungeduld der Geheimeräthin vermuthen, wenn sie spät am Abende sich erschöpft in ihren Armsessel warf. Man hörte sie dann ächzen. — Lieber Himmel! rief sie aus, welche Kartenblätter von heirathsfähigen Fräulein gibt mir die Gesellschaft in die Hände! Welch' ein Spiel soll ich damit wagen? Wahrlich! mit solchen Blättern könnte man sich zu

dem Spiel versucht halten, das man gewinnt, wenn man eben gar keinen Stich macht. Nullissimo!

Jetzt erst empfand die Geheimeräthin recht lebhaft, was sie Bedenkliches übernommen hatte. Was früher eine Sorge gewesen, war nun eine Pein geworden, und steigerte sich manchen Augenblick zu einer wahren Angst. Aufgeben ihres Plans, Mißgriff in der Wahl: sie wußte nicht, was sie zu thun oder zu lassen habe.

Die zahlreichen weiblichen Besuche konnten natürlich nicht ewig dauern, und die Geheimeräthin war auch froh, sich endlich wieder in Ruhe zu finden. Hiermit stellte sich auch ihre heitre, zuweilen schalkhafte Laune ein. Sie zählte dann in Ueberlegung ihres Plans eine Litanei von süßen Mädchennamen an den Fingern her, Antonie, Hulda, Dorette, Ida, Thekla, Alma, drei Theresen, zwei Mathilden, ein halb Duzend Berta und Andere. — Ach ihr lieblichen Wölfe-

chen von Mädchennamen! rief die Geheimeräthin, schalkhaft lächelnd. Welch' ein Egehimmel ruht auf euern Rosastörchen, Atlaschleischen und Goldlitzchen! Doch für Abendwölkchen erlaube ich mir auch die ältesten von euch nicht zu nehmen, und Morgenwölkchen — lassen übles Wetter befürchten.

Wie schreckhaft aber von ihren Wahlwehen her die Geheimeräthin auch noch in ihrer heitersten Laune war, erfuhr sie eines Morgens, als ein leichter Wagen in den Hof rollte. Sie erschrak so sehr über diesen, wie sie glaubte, verspäteten Damenbesuch, daß sie keinen Entschluß fassen konnte, bis eine junge Dame unangemeldet herein schwebte und ihr in die Arme flog.

Karoline! Gott im Himmel! rief die Geheimeräthin. Wie kommen Sie nur — Fallen Sie vom Himmel! O meine Lily!

Diesen Gruß froher Ueberraschung erwiderte die Angekommene mit einem Ausbruche von Thränen. Ach, theure Mutter! seufzete sie — unsere gute Julie —!

Die leidvolle Erinnerung forberte und erhielt ihr Thränenopfer.

Karoline von Barnow war Juliens innigste Freundin gewesen, beide von gleichem Alter und in derselben Pension erzogen. Sie hatte zuletzt fast gänzlich in dieser Familie gelebt; die Geheimeräthin hatte sie wie eine zweite Tochter behandelt und sich gefreut, wenn das liebenswürdige Mädchen bei ihr vergessen konnte, daß sie eine Waise war. Wie sich aber Julie mit dem Baron Xaver verlobte, nahm Karoline die Stelle einer Gesellschafterin bei einer alten Gräfin an, die nach Italien reiste, und einen milden Winter in Neapel verleben wollte. Ueber diesen Entschluß ihrer Pflegetochter und die etwas ungestüme Weise, wie Karoline ihn ausführte, hegte die Geheimeräthin ihre eignen Gedanken, mit denen sie jedoch ihre Tochter nicht hatte beunruhigen mögen. Nun kehrte jene Gräfin aus Italien und der Schweiz nach ihrer Besizung in Schlesien zurück, und verweilte, Karolinen zu lieb, einige Tage in der Stadt. Diese Zeit dachte das Fräulein bei ihrer müt-

terlichen Freundin auf dem Lande in Erinnerung an ihren beiderseitigen Verlust zuzubringen.

Diese Erinnerungen an die Vergangenheit und die Mittheilungen aus ihren leztjährigen Erlebnissen wurden so lebhaft, daß die Geheimeräthin ihrer jetzigen heimlichen Sorge gänzlich vergaß. Als sie in dieser Unbefangenheit ihrem Schwiegersohne den Besuch der jungen Freundin ankündigte, blickte eine Zufriedenheit über sein Gesicht.

Ach wie schön! rief er aus. Das ist mir sehr lieb. Außer uns beiden hat Niemand Julien so innig gekannt und geliebt, wie Karoline. Ja, es ist mir gar angenehm, sie zu sehen, mit ihr zu plaudern. Sieht sie noch so kränklich aus, die Gute, als wie sie abreiste?

Jetzt erst fiel die Geheimeräthin auf den Gedanken, ob ihr der Himmel nicht an Karolinen eine bessere Glückskarte in die Hand gespielt, als die Gesellschaft ihr an den vielen Fräulein zugetheilt habe. Das Herz schlug ihr heftig, als sie antwortete:

Kränklich? Nein, lieber Sohn! Karoline sieht blühender, frischer aus, als je. Italien und die Schweiz sind ihr offenbar sehr gut bekommen. Aber — Sie wissen, Xaver, schön war sie nicht.

Schön? Ich weiß nicht, erwiderte er. Nein, neben Julien verlor sie allerdings sehr. Sah man sie aber allein, so hatte sie doch etwas sehr Anziehendes, etwas, — wie soll ich's nennen? Ja, Seelenvolles im Ausdruck. Nur ihr Auge ist wirklich schön, oder ausgezeichnet zu nennen.

Seelenvoll, ja, lieber Xaver, da haben Sie das rechte Wort! Seelenvoll! So war auch ihre Unterhaltung; denn geistreich ist sie durchaus nicht.

Wenigstens nicht in Juliens Weise, liebe Mutter. Neben Julien war sie meist auch sehr schweigsam, wenn Sie sich erinnern. Ja, sie hatte zuweilen, gerade bei Juliens brillantesten Einfällen und Gedankensprüngen, etwas Unzufriedenes, Mißbilligendes im Gesicht. Es war gewiß bei ihr kein mädchenhafter Neid über Ju-

liens Gabe die Gesellschaft zu entzücken; es lag wol nur in Karolinens abweichendem Geschmack. Sie war nie so heiter oder vielmehr so lustig, wie unsere Julie sein konnte. Aber ein trauliches, warmes Gespräch unter vier Augen konnte man mit Lilly führen, wie mit keiner Andern.

War's nicht eben so mit ihrem Gesang, lieber Xaver? Niemand konnte neben Julien singen, keine Dame, außer Lilly. Dieser prächtige Alt allein verlor nichts neben Juliens herrlichem Sopran. Es liegt ja in der Natur der Altstimme, sich tiefer, untergeordnet zu halten.

Charmant, Mutter! Wissen Sie, daß Sie da wieder eine recht gescheite, eine tiefsinnige Bemerkung gemacht haben? Ich freue mich, Sie so angeregt, so heiter zu sehen! Sie waren es seither weniger, wie mir schien.

Die Geheimeräthin lächelte schalkhaft, und versetzte mit bezüglichem Ton:

Schade nur, daß Karoline so ganz vermögenlos ist!

Warum denn Schade, theuerste Mutter? erwiederte Xaver sehr lebhaft. Ich werde Nieman-

den mehr seines Reichthums wegen preisen. Mit all' meinem hübschen Einkommen, wie arm bin ich durch den Verlust des geliebten Herzens, dem ich ein kleines Paradies schaffen konnte! Wer weiß, ob Karoline bei einigem Vermögen diese liebenswürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit bewahrt hätte, die so einnehmend an ihr sind. —

Eben trat die Gerühmte, die sich in ihren angewiesenen Zimmern ein wenig eingerichtet hatte, herein. Xaver eilte ihr entgegen, und begrüßte sie mit Herzlichkeit. Sprechen aber konnten beide nicht sogleich, erschüttert von dem erinnerungsvollen Augenblicke. Sie sahen einander stumm mit schmerzlichem Lächeln an. Natürlich war nur von Julien die Rede, auch über Tische. Xaver wiederholte seine Klagen; Karoline erzählte aus der Zeit ihres gemeinsamen Seelenlebens. So wurden die Herzen nach und nach ruhiger und leichter. Karoline kam dann auch auf muntere Streiche aus ihrer Pensionszeit zu reden. Sie schilderte die gute Madame Marchand und den pedantischen Lehrer Bernstiel, auf dessen

Kurzsichtigkeit sich die ausgelassne Julie manche Schalkheit erlaubt hatte. Einmal, als er über Fische nach Brot verlangte, hatte sie ihm den Keller mit aufgeschnittnem Rindfleisch hingereicht, was der Lehrer erst beim Ergreifen eines Stückes bemerkte, Madame Marchand aber noch übler nahm, als der Angeführte selbst, weil sie es für eine Stichelei auf das trockne Fleisch hielt.

Es war zum erstenmal, daß Xaver wieder laut lachte. Er verzieh es sich aber, weil seine Munterkeit der Erinnerung an seine Unvergeßliche galt. — So ging der Nachmittag im Parke, der Spätabend im Mondschein auf der Altane hin; so lehrte es am andern Morgen beim Kaffe in der Gartenlaube wieder. Als hierauf Karoline sich zum Ankleiden zurückgezogen hatte, weil man zusammen nach der Stadt fahren wollte, hielt die Geheimeräthin den Schwiegersohn mit den Worten zurück:

Wen, mein lieber Xaver, könnten wir zur Gesellschaft für uns und zu einigem Ersatz für Julien lieber um uns behalten, als die edle, bescheidne Karoline, die liebevolle Seele? Wie

König, eine Fahrt nach Ostende.

Schade, wenn sie uns in ein paar Tagen — wer weiß für immer, verlassen wird! Natürlich, oder muß ich sagen leider! Kann sie aber nur in einer Eigenschaft zu uns kommen, oder doch nur in einem Verhältniß für immer bleiben.

Karoline? fragte in verbrießlich gedehntem Tone der Freiherr, der es errieth, worauf gezielt war. Stören Sie doch meine stille Freude nicht, beste Mutter, indem Sie die liebe Freundin zu denen zählen, die —

Warum denn nicht, Bester? fiel sie lebhaft ein. Hat Karoline nicht Alles, oder vielmehr fehlt ihr nicht Alles, was Sie mir bei meiner Wahl bezeichnet haben? Ich gestehe Ihnen, ich war bisher in Verzweiflung über die reiche Auswahl von weiblichen Wesen, die viel weniger ansprechend als anspruchlos waren. Die Wahl that mir im wahren Sinne des Wortes weh. Da kommt nun, wie vom Himmel geschickt, unsere Karoline, ein Mädchen, lieber Xaver —

Ich verstehe Sie, liebe Mutter, fiel ihr der Freiherr in's Wort. Verstehen Sie nur auch

mich! Ist dann nicht Karoline viel zu gut für das, was wir wollen?

Zu gut — zu Ihrer Frau? Xaver, wollen Sie mich in's Lachen bringen? Wo denken Sie denn hin?

Will ich denn wieder lieben, beste Mutter? rief Xaver ärgerlich. Ich will ja bloß eine Frau, weil Sie wollen, weil Alle wollen, weil mein Haus, mein Kind und wer Alles — eine Frau braucht. Karoline aber ist liebenswürdig, ist —

Davon ist die Rede nicht, lieber Sohn! Liebenswürdig war kein Artikel der Wahl, oder vielmehr der Ausschließung von der Wahl. Ich frage Sie erstens: Ist Karoline schön?

Aber sie ist von unbeschreiblicher Anmuth, grazios in ihren Bewegungen, holdselig in jedem Blick und Lächeln. Ich möchte sagen, in jeder Miene öffne sich ein Abgrund tiefer, innerer Schönheit.

Gehn Sie doch, Xaver! Schönheit ist immer etwas Auswendiges. Sehen Sie nicht, daß jede Dame, die schön ist, — es auswendig weiß? Karoline ist zweitens nicht geistreich.

Aber seelenvoll, Mutter!

Zählt nicht, Xaver! Hat drittens kein Vermögen.

Vermögen? Was heißt Vermögen? Das ist ein zweideutiges Wort. Gewöhnlich nennt man Vermögen, was man besitzt an Geld und Gut; das ist aber etwas Todes, Lebloses. Das wahrste lebendigste Vermögen liegt eben in dem, was man vermag.

Ich halte mich an die Bedeutung, in der Sie mir Auftrag gegeben haben, Xaver. In allem dem ist Karoline noch ohne Ansprüche.

Das sagen Sie nicht, liebe Mutter! erklärte er mit viel Wärme. Wer mit so viel Seele, mit solchem Zauber Andern leistet, hat stumme, aber unwiderstehliche Ansprüche auf Wohlwollen und Liebe, wenigstens bei einem edel denkenden Manne.

Xaver, Xaver! drohte die Geheimrätthin schallhaft. Wissen Sie, daß Sie Karolinen bereits lieben?

Machen Sie mich nicht verdrißlich, beste Mutter!

Lassen Sie sich ein Wort sagen, mein ver-

künftiger Sohn! Sie wollen sich wieder verheirathen; Sie sehen ein, es muß geschehen. Wenn Sie mir nun sagen, Sie wollten nicht wieder lieben, so nehme ich das im Andenken an meine Tochter mit Rührung auf. Allein meine Sorge ist es nun, Sie so wieder verheirathet zu sehen, daß Sie lieben können, wenn Sie es je wieder einmal möchten. Ein freier edler Mann muß können, wo er will. Auch für Ihre Absicht, nicht wieder zu lieben, Sorge ich am besten durch eine liebenswürdige Persönlichkeit. Glauben Sie mir, lieber Xaver, Sie würden am ehesten wieder lieben mögen, wenn Sie Ihrer Frau anfühlten, daß Sie solche durchaus nicht zu lieben vermöchten. Nein, nein! Wenn man auch der Liebe nicht nachjagt, darf man ihr doch nicht aus dem Wege gehen; das ist unmännlich. Darüber kein Wort weiter! Sondern lassen Sie sich rathe, nehmen Sie Karolinen!

Nehmen, liebe Mutter! Karoline ist die nicht, die sich so nehmen läßt.

Richtig, lieber Sohn! Ehe ich daher an ihr

Herz fühle, ob es sich für Sie nehmen lassen will, muß ich ganz gewiß sein, daß sie offene Arme fände, wenn sie einmal ja gesagt hätte. Also ein einzig Wörtchen, Xaver, aber ein unerschütterliches: Ja oder nein! Sprechen Sie es aus.

Zögernd und nicht ohne Kampf versetzte nach einer Weile der Baron:

Sagen Sie ihr, beste Mutter, ich hätte mich entschlossen, wieder zu heirathen, jedoch — ohne Liebe zu geloben. Und — warten Sie! Ich hatte mir noch Eines ausgedacht. Meine künftige Frau muß voraus und gern einwilligen, daß wir jeden Freitag von elf bis zwölf Uhr von meiner seligen Frau sprechen, förmlich, feierlich zusammen sitzend ein Andachtstündchen halten; daß ich dann meine unvergeßliche Julie preisen, mein verlornes Glück rühmen, meinen unerseßlichen Verlust beklagen dürfe. Ja, sagen Sie nur — unerseßlichen. Dies müssen Sie ihr erklären, Mutter. Und gegen diese Einwilligung setze ich dann mein Ja voraus ein. Allein — das kann Karoline nicht eingehen, das wird sie nicht, darüber bin ich außer Sorgen! — —

Sie fuhren nach der Stadt, Geschäfte und Besuche zu machen. Der Freiherr war jetzt freilich viel besangener gegen Karoline, als noch eben vorher; allein es fiel ihr nicht auf. Sie ließen sich bei Freunden zu Mittag halten, und kehrten erst gegen Abend zurück. Die Geheimeräthin nahm Karolinen noch mit in den Park, und lenkte das Gespräch auf die Absichten ihres Schwiegersohnes. Sie nannte seine Empfindungen überspannt, die nicht dauern könnten, die gewiß auch sehr schnell dem wahren Bedürfniß eines edeln, zur Liebe getriebenen Herzens weichen würden. Sie beklagte die Sorge und Verlegenheit ihrer übernommenen Wahl, und setzte endlich mit zartem, aber bedeutsamen Tone hinzu: Doch hätte ich nun die Rechte gefunden, die, als Frau und Tochter, Favern und mich beglücken würde; wenn sich diese Gefundne — oder vielmehr vom Himmel uns Zugewiesene, nur auch wollte halten und herzen lassen.

Sie umfaßte bei diesen Worten Karolinen zärtlich und küßte sie gerührt.

Karoline bebt und verstummt.

Die Geheimeräthin ließ sich auf einer ver-
steckten Bank nieder und zog die Erblasser neben
sich. Karoline sank vor ihr hin und verbarg ihr
Gesicht an der Brust der mütterlichen Freundin.
Diese fuhr ruhiger fort:

Darf ich es so recht ehrlich aussprechen,
meine Herzens-Lilly, warum ich Sie noch be-
sonders für die Rechte ansehe, die nicht nur
Kavern beglücken, sondern auch mit ihm glück-
lich werden könnte? Es ist mir immer vorge-
kommen, als ob Sie meinem Schwiegersohne,
früher nämlich, ehe er es war, nicht abgeneigt
gewesen wären. Als er um meine Julie warb,
bedünkte es mich, gerade Ihr Herz empfände
das Glück meiner Tochter am lebhaftesten, aber
auch am schmerzlichsten mit. Ganz gewiß konnte
ich darüber nicht werden; denn Sie entfernten
sich so rasch von uns, Sie nahmen die Gelegen-
heit nach Italien so entschlossen an, als ob Sie
uns entfliehen —

Karoline erhob sich ungestüm, warf sich an
die Brust der Geheimeräthin, und drängte mit
einem Kusse das Geheimniß ihres eignen Her-

zens in die Brust der mütterlichen Freundin zurück. Diese fuhr ruhig fort:

Baron Xaver war gewiß eine wünschenswerthe Partie für meine Tochter; doch hätte ich mich nicht weniger gefreut, wäre seine Wahl auf meine liebe Lilly gefallen. Ja, Xaver hätte für sein liebevolles Herz noch tiefere Gegenliebe gefunden, als vielleicht bei meiner Tochter, die sich nur nach langem Schwanken für ihn entschloß. Ueberhaupt lebte meine Julie mehr im Aeußern, und das Uebermaß von Liebe, das sie während ihrer kurzen Ehe empfing, ersetzte, glaube ich, was ihr selbst an Innigkeit fehlte. Dein Glück wird durch diese Vorgänge nur desto gesicherter; Xaver, der so viel Wohlgefallen an Sophiens äußern Vorzügen fand, hat nun mehr Sinn für deinen innern Werth gewonnen. Siehst du, liebe Karoline, oder soll ich dich lieber gleich Tochter — in neuem Sinne des Wortes, nennen?

Noch einmal stürzte das Fräulein tief bewegt an die Brust der Geheimeräthin.

Sieh, meine Tochter, ich war ganz offen.

Sei es nun auch! Sprich ganz ehrlich, wie du fühlst; wir sind allein, — Tochter und Mutter. Ich weiß, was ich dir zumuthe. Xaver, der durch meine Hand wirbt, will dabei ausdrücklich gesagt haben, er werbe in Anerkennung deines Werthes und — hofft auch wieder Liebe zu lernen. Aber er bedingt sich ein Freitagstündchen in jeder Woche, um sein Herz über sein vergangnes Glück und über seinen Verlust auszuschütten. Wie denkst du darüber? Laß uns an diesem heitern ruhigen Abende die Sache recht friedlich abmachen, so oder so!

Sie haben damals nicht unrichtig gesehen, liebe Mutter, erwiederte Karoline weich und wehmüthig. Ich liebte Xaver, und meine Reise mit der Gräfin war eine Flucht. Jetzt ist mein Herz ruhiger; aber sein Inhalt ist nicht erschöpft, er ist nur klarer, milder geworden. Ja, ich liebe Xaver noch jetzt. Und — ist ein liebevolles Herz nicht schon glücklich, beste Mutter, wenn es nur lieben, nur thätig werden darf in Liebe? Ach wie reich ist Liebe nicht schon durch bloßes Geben und Leisten! Ja,

wer geliebt wird, und nicht wieder lieben kann, ist viel schlimmer gestellt. Ich würde darum Kavern lieben, ohne es ihn nur merken zu lassen, wenn er es aus meinem Thun und Lassen nicht von selber erkennen müßte. Und wenn er es dann fände — o er ist so edel! Das Andre, liebe Mutter —! Je nun, wenn es zu Kaver's Beruhigung gereichte, seinem verlorenen Glück ein Stündchen des Andenkens zu stiften; könnte es mich denn kränken, mitandächtig zu sein zum Andenken Juliens, meiner innigsten Freundin? —

Aus diesem Gesichtspunkt einer leistenden, beglückenden und dadurch schon in sich selbst beglückten Liebe besprachen beide Frauen die Angelegenheit und die Zukunft. Karoline fühlte sich nach der ersten Ueberraschung und Befangenheit so getragen von edeln Empfindungen und hohen Absichten, daß die Geheimeräthin von Rührung, so zu sagen, befreibet wurde. Denn diese weltgebildete, aber nur des Gewöhnlichen im Leben gewohnte Dame sah sich von des Fräuleins großartigem Lebensblicke, von

so viel hoher, freier Gesinnung in ihrer Klugheit unerwartet an's Ziel gebracht, und dabei doch so weit überflügelt. Sie hatte, so besorgt um ihre eigne Zukunft, diese Heirath bedacht, und nun wollte sich derselben Aufgabe ein edles Herz so unbedenklich widmen. Sie hatte nebenher das Wohl des Schwiegersohnes so genau zu berechnen geglaubt, und nun brachte ihr eine wunderbare Fügung mehr entgegen, als sie nur zu träumen fähig gewesen war. Zufriedenheit und Beschämung wechselten in ihrem Herzen. Sie wußte sich aber zu fassen, und war wohlbedenkend genug, sich selbst am Bedeutenden zu erheben. Das Weitere war dann leicht verabredet. Karoline konnte sich aber nicht entschließen, nach ihrer, für Xaver gegebenen Zusage, auf dem Landsitze wohnen zu bleiben. Sie zog sich, ohnehin der Einsamkeit bedürftig, für den Abend auf ihr Zimmer zurück, und verließ andern Morgens vor dem Frühstück das Gut.

Sie eilte nach der Stadt zur Gräfin, und entdeckte ihr die Lage, in der sie nun zurück-

bleiben müsse. Nach der Abreise derselben richtete sich das Fräulein in der Stadt auf schickliche Weise ein.

Die förmliche Bewerbung Kaver's erfolgte in anständiger Frist. Die Vorsehrungen zur Vermählung wurden während des Winters still und ruhig getroffen, und die Trauung selbst ohne Aufsehen in engem Kreis vollzogen.

In dieser Stimmung beider Vermählten fing der eheliche Bund eher wie ein geschwisterlicher an. Die Bärtlichkeit war beiderseits sanft, schwächern, ängstlich. Sollten diese Wochen, wie gewöhnlich, Honigwochen heißen, so war jedenfalls der mildeste, reinste Honig darin, von jungen Biendchen aus lauter weißen Lilien gesammelt, wie diese wirklich zur Zeit der Trauung im Garten des ländlichen Sitzes blühten; Biendchen, die auch nur scheu und allmählich

an den stärker duftenden Jasmin und an die berauscheude Nachtviole gingen.

Die bedungenen Freitagstündchen wurden pünktlich gehalten. Karoline unterließ nichts, was dieselben still, ernst und rührend machen konnte. — Nach und nach, und bei einem gewissen ängstlichen Eigensinne, mit welchem Faver auf seine behauptete Trauer und schmerzliche Betrübniß hielt, fühlte er sich doch durch Billy's Wesen und Walten auf so zarte, liebevolle Weise umgeben, von so süßer Anmuth umwoben, in seinen Bedürfnissen und Wünschen so leise verstanden und befriedigt, daß ihm, ungeachtet seines verloren geglaubten Glücks, jetzt erst die Ahnung einer echten weiblichen Liebe aufging. Die Geheimeräthin benahm sich dabei mit feinem Takte; indem sie in erster Zeit sich sehr zurückhielt, um den Schwiegersohn in seiner heimlich zunehmenden Zufriedenheit und Neigung durch ihre schwiegermütterliche Zeugenschaft nicht zu verschüchtern.

Bald lenkte Faver in den Freitagstündchen die Unterhaltung von seiner seligen Frau zart

auf die beseligende, anfangs immer mit Rückblick auf die Erstere. — Deine Liebe, herzliche Lily, sagte er, gibt mir jetzt erst den Maßstab für das Glück, das meine Julie durch mich gehabt hat. Denn dort war ich der Leistende, der ich mich jetzt empfangend so reich und wohl fühle. Wie glücklich war ich damals liebend, nun aber geliebt, wie selig empfinde ich mich!

Seltfam genug facten, wie Faver später seinen Freunden bekannte, gerade diese Stündchen trauernder Erinnerung immer mehr die Bärtlichkeit des liebenden Gemahls für Karolinen an. Auf die freitägigen Vormittagstündchen folgten immer die innigsten Abendstunden. Man hätte glauben mögen, Karoline wäre in ihrem Benehmen sehr schlau zu Werke gegangen; wenn nicht die echte Liebe von selbst und unbewußt all' der Vortheile sicher wäre, deren die Schlaueit mit aller Berechnung doch nur theilweise habhaft wird.

Karoline nahm gewöhnlich auch die kleine Ida mit in die Freitagstündchen. Das Kind

erinnerte mit jedem Tage seiner Entwicklung mehr an die verstorbene Mutter. Und wenn allerdings hierdurch die Unterhaltung von der Verstorbenen lebhafter wurde, so ermüdete sie natürlich auch desto eher. Oft erinnerte das Kind auch den Vater daran, daß es doch kein Sohn sei, kein neuer Ring am Stammbaum, kein Erbe seiner Güter, kein Vererber seines Namens. Diese Gespräche gingen später, mitten in den Stündchen der Erinnerung, auf die neue, heimliche Hoffnung über, welche Karoline mit lächelndem Erröthen ihrem Mann einge-
kannt hatte.

Und so erweckte in der That die erst nur empfangne Liebe in einem so edeln Gemüthe, wie Xaver's, bald auch die gegenempfindende, gegenleistende. Es war freilich nicht mehr jenes Ungestüm, das einst Julien mit Artigkeiten und Darbringungen aller Art überstürmt hatte. Es war etwas Ruhigeres, etwas Tieferes. Xaver hatte jetzt auch mehr zu empfangen; seine Zeit und sein Herz hatte sich zwischen Geben und Nehmen zu theilen; das Gefühl geliebt

zu werden: hielt seinem Bedürfniß zu lieben eine wolfe Wagschale entgegen. So drängte die Gegenwart mit ihrer Fülle von Wechselliebe in den Freitagstündchen die verblassenden Bilder der Erinnerung mehr und mehr zurück. Aber Karoline ließ die Stündchen nicht einstellen, bis endlich —

Sollte es ein holder Zufall oder eine Schalkheit des Himmels gewesen sein, daß nach Ablauf von zwölfthalb Monaten, just auf einen Freitag zwischen elf und zwölf Uhr Morgens, Karoline — von einem gesunden Knäblein genas? Dies schöne, dem Vater ähnliche Köpfchen mit den lichtbraunen Lockchen war ja nun das glänzende Keimauge am Stammbaume des Barons Xaver.

Das Wochenbett, die Sorgen und Besorgungen der Mutter um den wackern Jungen unterbrachen die fromme Gewohnheit der Todtenfeier. Erst wurden die Freitagstündchen gestört, dann blieben sie aufgehoben. Der Knabe zappelte, schrie und gebieh so viel neuen Lebensgewinnsten entgegen; er regte so
König, eine Fahrt nach Ostende.

viel Zukunft für den vergnügten Vater an,
daß zu Erinnerungen um Verlorne keine Zeit
mehr übrig war.

Donnerstag, 28. Juli.

Ich habe wieder angefangen, zweimal des Tags zu baden, und es macht mir jetzt kein Unbehagen mehr. Zwar stellen meine Bekannten, unter denen auch ein Schweizer Arzt, die besondere Heilsamkeit doppelten Badens sehr in Frage. Die Nerven, meinen sie, müßten von den heftigen Eindrücken der See ruhig ausbeben und zu sich kommen, ohne darin durch neuen Einsturm gestört zu werden. Nur stumpfe träge Nerven wären vielleicht, wie Haudererpferde der Peitsche, eines wiederholten Zuspruchs mit Wellenschlägen bedürftig. Doch — ich befinde mich wohl dabei, und wenn ich früh ge-

badet, fühle ich mich vor dem Fünfuhrtsche schon wieder, so zu sagen, seegestimmt, seeverlangend. Ohne Müdigkeit überdenke ich am späten Abend in meinem Zimmerchen mit innigstem Behagen meinen Tag. Selig in dieser Einsamkeit des Träumens, muß ich mir wol selber sagen, daß ich doch eigentlich kein Welt- und Wandermensch bin, sondern eher ein Haus- und Familienmensch. Nicht, als ob ich Welt und Menschen nicht sehr lieb hätte; o nein, aber ich habe sie noch lieber aus einer gewissen Ferne, aus einer Lärchenhöhe, in der mir zum Jubeln wohl ist, und von wo herab ich schnell wieder in meinem Neste unterbucken kann. Und hier in Ostende ist mein flämisch Zimmerchen, das Zwischenest, dießmal ein Möbvennest, und meine Betrachtungen fallen wol auch in den Sand, wie die Möbeneier.

In solcher Stimmung konnte ich mich auch noch nicht entschließen, einen dieser heimlichen Solo-Abende im hiesigen Theater zu verlieren. Auch verspricht es nicht viel. Am Ende der Westgasse steht eine große Bretterbude, die in

französischer Ankündigung une vaste loge décorée avec elegance heißt, zu den Soirées dramatiques de la troupe de Monsieur Picolo bestimmt. Picolo bedeutet ja nichts Großes, und die Empfehlung desselben hat mich eher abgeschreckt. Les mœurs et la decence influent seul sur le choix des pièces, heißt es. Die Poesie hat also keine Stimme beim Repertoire.

Ich weiß nicht, wie der kleine Kreis von Bekannten heut auf den belgischen Alerus zu reden kam. Wahrscheinlich erbaute sich unsere Unterhaltung an einigen schwarzen Talaren, die auf dem Hasendamme wandelten. Es wimmelt jetzt in den katholischen Ländern von diesen jungen Herrn, die sonst in halbweltlicher Tracht weniger auffielen. Ich glaube, sie werden absichtlich viel in's Freie geschickt, um das Auge der Welt, so lange Zeit an den bunten Soldatenrock gewöhnt, allmählich wieder mit diesem erbaulichen Costüm vertraut zu machen. — Man wollte bestimmt wissen, der belgische Staat bezahle über vier Million Franken

zur Sustentation der Klerisei. Der Primas in Mecheln bezieht davon 100,000, wovon ihm aber für sein erzbischöfliches Haus nur 21,000 übrig bleiben. Dieser Engelbert Streck, Cardinal-Erzbischof, ist einer der Matabore im neuen Spiel der römischen Kurie, ein ehrgeiziger Eiferer von revolutionärer Kühnheit. Sein Vater war Pächter, und wenn er selbst die bürgerliche Freiheit Belgiens pachten könnte, so würde dies fruchtbare Feld nicht aus der Brache kommen, oder er würde es, wie manche schottischen Grundbesitzer, zur Schafweide liegen lassen, und die römische Pastoral-Politik in Ausübung bringen, die der berühmte Aeneas Sylvius (Papst Pius II.) in seinen Briefen mit den Worten ausspricht: *Non est de pastu ovium quaestio, sed de lana* *). —

Ja, das sind jene revolutionären Waghälse, die bei der Empörung von 1830 am lautesten nach Freiheit riefen, nach Freiheit des Glau-

*) Nicht um die Weide der Schafe gilt es uns, sondern um ihre Wolle.

bens, der Gottesverehrung und des Unterrichts, und die mit diesem Rufe das vertrauende Volk hethörten. Man staunte über die aufgeklärte Geistlichkeit. Aber als diese Freiheit errungen und verfassungsmäßig befestigt war, hatten die Priester mit ein paar Griffen alle Schulen in der Tasche. Die früheren gebiegnen Schulanstalten der niederländischen Regierung sind bereits von den kleinen jesuitischen Pensionaten verschlungen. Und wie halten es diese Priester jetzt mit ihrer gepriesenen Freiheit des Glaubens, der Gottesverehrung und des Unterrichts? Sie verdammen und verfluchen Alles, was nicht mit ihnen übereinstimmt. Sie haben der Freiheit einen Judaskuß gegeben. Der Jesuitismus verschmäht es nicht, mit der Freiheit zu buhlen; aber die Bastarde gleichen dem Vater. Der belgische Staat hat nun seine liebe Noth, gegen die Brut aus jenen Schulen zu kämpfen, die für frei erklärt worden sind, um durch einen frommen Kunstgriff aus den Beichtstühlen ein Monopol der Jesuiten zu werden.

Solche Mittheilungen brachten uns auf den

Gemeinplatz vom Verhältniß des Staats zur Kirche. Ueber dieses Verhältniß ist eine mündliche Unterredung kaum möglich; man müßte denn Bibliotheken mit einander sprechen. Meine Badegenossen waren meist Protestanten. Einige darunter begünstigten die Bestrebungen auch dieser Confession nach mehr Freiheit, wie man es nennt. Andre schalteten dies Streben ein papistisches Gelüst nach Unabhängigkeit vom Staate. Und wie bald, meinten sie, würden es dann die eifrigen Herrn nöthig finden, den Staat abhängig vom Consistorium zu machen, den Staat in die Kirche zu versetzen. Mit unbedingter Gewalt über die Gewissen, die, wenn sie frei sind, dem Staat immer nur einzeln gegenüber stehen, sucht die Geistlichkeit gern eine öffentliche Macht zu gewinnen. Wie leicht zieht man dann mit dem schwarzen Talar den pfäffischen Stolz an, die Mächtigen der Erde im Namen des Himmels zu demüthigen! Dieser Stolz ist viel verführerischer, als das fürstliche Recht, über ein Volk zu herrschen. Dies schon darum, weil letzteres durch

Erbllichkeit und dynastische Benützung gemildert und abgestumpft ist, jener Dünkel aber in jedem neuen Pfaffen frisch und hungrig erwacht. — Wie bald, nachdem die altchristliche Kirche aus Drück und Verfolgung hervor und aus dem geistigen Gebiete des Glaubens in's öffentliche Leben treten konnte, hat ihre Priesterschaft Uebergriffe in die Staatsbefugnisse — z. B. in die bürgerliche Giltigkeit und öffentlichen Folgen der Ehe u. s. w., sich herausgenommen.

Man kann sagen, daß erst solche Vermessenheit den Staat zu Vorsicht und Ernst gegen die Kirche genöthigt habe. Er war ihr ja zuerst entgegen gekommen, förderte sie, und fühlte, wenigstens dunkel, seinen mit der Kirche gemeinschaftlichen Beruf, den er in Eintracht mit ihr zu verwirklichen hat. Und wenn es nun in der Rohheit der Zeiten, in den gährenden Entwicklungen einer neuen Welt aus der Fäulniß der alten lag, daß der Staat über sich selbst, über die auch seinem Wesen zu Grund liegende göttliche Idee und über seine, im Christenthum

selbst begründeten Rechte nicht sobald zum vollen Bewußtsein gelangen konnte: so hat die Kirche, früher als er zur Entwicklung und Klarheit gelangt, sich kein dankbares Verdienst um den rechten Bund mit dem Staat erworben, sondern in ihrer falschen Gestalt die wahre Erkenntniß und beiderseitige Anerkennung gestört und aufgehalten. Erst durch den Protestantismus ist das Christenthum seiner ursprünglichen Bestimmung zur Staatsreligion wieder inne geworden. Darum sollte der Protestantismus am wenigsten dahin streben, vom Staate mehr loszukommen; vielmehr sollte er demselben zu der ihm durch das Christenthum gewordenen Macht, zu der auf den Prinzipien des Christenthums ruhenden Weisheit zu verhelfen suchen.

Es ist ein höchst unnatürlicher Widerwille und Haß, in welchem Staat und Kirche sich so lange bekämpft haben, ohne bis jetzt den rechten Bund zu finden. Es ist ein Haß, wie er oft aus dem Gefühle zweier stolzen Naturen entspringt, daß sie einander eigentlich im tiefsten Wesen angehören und einander nicht ent-

behren können, ein Haß, der sich mit dem Einbekenntniß, wie Jedes seinen eignen Mangel nur mit dem Ueberflusse des Andern befriedigen könne, rasch in wahre Liebe verwandeln müßte.

Je höher nämlich und heiliger das Gebiet der Kirche liegt, desto weniger eignet es sich zu einem Staat im Staate, oder gar zur Auflösung des Staates in das geistige Wesen der Kirche. Indem diese aber aus ihrem überirdischen Gebiete des Glaubens zur Belehrung, zur Wirksamkeit des Heils herunter steigt, betritt sie Staatsgebiet. Ohne Subsistenz, ohne gesellschaftliche Ordnung, ohne bürgerliche Anerkennung sieht sie sich an den Staat gewiesen. Wenn ihr nun der Staat Eigenthum, Gesetzeshülfe, bürgerlichen Stand verweigerte: was könnte sie mit Geist und Glauben für die Welt ausrichten? Die feierlichen Handlungen der Taufe, der Trauung knüpfen zugleich an bürgerliche Einrichtungen an.

Doch wie die Kirche auf jedem Schritt und Tritt sich vom Staate abhängig fühlen darf, hat auch der Staat wieder die Kirche als ihm

unentbehrlich anzuerkennen. Sie lebt in ihm, nicht bloß innerhalb seines Gebiets, sondern auch seines Wesens. Ihm ist das Tiefste und Heiligste anvertraut, was Völker und Staaten hält und hebt. Religion weihet das Recht, segnet das Schwert des Vaterlandes, haucht ihre Erklärung über die Schöpfungen der Kunst, und treibt den eigentlichen Herzkeim der Wissenschaft. Der Staat kann der Religion nirgends entrathen; es ist sein höchstes Anliegen, sie frei und lebendig in seinem Schooße zu hegen, sie in seinem sittlichen Organismus pulsirend zu fühlen. Denn außer ihm, in die vereinzeltsten Herzen seiner Unterthanen geflüchtet, nicht ihn selbst mit ihren freien Geflechten durchadernd, droht sie ihm mit Fäulniß und Auflösung seiner Elemente, statt ihn zu beleben und zu befestigen. So bildet die rechte Priesterschaft für das Gebiet des Religiösen ein System der Staatsherrschaft selbst, aber im innigsten Verbande mit dem lebendigen Staat.

In solcher gemeinsamen sittlichen Grundlage, in wechselseitigem Halt und Hilfsbedürfniß, in

dem was beiden gemeinsam, und jedem besonders ist, liegt das, was man Einheit von Staat und Kirche nennen mag. Es ist nicht Einerleiheit, denn der Unterschied zwischen beiden ist für ewig festgesetzt; es ist auch nicht Gleichgiltigkeit, denn in jedem liebevollem Zusammenwirken wird der ewige Unterschied immer wieder aufgehoben; es ist also die Liebe.

Sollte diese Einheit von Staat und Kirche, dies ideale Verhältniß beider zu einander, durch ein heitres Bild anschaulich gemacht werden: so wäre es der Vergleich mit einem ehlichen Bunde. Dies Bild sucht seinen Sitz nicht im grammatischen Geschlechterverhältniß des Staates und der Kirche: es findet seine Wahrheit im innersten Wesen dieses Ideen-Paares. Ich meine einen Bund, wie ihn nur das edelste und gebildetste Paar schließt. Und sind denn nicht auch Staat und Kirche die höchsten und umfassendsten Gestalten der gebildeten Menschheit?

Schon der biblische Ursprung beider Geschlechter ist hier von vorbildlicher Bedeutung. Gott selbst setzte zuerst den Adam, den Mann aus

Erde, über die Erde. Sein herrschend Auge hatte schon die Herrlichkeiten des Paradieses gestreift, als die Sehnsucht nach einer edeln Genossin erwachte. Sie sollte ihm wol als Morgengabe mitbringen, was über dieser sinnlichen Herrlichkeit läge, welche ihm untergeben war ohne ihn zu befriedigen. Aber das, was er suchte, lag eben schon in ihm selbst, ohne daß er es wußte. Eva ward, während er von ihr träumte, aus seiner Rippe genommen. Ohne Zweifel aus jener, die sich über dem schlagenden Herzen wölbte.

So ist die Kirche auch viel jünger, als der Staat, sie ist nach dem Staate, im Staate und aus seinem edelsten Gebein entstanden. Der Staat ist an die Erde, die Kirche an den Staat gewiesen und um des Staats willen da. Und Adam sollte Evas Herr sein. — Wäre vielleicht, wie man ja im ganzen alten Testamente nur Vorbilder des neuen finden will, auch das vorbildlich zu nehmen, daß Adams Unglück gerade durch Eva kam, die so bald lüstern nach irdischen Genüssen wurde?

Im christlichen Zeitalter kam die Kirche zu-

erst in schlichtester Tracht aus Hausmacherleinand, arm, dienend und übel angesehen, herbei, um den Kindern des Staates die heilige Flamme des Ewigen darzubieten, die auf dem Herde des Staates längst erloschen war, und der er doch niemals entrathen kann. Zuerst fand sie Gunst und Aufnahme am kaiserlichen Hofe zu Byzanz. Sie liebäugelte aber bald mit Rom. Ein lebhafter Mutterwitz trieb sie nach dieser Stadt, wo ein alter Ruhm, ein lebiger Herrscherschmuck und eine weltwirksame Politik in Besitz zu nehmen waren.

Mit diesem Glanz und Ansehen wendete sie sich an die jugendlichen Völker des jungen Europa; sie erwarb hohen Einfluß und Ehrfurcht, sie gewann reiche Geschenke der Huldigung und des Dankes. Noch fühlte sie sich als Braut Christi, und wollte den feindseligen Staaten eine versöhnende Freundin werden, sie, die auf weibliche Weise früher zum Selbstgefühl und zu edelm Bewußtsein gekommen war, als die gläubigen, aber jugendwilden Staaten. So sah sie bald genug sich ritterlich umhulbigt, die hohe

Dame Aller. Sie entschied die Zwiste, sie dictirte die Versöhnungen, sie vertheilte die Eroberungen, und bannte, wer immer ihr widerstrehte. Sie führte die begeisterten Unternehmungen an; und wenn sie einen Zelter bestieg, so hielt der Kaiser selbst ihr den Steigbügel. Dergleichen gefiel der Kirche; denn sie war eine Eva. Und so großes Aufheben sie vom Himmlischen machte, dessen Portefeuille mit Schlüssel sie anschließend zu führen behauptete, war doch ihre Hauptbeschäftigung fast noch mehr mit dem Irdischen, und ihr Hofstaat, die Anordnung ihrer Dienerschaft, ihr ganzes Auskommen ward mehr und mehr nach dem Zuschnitte des Staates gebildet. Indesß war es damals noch gut; daß die Kirche ihre weltliche Macht dazu verwendete, rohe, willkührliche, brutale Gewalten zu übermeistern: sie beförderte damit den großen Zweck des Christenthums, die Herrschaft des Geistes und die freie Entwicklung des Völkertlebens. Daher bleibt es auch für solche Zeiten ein großer, erhabner Gedanke der Kirche, über herrschender Tyrannei, über zerstörendem Faustrecht, über hemmendem

Alleinbesitz der Hohen und Mächtigen ein Gottesreich zu stiften, und im Namen der Gottheit das göttliche Recht über Völker und Fürsten zu üben, diese zu entsetzen, jene zu erschüttern. — Aber üb' einmal Einer solche blendende Macht eine Zeitlang, und werde selbst nicht herrschsüchtig! Herrsch' einmal Einer nur ein Weilchen, und vergesse darüber nicht seinen höhern Beruf, die Unterworfenen zur Freiheit und Selbstbeherrschung zu erziehen!

Die Kirche, ja sie wurde herrschsüchtig, sie vergaß diesen Beruf. Ihre Brauttschaft mit Christus ging immer mehr zurück, und sie wurde die Courtisane der Staaten. Sie zeigte sich auch staatsklug, je mehr sich die europäischen Gewalten diplomatisch ausbildeten. Sie kokettirte, sie prokte mit den Staaten, je nachdem sie ihr gehorchten oder mißfielen. Sie opferte oder empörte die Völker, je nachdem sie den Königen wohl oder übel wollte. Ihren Adam, den weltlichen Staat, die von Gott eingefegte Ordnung der Welt, erklärte die Kirche überhaupt für das Sündhaftirdische, vor dem Himmel und vor ihr König, eine Fahrt nach Ostende.

selbst Rechtlose. Aber sie gründete doch in jedem christlichen Staate den ihrigen, der irdischer war, als irgend einer, nur daß ihm die Berechtigung einer göttlichen Einsetzung fehlte; da die Kirche ihrem Begriffe und Berufe sowol als den Absichten ihres Stifters nach ein Leben im Geiste, ein Wandel im Glauben, ein Wirken zum Ewigen sein sollte. —

Auf diesem Fuße sucht sich die Kirche noch heutiges Tages zu halten. Die Römerin denkt nichts von ihren alten Ansprüchen aufzugeben, die längst aufgehört haben, wahr zu sein. Sie schminkt sich vielmehr, um die politisch ängstlichen Staaten wo möglich aufs Neue für sich einzunehmen, und das zurück zu erlangen, was dieselben, wie sie es ansieht, in unglücklichen Zeiten der Kirche sich an Selbständigkeit herausgenommen haben. Und in der That ist auch der selbstbewußteste Staat, um seiner Kinder willen, nicht ganz unabhängig von der römischen Kirche, die immerhin die Mutter heißt, ohne daß sie mit dem Vater in einem rechten Ehebunde verkehrte.

Dennoch haben Staat und Kirche lange genug getrennt gelebt, sind in Streit und Frieden zu sich selbst gekommen, und sollten die Einsicht erlangt haben, daß beide im tiefsten Wesen eins und dasselbe, und nur, wie Mann und Frau, in zwei Gestalten getrennt sind, um sich in Liebe zu suchen und zu einer heiligen Einheit zu verbinden. Diese Nothwendigkeit hat auch die Kirche längst empfunden, eine Vereinigung aber auf unnatürliche Weise dadurch angestrebt, daß sie den Staat in sich aufnehmen und in der Kirche auflösen wollte. Der rechten Einsicht ist der Staat näher gekommen, wenigstens der germanische. Nachdem er auf seinen Jünglingsfahrten sich durch die Begriffe eines Noth-, Schutz- oder Rechtsstaates durchgekämpft, erkennt er sich immer mehr als sittlichen Organismus, als die natürliche und nothwendige Gestalt des menschheitlichen Lebens, in welcher allein der Einzelne sich und die Welt verstehen lernt, und die nöthige Freiheit zu seiner sinnlich-geistigen Entwicklung gewinnt. Der Staat ist nicht die unheilige Welt gegen-

über der heiligen Kirche. Recht und Gerechtigkeit, seine Pfeiler, sein auf irdische Geltung gerichtetes Heilige, sind darum nicht unwahr und unsittlich, weil die Kirche, in ihrem römischen Courtisanen-Uebermuth, sie so oft mit Füßen getreten hat. Nein, die höchste Blüthe und Frucht des Christenthums ist die Sittlichkeit, und so haben Staat und Kirche ihr gemeinsames Fundament in der Religion. Nur daß der Staat das Gebiet des Sittlichen gegen die Mächte der Erde geltend zu machen und zu ordnen hat, die Kirche aber die im Staat herrschende Ordnung und Sitte, Recht und Gewissen auf deren Urquell im Göttlichen zurückführt. Sie weist auf das Unendliche, feiert es, und bringt es zur Anschauung, zum Bewußtsein der Menschen, dasselbe Unendliche, das der Staat zum irdischen Wohl der Seinigen als Ordnung der Welt zu verwirklichen hat. Erst Staat und Kirche zusammen machen das eigentliche Reich Gottes aus, das die Kirche allein zu wirken wähnt.

Mit dieser Einsicht sehnt sich der Staat

nach dem innigsten Bund mit der Kirche. Leider ist die paradiesische Zeit vorüber, daß er sich seine Ersehnte aus der eignen Rippe nähme. In einem solchen echten Bunde, das heißt Ehebunde, ist der Mann weltwirksam und welterwerbsam; die Frau hütet die Heiligthümer des Hauses, Zucht und Sitte, Gebet und Almosen, alles in Gestalt der Liebe. Ihr im Stillen rein gehaltenes Gefühl und treuer Sinn bewahrt und weckt in den Werktagen des Gatten das Interesse am Schönen, Wahren und Guten; sie streift von ihm das Rohe ab, was im Getriebe des Lebens ihm anstäubt; sie durchwebt die gemessenen, enger oder weiter gespannten Fäden seines Strebens mit dem freien und zarten Einschlag des Menschheitlich-Edeln; und während er die Gewinnste der Zukunft in die Gegenwart herein wirkt, erzieht sie in den heranwachsenden Kindern den Ersatz der Zukunft.

Ist nicht das Verhältniß, wie es zwischen Staat und Kirche bestehen sollte, in solchem Ehebunde rein vorgebildet? Ein Jeder kann für sich den Vergleich durchführen, die Pflicht-

ten und Rechte beider am Bilde sich — ausbilden. — Allerdings behält, wie Mann und Frau, so auch Staat und Kirche ihre getrennten Sphären, in die der andre Theil sich nicht einmischt. Die Kirche entwickelt das Dogma, der Staat schließt es nur; der Staat waltet das bürgerliche Leben, aber die Kirche weiht es; der Staat bedarf überall der Religion, aber das Bewußtsein über die Wahrheit der Religion ist bei der Kirche. Wenn auch die Kirche über allem Irdischen die heilige Glut des Ewigen rein zu erhalten, dauernd zu hüten hat, so bleibt sie doch mit ihrem irdischen Bestehen an den Staat gewiesen, mit ihrer Subsistenz, mit ihrer dem Staate nachgebildeten Hausordnung und mit der Geltung ihrer Diener im bürgerlichen Leben. Und so erkrankt auch die Kirche nur durch Einmischung in's Weltliche, der Staat durch Vergessen des Ewigen. Beide sind daher wie Mann und Frau zu wechselseitigem Beistand an einander, und zu ihrer Herstellung an die heilenden Schauer jenes gemeinsamen Clementes gewiesen, aus

welchem beide ihr getrenntes Dasein genommen haben, an die Idee des Göttlichen, das durch die Kirche zur Erkenntniß, im Staat zur Erscheinung kommen will. —

Doch wer könnte den ganzen Inhalt des Wechselverkehrs zwischen Staat und Kirche in ihrem Ehebund an einem Ostende-Abend erschöpfen? Sonst böten sich auch noch heitre Seiten dar. Der Frau z. B. liegt immer auch ein untergeordnetes Hauswesen ob, das ihrer höhern Bestimmung nur äußerlich dient. Daher möchte denn, so lange noch dergleichen Umstände und Außenwerke für die Menge nöthig wären, die Kirche echt frauentlich für Brot und Wein des Altars, für Räucherwerk im Haus, für die Toilette der Festgewänder, für Wachslichter und Leuchter sorgen, die Livree ihrer Dienerschaft, die Formalitäten der Hausetikette und die Wichtigkeit der Tage bestimmen, an denen der große oder der kleine Schmuck angelegt werde. Der Staat wird all' dergleichen der Gemahlin überlassen, er wird, schon um der lieben Kinder willen, nicht einmal lächeln. —

Wie? Sollte dies ungeflüme Drängen und Verlangen der Zeit nach einer neuen Gestalt der Kirche nicht aus einem dunkeln Triebe zur Versöhnung und Vereinigung hervor gehen? — Doch bis jetzt denkt kaum die protestantische Kirche an eine solche echte Verbindung mit ihrem Staate. Denn auch sie hat, unter dem schönen Namen der Kirchenfreiheit, einige von der Mutter ererbte Präensionen und zuweilen selbst etwas von jesuitischen Gelüsten gar gern.

Freilich können wir auch der Liebeshüchtigkeit des modernen Staates kein unbedingtes Lob reden. Er begreift sich wol, aber gebehret sich noch nicht immer in seiner hohen sittlichen Freiheit und Würde. Namentlich wird er mit seiner engherzigen Vorliebe für polizeiliche Einmischung und Bevormundung das Vertrauen der Kirche nicht so bald gewinnen. Er erinnert an jene Kleinlichen Eheherrn, die der Frau in alle Löpfe gucken, und vor welchem sich eine eble Liebe mit doppeltem Kreuze segnet.

Mit der Römerin aber wird auch dem vollkommensten Staate niemals ein echter Bund zu schließen

möglich sein. Ihr Stolz und Anspruch wird ewig auf jene äußerliche und in ihrem Wesen eigentlich unwahre kirchliche Einheit aller christlichen Nationen gerichtet bleiben; so verschieden sie sich politisch und geistig entwickeln, und so abweichende religiöse Bedürfnisse sie haben mögen, als z. B. die tiefsinnigen deutschen und die tiefsinnlichen italienischen Völker haben. Gerade um seiner irdischen Vortheile willen wird Rom nie einsehen, daß der Stifter des Christenthums nur darum selbst keine kirchliche Verfassung gegeben hat, damit der freie und liebevolle Geist seiner Lehre sich allen Ländern aneignen und in verschiedner Einkleidung dem Bedürfniß des Lebens anbequemen möge. Denn das ist eben die wahre, lebendige Einheit, daß der eine Geist in verschiedner Erscheinung sein unerschöpfliches Wesen entfalte.

Diese Einsicht der fortgeschrittenen Bildung wird durch Roms neualte Bestrebungen nur immer mehr zum Bewußtsein kommen, die Idee einer deutschen Nationalkirche als Bedürfniß der Zukunft immer lebendiger werden.

Wie eine solche deutschkatholische Kirche zu Stande kommen möchte, läßt sich heute nicht absehen. Gemacht kann sie ohnedies nicht werden; sie muß aus der Allgemeinkirche erwachsen, wie der Aft aus seinem Stamme. Als Germanien noch heidnisch war, zog ein großer Missionär, Winfried-Bonifaz, theils allein, theils mit Hülfe untergeordneter Priester, einzelne Familien, verschiedne Gauen und ganze Stämme des Landes zum Christenthum hinüber und knüpfte sie an Rom. Nun könnte es kommen, wie es sich hier und da im katholischen Deutschland wirklich regt, daß einzelne Familien und ganze Gemeinden, von dem fanatischen Treiben der Römlinge empört und zugleich von höherm religiösem Bedürfniß getrieben, sich von Rom los sagten, jedoch katholisch bleiben wollten. Priester vom Kirchenrechte des Hebronius und vom Geiste Wessenbergs würden sich an ihre Spitze stellen. Der Staat dürfte ihnen Freiheit des Gottesdienstes nicht versagen; der neue Geist könnte mächtig um sich greifen, die Begünstigung der Politik dazu kommen, — jene Mit-

terung der Zeit, in der solche neuen Triebe und Sprossen gedeihen. So würden zuletzt die anwachsenden Gemeinden, Provinzen und Länderstriche des neuen Bekenntnisses den Primas der deutschen Nationalkirche aus sich hervor treiben, wie in entgegengesetzter Entwicklung der Apostel der Deutschen einst — Gemeinden, Gauen, Länderstriche an sich und an Rom zog.

Die Römlinge lächeln des vermeintlichen Widerspruchs im Begriff einer nationalen Allgemeinkirche, und wir müssen uns ein andermal darüber klar machen. Wie es aber damit auch werden möge, — es ist nicht unnütz, von der Bedeutung und dem Glück einer deutschen Nationalkirche zu träumen, von der allein eine Fortbildung des wahren Katholicismus zu hoffen wäre. Allen neuen und großen Entwicklungen gehen ja dunkle Ahnungen, unbestimmte Erwartungen voraus, und durchgähren die träge Masse, die einst umgewandelt werden soll. Das Christenthum selbst kam nicht unvorbereitet. Lange voraus waren die edleren Gemüther selbst der heidnischen Welt bewegt von der

Ahnung einer Umkehr und Erhebung aus dem Irdischen zum Geistigen, jener Grundanschauung des Christenthums, die ein so eminenter Geist, wie Platon, mit philosophischem Bewußtsein sogar schon ausgesprochen hatte, ohne von seinen Zeitgenossen ganz verstanden zu werden.

Samstag, 30. Juli.

So ruhig und heiter der gestrige Abend, so trüb und stürmisch ging der heutige vorüber. Die Fläche des Meeres, die Ebene des Landes, — man sollte kaum glauben, daß diese einfachen Gestaltungen unter dem Mienenspiel, unter der heitern oder finstern Stirne des Himmels ihr Aussehen so schnell und so auffallend verändern könnten. Aber der Ausdruck des Ernsten und Düstern scheint doch dem großen, einfachen Antlitz der See und des Landstriches mehr zu eignen, als die Miene des Heitern und Lachenden. Wenigstens wirkt jener Ausdruck mächtiger auf den Fremden.

Gestern hatten wir, mein Novellenpaar und ich, das Meer früher verlassen. Ich sollte im deutschen Gasthose, wo Xaver seine Wohnung genommen hat, den Thee mit ihnen trinken. Wenn man nun den Meeresdamm da verläßt, wo sein Ende sich den westlichen Dünen zuschweift, so gewinnt man von der Höhe dieser kleinen Sandhügel einen eigenthümlichen Contrast von Meer und Land. Das Land verliert sich in der Richtung nach Thourout und Neuport in unabsehbare Ebene; während gegenüber das Meer zu einer breiten Höhe aufzusteigen scheint. Dort mißt man die Ferne an Wiesenstrecken, einzelnen Häusergruppen und entlegnen Windmühlen, bis wo sie von zusammenrückenden Bäumen abgeschnitten wird. Hier verliert man sich an den Segelschiffen, wie sie hinter einander kleiner und kleiner am schimmernden Horizont heraufkommen, in die Vorstellung einer endlos offenen Weite. Zwischen beiden dicht vor sich hat man die platte Stadt. So taucht sie nämlich mit ihren rothen Ziegeldächern ein wenig über die hohen grünen Wälle auf, und ihre erstickenbe Ruhe wird nur

fäßbarer durch die einförmigen Bewegungen, die eine träge Windmühle zwischen den Dächern erhebt.

Von hier gelangt man über vierfache Festungsgräben durch das Westthor in die Stadt, und kommt in der Wendung zur Rechten auf den Tellsplatz. Hier, wie mit Einem Ruck in's frühere Niederland versetzt, befanden wir uns in einem kleinen Kreise von Bogenschützen. Ein hoher Fichtenstamm steht aufgerichtet, von den verschiedenen Seiten durch straffe Laue strack gehalten. An seiner Spitze ist er mit dünnen Pföckchen oder Holznägeln lose besteckt, und nach einem derselben drückt der Schütze, dicht an den Stamm hinantretend, seinen Pfeil oder Bolzen ab. Selten trifft das Geschöß sein schmales Ziel, und der Pfeil kehrt in kurzem Bogen zur Erde zurück; wo sich dann der Zuschauer vorzusehen hat, daß er nicht vom stürzenden Pfeile gerigt werde.

Ein Häuschen steht zur Unterkunft und Bewirthung in der Nähe. Hier zeigte uns der freundliche Wirth verschiedne moderne Bogen

und alterthümliche Armbrüste vor. Manche waren geschmackvoll verziert, künstlich geschnitten oder kostbar eingelegt. Die Preise derselben stiegen hiernach, und manche sollen über hundert Franken kommen. — Man geht auch damit um, auf dem Platz einen Garten anzulegen, und neben dem Schützenstand in die Höhe einen in die Länge zu errichten. —

Dieser ruhige vergnügliche Abend ließ für heute kein so stürmisches Wetter erwarten. Man durfte sich den Nachmittag kaum über den Seebamm wagen ohne Furcht, in den Festungsgraben geweht zu werden. Die Wolken stürmten nordwestlich vom Meer herüber. Die See gewährte einen grausenden Anblick: die nächsten übermächtigen Bogen stürzten von der Höhe des Meeres wie von zahllosen zerstreuten Terrassen nieder, aber an den Küsten hin sahen die Gewässer einer bewegten Schneewüste ähnlich; so zu weißem, gährendem Schaum zerriß sich die hochwallende Flut. Die Menschen, mit unnützen Regenschirmen unterm Arme, drängten sich vor der Restauration, mit gespannter Erwar-

tung nach dem Meere hinaus blickend, von dessen Höhe, im Kampfe mit dem Sturm, ein Segelschiff und ein Dampfschiff des Signals zum Einlaufen in den Hafentkanal warteten. Die Flut erreichte ihre Höhe, und die Signalflagge ward aufgezo- gen. Mehre eilten nach dem Hafendamm hinüber, um das Glück oder Unglück des Einlaufens ganz nahe zu sehen. Auch ich suchte dies ängstliche Schauspiel auf.

Hier, auf dem von allen Seiten freien Brücken- kopfe setzte es zuerst ein heftres Vorspiel ab. Die hochgehenden Wogen prallten nämlich bald da bald dort an das offene Gebälk, und bra- chen sich, so daß man an keiner Stelle sicher war, unerwartet überspritzt und überschüttet zu werden. Woher man eine geschwollne Woge sich heranwälzen sah, da wich man zurück, bis sie entweder ihren Guß über die Brüstung herein- geworfen hatte, oder geborsten am Balkenwerk unter dem gespaltnen Fußboden ausbrauste. Einige heraufeilende Engländer traten in einem Augenblick der Ruhe dicht an das Geländer vor,

König, eine Fahrt nach Ostende.

und starrten, auf die Brüstung gelehnt, hinaus nach den kämpfenden Schiffen. Hinter ihren Rücken lächelten die Vorsichtigen einander an, und blickten schadenstroh einer Woge entgegen, die von der Seite heranschwellend die achtlosen Fremdlinge plötzlich mit einem Wellenstoß durchwühlte. Wie sie zurücksprangen, überschüttete sie das Gelächter der Anstehenden, und sie mochten zusehen, wie sie beides abschüttelten oder ertrugen. Aber schon bauchte sich von der andern Seite das Wasser heran; Männer und Frauen sprangen zurück, oder spannten zum Theil gekauert rasch ihre Regenschirme als Schilde gegen den Uebersturz auf. Doch die drohende Woge, von einer hinteren Wasserschwulst gequetscht und untergebrückt, spritz nun mit Gewalt von unten durch das Fußbodengebälk herauf. Schreiend springen die Herrn auf die Bänke, die Frauen brüsten gebückt ihre Gewänder um die Knie zusammen. — Das Lachen, Schreien und Röcheln, das Hin- und Herspringen, Auf- und Niedersteigen, das Ausspannen und Einziehen der

Schirme, das Abtrocknen mit den Taschentüchern brachte die unterhaltendste Unruhe, aber auch eine eigne Vertraulichkeit der einander fremden Menschen und eine unaufhörliche ängstliche Erwartung hervor. Dennoch mochte Niemand den bestürmten Posten verlassen; theils weil das Spiel doch an sich spaßhaft genug blieb, theils weil man um Alles gern das gefährliche Einlaufen der Schiffe abwarten wollte.

Schon war auch das Dampfschiff ganz nahe, während das Segelschiff mit aller Anstrengung gegen den Nordweststurm kämpfte, der es zu weit rechts vom Eingang des Kanals abtrieb. Hier konnte man recht sehen, wie viel Kraft jenes Schiff an seinem Dampfe voraus hatte. Wenn auch auf und niedertanzend, von mancher Woge überspült, bald auf die rechte Seite gedrückt, bald auf die linke sinkend, stach es doch gerade aus, und drang unaufhaltbar in den Kanal ein. Einen eigenthümlichen Eindruck machte es dem Zuschauer, wenn das Schiff sich auf die linke Seite legte. Dann hob sich nämlich

das auf unserm Stand sichtbare rechte Rad in lebhaftestem Umschwung über das Wasser heraus, und arbeitete so doch vergebens. Man dachte einen Riesenfisch zu sehen, der mit der wassergewohnten Flosse sich plötzlich im Trocknen abmüht.

Das andre Schiff schwebt indeß noch in Gefahr, vom Sturm auf den Strand oder wider unsern Brückenkopf geworfen zu werden, und zu scheitern. Mit Anstrengung sehen wir die Matrosen, Mann an Mann, am Ruderbalken ziehend, um die Richtung zum Einlaufen zu erzwingen. Es sah sich so drohend an, daß ich, der Festigkeit unseres Gebälks vergessend, mich auf das Treppchen zum Dammstege zurückzog, als könnte das angeworfene Schiff unsere Freiloge umreißen, und die Zuschauer in die stürmende See schleudern.

Jetzt treibt das Schiff unwiderstehlich auf unsern Brückenkopf los. Die Angst benimmt uns den Athem. Krach! prallt es am Eckpfosten an, und — gleitet in den Kanal. Bon malheur,

bon malheur! schreit ein alter Franzose, und wir athmen auf. Das Schiff zieht dem Hafen entgegen. Nur ein Brett schwimmt, als Opfer, auf den schäumenden Wogen, und die Ergrimnten werfen einander zum Spiel die elende Beute zu. —

Sonntag, 31. Juli.

Wir brachten den von gestern noch etwas trüben Nachmittag bei einem Freunde hin, der uns zum Kaffee eingeladen hatte. Aus seiner Wohnung auf dem Plage neben dem Arsenal hat man einen Seitenblick in den Eisenbahnhof und auf das Haus, in welchem sich jüngste Nacht eine schauderhafte That begeben hat. Der hier wohnende Eisenbahnbeamte, längst von Eifersucht über ein vertrautes Verhältniß seiner Frau mit einem jungen belgischen Offizier gequält, war von einer vorgegebenen Geschäftsreise mit dem letzten späten Bahnzuge unerwartet zurückgekehrt, hatte sich in einem, vorher schon wie absichtslos vor das Haus geschobenen Wagen

versteckt gehalten, bis er aus Sichtwechsel der Fenster einen Besuch des Nebenbuhlers vermuten durfte, war dann in das Haus gebracht, hatte den Günstling wirklich mit seiner Frau getroffen und mit entschlossener Ruhe auf der Stelle erschossen.

Der Freund beschrieb uns den unglücklichen Mann, den er mehrmal im Bahnhofe wandeln gesehen, — blassen Angesichts, schwärmerisch aufblickend, tiefe Leidenschaft still bewältigend. Wir ließen uns über dergleichen Verbrechen an geheiligten Verhältnissen, über das Recht des hier so tief verletzten Mannes zur Rache und über dessen Verurtheilung oder Freisprechung nach belgischen Gesetzen aus. kamen dann auf das Naturel des belgischen Volkes überhaupt, besonders des niederdeutschen Stammes desselben, zu reden. In angeborenem Gemische von Phlegma und Gutmüthigkeit erschien uns das Volk physisch wohl ausgestattet, stark, kräftig, zu frohem, aber dierdem Genuß aufgelegt. Mit vieler Arbeitsamkeit in materiellen Dingen verbindet es doch eine große Trägheit des Geistes. Dem Anbau

des fruchtbaren Bodens, einer mannichfachen Gewerbsamkeit und der günstigen Verbindung mit der See zugekehrt, beweist es eine entschiedne Abneigung vor dem Gebiet selbständigen Denkens in höhern Dingen.

Seltzam, daß der Mensch gerade an seiner schwerfälligen Seite doch am leichtesten aufzubringen ist! Schon zwei Revolutionen sind in jüngsten Zeiten über wohlgemeinte Anstalten der Regierung zu besserer Volkserziehung in Belgien ausgebrochen. — Kaiser Joseph fand hier sein Volk in der Gewalt so herrschsüchtiger und gegen das, was die Menschheit adelt, gegen die Denkkraft, so verschwornen Priester, daß er mit einer Umgestaltung der auf ultramontanen Fundamenten ruhenden hohen Schule in Löwen beginnen zu müssen glaubte, um Erzieher des Volkes zu gewinnen, die nicht bloß dem hierarchischen System, sondern auch den Pflichten der Menschheit und des Bürgerthums genügen könnten. Das Volk hatte sich damals manche Neuerung, so lange sie bloß Handel und Wandel oder Einrichtungen des bürgerlichen Lebens be-

traf, ja selbst Steuern und Belästigungen gefallen lassen. Als aber ein Generalseminar zur Umbildung des Klerus errichtet werden sollte, brachte der päpstliche Nuntius die Studenten, der Beichtstuhl das Volk rasch zu Tumult und Aufruhr. — Und war es nicht derselbe Beichtstuhl, der um derselben Angelegenheit willen, zur Unterdrückung der Volksbildung nämlich, die Revolution von 1830 anheizte? —

An der tiefen Frömmigkeit des flamändischen Gemüths erkennen wir unsere Stammesbrüder; aber in Trieb und Kraft des freien Denkens und Forschens über die höchsten Anliegen des Lebens bleiben sie doch Niederländer gegen uns. Desto fester fallen sie auf die Seite blinden Glaubens, aber auch so hart, daß die Stelle stets von blauen Flecken des Aberglaubens unterlaufen ist.

Der Aberglaube hat hier durch den neuen politischen Zustand der Dinge keinen Abbruch gelitten, wol aber auf Seite derjenigen, die ihn unterhalten, einen neuen Antrieb gefunden. Die niedere Geistlichkeit steht sich nämlich nicht glän-

zend. Ein Einkommen von 200 bis 2000 Franken gewährt heutiges Tags kein glänzendes, ich möchte fast sagen, kein geistliches Auskommen. Da fehlt es zum Glück fast keiner Kirche an einem Heiligen, der sich darauf versteht, irgend ein bestimmtes Uebel zu heilen. Wunderheilungen fallen ja nicht unter die Medizinalpolizei! Auch ist es in Flandern und Brabant althergebracht, daß Wunder gewirkt und Spitzen gekloppt werden. Beides nährt seine Leute. — Die Amulette haben ebenfalls in der neuen Zeit noch nichts an ihrer alten Kraft verloren. Auf Allerheiligen z. B. strömt noch Alles nach den Kirchen mit warmen Semmeln, die, vom Priester gesegnet, ein Verwahrungsmittel wider toller Hunde Biss abgeben. — Öffentliche Prozessionen durch Städte und Dörfer sind vollends wieder im Aufschwung, und selbst das lustige Fest einer Kirchweihe wird mit schauspielartiger Darstellung der Leidensgeschichte des Herrn begangen; wobei Kinder und Alte in theils kindischen, theils grotesken Wortkleidungen die handelnden Personen machen.

Mit solchen Dingen beschäftigt, übersieht es das fromme Volk, wenn seine müden Priester es sich in ihren echten und würdigen Berichtigungen leicht machen. So werden Verstorbene vielleicht nirgends so unanständig begraben, wie hier. Bei Reichen zwar kommt sogar einige Pracht vor; der Arme aber, ja der Mittelmann, wird Nachts in einem Kasten ohne Begleitung hinaus gebracht. An größern Orten läßt man eine Anzahl Leichen zusammen kommen, so viel, als in eine Grube gehen, über die dann der Priester ein kurzes Gebet sprengt. — Theilt euch d'rein, ihr armen Seelen! Ihr Frohen, ihr Geborgnen, die ihr keine geweihten Semmeln mehr braucht gegen tolle Hunde!

Auch ist es mehreren Bekannten aufgefallen, daß nirgends die Messen so schnell gelesen werden, wie in Belgien. Schwerlich könnten die vorgeschriebenen Lesungen und Gebete vollständig gesprochen werden, meinten sie. Es fragt sich aber, ob die Jesuiten nicht für Belgien eine besondere Art industrieller Messen eingeführt haben, — Eisenbahnmessen etwa?

Doch Scherz bei Seite! Wenn diese neuen Finsterlinge in allen Ländern sich der Schule zu bemächtigen suchen; wenn sie ihre Rutten auf die leuchtenden Blätter der Weltgeschichte, ihren Fluch auf die Wissenschaft des Gedankens werfen: so verrathen sie nur, daß sie ihre Feinde kennen. Die Bildung ist ihre geborne Widersacherin. Auf allen Wegen geht sie darauf aus, den Menschen von den Gewalten über sein sinnliches, von den Vormundschaften über sein geistiges Leben zu befreien, und zur Selbständigkeit in der Welt, zum Bewußtsein des Ewigen auf Erden und zur moralischen Selbstbestimmung im Thun und Lassen zu bringen.

Die Bildung hat ihre unzähligen Abstufungen; ihr aufwachsendes Kapital vertheilt sich unter die Einzelnen so verschieden, als sie durch Naturanlage, Erziehung und Stellung im Leben befähigt, begünstigt und berechtigt sind. Welch' einfach hohe Lebensweisheit ließt nicht zuweilen der Pflügende aus der dunkeln Furche seines Bergackers auf, die ein truthahniger Gelehrter

mit seinen berühmtesten Federn nicht erfliegt!
Wie viel edler ist an Hans Sachsens Dau-
men das Pech, als die Dinte am Finger eines
Petersburger Diplomaten, der einen Steckbrief
der Freiheit an die europäischen Kabinette
schreibt! Den Streusand behält er für die
Augen der Könige. — Welche Antheile nehmen
nicht die Belgier an den Einsichten des Zeit-
alters in die Gesetze der Natur und an den
Freiheiten bürgerlicher Verfassung; während sie
sich die schmähhchste Unterjochung eines falschen
Priesterthums gefallen lassen! Dennoch führt,
wenn auch langsam, die Kenntniß der Natur
zu geistiger Freiheit. Eine Königin von Spa-
nien z. B., die zu ihrer Demüthigung vom
heiligen Vater an einen bestimmten Altar in
Rom gewiesen, während ihres Gebetes die
brennenden Kerzen ausgehen und dieselben, kaum
wieder angesteckt, immer wieder erlöschen sähe,
würde deshalb sich um die Ungnade des Himmels
nicht ängstigen, sich zu keinem Widerruf liberaler
Gesetze verstehen, hätte sie nur irgend in einer deut-
schen Mittelstadt, unter bürgerlichen Frauen, etwa

von Allerheiligen bis Christtag, chemische Vorlesungen gehört, um einen Begriff von dem zu haben, was man Wunderbares auf natürliche Weise zu Stande bringen kann.

Ja, die seit Jahrzehnten so rasch gewachsenen Einsichten in die Kraft und Gesetze der Natur haben das alte Gebiet übernatürlicher Einwirkung beschränkt, und den Begriff der Offenbarung in die Lebenskreise des Weltgeistes hinein erweitert. Das bürgerliche Leben tritt nun immer mehr in einen neuen Bund mit der Natur, der die Bedürfnisse des Lebens, die Rechte der Gesellschaft, die Sitte der Völker, und die Moral der Menschheit wesentlich umgestalten wird.

Wie weit das Christenthum den veränderten Bedürfnissen der Zukunft nachgeben möchte, läßt sich nicht voraus bestimmen. Dasselbe erschien, wie sich die geistvolle Rahel ausdrückt, in einem Seelenzustande der Zeit, der nicht dauern konnte. Seine Lehre, „die Verläugnung und Aufopferung heischte, verbreitete sich, wie eine Leidenschaft über die Erde. So ist sie würdig und

schön in dem Herzen, wo sie herrscht, wie eine Leidenschaft, und sollte, auf's Heiligste getrieben, in jeder Seele allein ansprechen und wirken.“

Nun aber wurde diese Lehre auch auf Staat und Leben angewendet, und dann freilich blieb sie nicht, was sie ursprünglich gewesen war. Doch, — sie entwickelte eine neue, große Gestalt der Welt. Und so lange diese lebendige Entwicklung dauerte, war ihr auch die Bildung und der Geist der Zeiten dienstbar. Die Weisheit der alten Welt, die Ansichten der christlichen Philosophen lassen sich in den Dogmen und Bräuchen der Kirche nachweisen, in die sie von Jahrhundert zu Jahrhundert einschmolzen, oft auch noch als Schlacken mitgeführt wurden. Sobald aber die Entwicklung der Kirche still stand, und zu Tribent ihr sogar Stillstand geboten ward, sagte sich die Bildung von ihr los, und erschien als Philosophie der Einzelnen und als Protestantismus ganzer Länder. Die freie Bildung hat das von der Kirche excommunicirte, dem Forschen günstige „Prüfet Alles“ des Christenthums für sich behalten, und nimmt

in großartiger Bewegung immer frische Elemente aus allen Regionen des Lebens auf. So schwebt sie als freie Atmosphäre über dem Leben selbst, und unterhält mit ihm einen Verkehr, wie der Luftkreis mit der See und dem Lande. Hier und da durchwölkt kann diese Atmosphäre werden; aber sie wird diese Wolken in sich überwinden und auflösen. Ja, die Kirche selbst, die jetzt noch der ihr feindlichen Bildung entgegenstrebt, muß wieder mit ihr in lebendigen Wechselverkehr treten, und wie in frühern Zeiten wieder fortwachsen, wenn sie in der neuen Zukunft noch fortwirken will.

Bei solcher Trennung zwischen Bildung und Kirche, bei solcher Entzweiung, die von Seite Roms in neue Feindseligkeit ausgeartet ist, bleibt dem Staate nichts übrig, als der Kirche die Schule zu entziehen, und diese dem lebendigen Einfluß freier Bildung auszusetzen.

Wahrlich dies Bild des Wechselverkehrs atmosphärischer Bildung mit den Wellenschlägen des Lebens, die Anschauung, wie beide einander nach Bedürfniß säuern und entsäuern, macht

uns noch manche Erscheinung der Gegenwart und der Geschichte begreiflich. Schon frühere Zeiten waren nämlich, wie die heutige, bei ausgebreiteter und weit durchleuchteter Bildung doch von massenhaftem Aberglauben und tiefen Vorurtheilen auf unbegreifliche Weise heimgesucht. Man gibt zu, daß Aberglaube und Vorurtheile die trostlose Erbschaft der Menge für immer bleiben; aber, fragt man, warum vermindern sie sich nicht wenigstens mit der Bildung? Warum nimmt sie der Pöbel des Adels wie der Armuth so begierig auf, wenn Priester, die berufen sind, davon zu erlösen, statt dessen damit segnen?

Sollte nicht etwa in der Atmosphäre der Bildung ein ähnliches Gesetz herrschen, wie im Luftkreise der Erde? In diesem ist ein verhältnißmäßig geringer Theil Lebensluft (einundzwanzig Prozent Sauerstoffgas) mit dem weit stärkeren Mischtheile von Sticlufte vermischt. Allein gerade dieses im Ganzen stets gleich bleibende Gemisch bildet die athembare Luft. Eben so scheint es der Menschheit be-

König, eine Fahrt nach Ostende.

stimmt zu sein, die belebende Wahrheit nur in kleinen Antheilen aus der überwiegenden Zuthat geistiger Sticlust von Wahn, Vorurtheil und Aberglauben zu athmen. Eins bleibt dabei wohl zu erwägen. Die atmosphärische Luft überwindet, wie das Meer, alle fremden und einseitigen Zuthaten durch große, freie Bewegung, und stellt sich immer wieder in der Grundmischung ihrer Bestandtheile her. Freie Bewegung auch in der Atmosphäre der Bildung — leider! ist sie in unsern Staaten noch nicht zum Grundgesetz erhoben, selbst jetzt noch nicht, wo so viel Agenten aus Rom und Agentien aus Petersburg uns mit einer Ueberlast von religiöser und politischer Sticlust bedrohen. Schon die Censur ist bekanntlich die Erfindung eines Pabstes, um die deutsche Erfindung der Presse zu lähmen, dieses Hauptwerkzeug freier Bewegung, durch welche allein das rechte Gemisch athembarer Bildung erhalten wird. Leider! scheint es aber den Staaten nicht besser beschieden zu sein, als den einzelnen Menschen. Wie mancher geniale Mann, von den hellsten

Einsichten in Natur- und Völkerleben, sucht sich gerade im religiösen Lebenskreise, vielleicht bei einem albernem Mönche oder bei einem pietistischen Pastoren, seine unentbehrliche Portion Stielluft! Eben so scheint in dem Grade, als die Staatswissenschaft umfassender wird, unsere Staatsweisheit eines stärkeren Zusages von Vorurtheil und Aengstlichkeit nicht entrathen zu können.

Die Erfahrung eines großen deutschen Staates sollte doch handgreiflich dargethan haben, wie nothwendig es sei, die Schule den heilsamen Wellenschlägen des Lebens, neue Elemente der Bildung dem freien Umtriebe der geistigen Atmosphäre auszusetzen. — Jener Staat hatte nämlich mit Absicht eine Zeitlang sich und seine Organe dem besondern Einfluß einer neuen Philosophie, mithin einer unvermischten Luftschicht der Bildung, ausgesetzt. Und was geschah? Bei dem vielversprechenden Regierungswechsel ward das, in Uebermaß eingeschluckte „absolute Nichts“ jener Philosophie bald genug, in der Form von Rebblasen, als

vielfaches relatives Nichts wieder ausgehaucht. Die nun neu herbeigezogene Schicht einer Philosophie der Offenbarung scheint aber zu wenig eingeathmet zu werden, um auf eine Wiederauscheidung derselben in neuen geistigen Offenbarungen viel Aussicht zu lassen.

Montag, 1. August.

Reiche Leute, wenn sie zugleich Sinn und Geist besitzen, wissen ihren witzigen Einfällen eine vortheilhafte Unterlage zu geben. Oder sie schaffen auch erst eine Umgebung, in welcher ihr munterer Gedanke eine sinnreiche Beziehung gewinnt. Aehnlich ging heut der Freiherr Xaver zu Werke. Es war vielleicht die Art, wie seine erste Gemahlin es geliebt hatte. Er ließ ein Gabelfrühstück nach dem Wächthause auf dem Hafendamme bringen, und lud mich dazu ein, angeblich, weil ich noch nicht nach jenem Häuschen gekommen sei, daß mich vom linken Brückenkopfe des Molo aus stets so sehr interessirte. Wir ließen uns von der Treppe des

linken Dammes aus nach dem rechten übersegen, auf welchem, über der Einfahrt in den Hafentanal, das Wachthaus sich erhebt. Es ist ein hölzernes Haus, getheert gegen die Wellen, die es bei ganz wilden Winterstürmen oft erreichen und überspülen. Eine Freitreppe führt auf den offenen Raum vor dem Häuschen. Ihn umfaßt eine zwei Fuß hohe Wand, nach der Seite der Hafeneinfahrt mit Schießscharten für Kanonen durchbrochen. Nach der Seite des Meeres ist ein Leuchtthürmchen erhoben, nicht wie der hohe Leuchtthurm drüben für die Schiffe auf der Höhe des Meeres, sondern für jene bestimmt, welche bei nächtlicher Flut die oft gefährliche Hafeneinfahrt suchen. Darum ist auch neben dem kleinen Leuchtthurm eine Glocke unter einem Dächelchen angebracht, als leitende Stimme, wenn dicke Nebel das freundliche Zublinken der Lichter hindern. Dieser freie Raum, durch eine bankartige Erhöhung zum Aufenthalt und Ausblick auf's Meer eingerichtet, wird von der Frau des Wächters zugleich zum Gärtchen benutzt. Auf der gegen den Ostwind geschützten

Seite zieht sie in hölzernen Behältern Grünes, Monatrofen, Kefeba und dergleichen. Von hier aus betritt man die Wohnung der Familie. Die erste Kammer ist eine Niederlage für die fremdbartigsten Gegenstände. Da liegen die Küchenvorräthe neben Seltenheiten aus dem Meere; Fäßchen mit Branntwein und Bier für einkehrende Matrosen vertragen sich mit der kleinen Hausbibliothek, bestehend aus Schulbüchern, Marmontel's Erzählungen, Reisen des Columbus, französischer Sprachlehre und einem Leben der Heiligen. Eine andre Thüre führt in ein Gemach, das zum Arsenal des Wächters und zugleich zur Schenkwirthschaft dient. Starke Laue und Seilerwerk, gepichte, getheerte Leinwand, und was alles zum Hülfeleisten und Retten bei Schiffsunglück dient, liegt hier verwahrt, gegenüber einem langen Tische mit Bänken, an dem die Matrosen, unter tröstlichem Hinblick auf die getheerte Hülfe in der Noth, sich das erquickende Lebenswasser doppelt schmecken lassen. Die Frau des Wächters bedient ihre Gäste, und man merkt ihr bald an, daß sie sich rüstiger

Weise auf Matrosenspäße versteht. Sie ist Französin von derbem Schlag, braun von Gesicht mit starken Backenknochen, klugen, lebhaften Augen und gesunden Zähnen. Auf dem Leuchthurme zu Dünkirchen geboren, wirthschaftet sie nun auf dem Hafenleuchthurme von Ostende. Natürlich spricht sie von der See, wie von ihrer Gevatterin oder Pathe. Zu einer groben, warmen Bekleidung läßt sie es doch nie an einer weißen Schürze und sauberem französischen Häubchen fehlen. Auf ähnliche Weise vereinigt sie mit der derben Unterhaltung für Matrosen einen artigen Ton für gebildeten Besuch, und so öffnete sie uns auch neben der Wirths- und Schiffsgeräth-Stube ein gar reinliches und freundliches Wohnzimmer. Hier sind an der Wand in Rahmen die Verdienst-Medaillen angebracht, die Mann und Frau durch Rettung schiffbrüchiger Menschen erworben haben. Also mußten wir, auch bei dem lieblichen Sonnenscheine, der durch die kleinen Fenster hereinlachte, doch inne werden, daß wir uns in einer nicht immer gefahrenfreien Region befan-

den. Singvögel hingen in Käfigen da, wie man es auch in der engsten Häuslichkeit in und um Ostende trifft, und wie es den Bewohnern einer fahlen Seeküste unsere hochdeutschen Waldfänger ersetzt.

Wir ließen uns auch noch in das anstoßende Schlafzimmer führen, das zugleich den Kamin zum Kochen enthält. In einer Vertiefung steht das erhöhte Bett, neben welchem eine Uhr angebracht ist, die mit dem Meer in Verbindung gesetzt, bei der Flut die Wasserhöhe anzeigt, und mit ihrem Stundenhammer so hart anschlägt, daß die zum Wachen und Helfen bestellte Familie gewiß keine ihrer Verrichtungen verschlafen wird. Auch hier ist Alles nett und reinlich, — die Tassen und Leuchter auf dem Kaminsims und das Küchengeräth in dem nach außen angebrachten Schranke.

Während uns die Frau den Tisch im Wohnzimmer deckte, Teller und Flaschen setzte, unterhielt sie uns von Schiffsangelegenheiten. Sie kennt alle Schiffe und Boote, die in den Hafen einlaufen, und beurtheilt ihre Tüchtigkeit. Von

den regelmäßigen Dampffschiffen sprach sie dem Earl of Liverpool ein großes Lob, und berief sich mit einigem Stolge darauf, daß sie jüngst vor der Frau Baronin dem neuen eleganten Dampffschiffe the Rainbow kein gutes Ende geweissagt habe. Schon in der darauf gefolgten, etwas stürmischen Nacht war es unter dem Wächthause von den Wogen gepackt worden, und nicht ganz unbeschädigt eingelaufen. Es sei auf den Schein gebaut, behauptete sie, und für den Hafen zu lang und dünn.

Ihr Mann ging dabei ab und zu, scheint aber an Worten zu sparen, was sie verschwendet. Ein Knabe duckte sich mit lachender Blödigkeit in eine Ecke. Der Baron rief ihn heran. — Du mußt Muth haben, sagte er, wenn du's einmal mit dem Meere aufnehmen willst!

O non, Monsieur! rief die Mutter. Il a peur de la mer; il veut se faire menuisier, et j'y consens bien.

Sie hat noch eine recht hübsche Tochter, bemerkte die Baronin, als die Frau hinaus

war, die aber auch sehr blöde ist; sie geht als Mähterin in die Stadt.

Die Kinder scheinen also all' die Blödigkeit überkommen zu haben, die Vater und Mutter nicht brauchen konnten, bemerkte ich.

Doch ist die Frau bei aller Rauheit manierlich und schicklich am rechten Plage, fuhr die Baronin fort. Sie freut sich sehr, wenn ich sie besuche, und ich treffe sie stets in häuslichen Geschäften. Sie eilt sich dann, zu meiner Unterhaltung abzukommen. Doch ist sie nie aufdringlich, und fühlt sehr zart, wenn man ohne sie sein will. —

Indem kam die Frau mit dem Frühstück herein. Sie erzählte von dem zuletzt im Jahre 1834 vorgefallenen Schiffbruche, und wies nach der Stelle am Strand, wo der eingesunkne Dampfkessel noch hervorblickt. Man hat ihn noch nicht herausheben können. Mann und Frau hatten sich damals sehr hülfreich erwiesen, viele Menschen gerettet, und dabei selbst Manches verloren. Doch hatten sich die Engländer dafür wenig dankbar gezeigt, und nicht einmal Ent-

schädigung für die Verluste der hülfreichen Familie geleistet. Sie schimpfte dabei als echte Französin auf die englische Nation. So wie wir aber das erste deutsche Wort fallen ließen, entfernte sie sich mit einem Knix, indem sie, nach dem Meere hinausblickend, sagte: *Voyez-vous ce petit point là? C'est un vaisseau qui vient d'Anvers, pour embarquer ici des gens pour la colonie de sainte Catharine.*

Wie waren mit dem Frühstücke noch nicht ganz fertig, als Xaver mit seinem eigenen anmuthigen Lächeln zu mir sagte:

Nun, es scheint Ihnen in diesem seltsamen Aufenthalte nicht zu mißfallen? Wir stehen hier nicht auf dem Festlande, wir schwimmen nicht auf dem Meere, wir schweben nicht in freier Luft; zu einer so räthselhaften Existenz wäre es nicht unpassend, wenn Sie sich über das räthselhafte Ding aussprechen wollten, was Sie „deutsch-katholische Kirche“ nennen.

Das war es also, was Xaver sich hatte ein gutes Frühstück kosten lassen! Er wollte

nur diesen Einfall, diesen Vergleich in Scene setzen. Und doch lag noch etwas Anderes dahinter. Der Freiherr war nämlich von der Eigenheit auch gebildeter Katholiken nicht ganz frei, daß sie nämlich ihr Kirchenwesen nicht objectiv, als etwas an sich, betrachten können, sondern es als etwas ihnen Anliegendes fühlen, bei dessen auch unbefangener Betrachtung sie gleich empfindlich werden. Dies ist fast noch mehr bei denjenigen der Fall, die eben keine unbedingten Katholiken mehr, sondern in ihrem Kirchenglauben schon anbrüchig sind. Im Stillen einverstanden auf Alles, was man gegen die Kirche einwenden kann, nehmen sie es doch, wenigstens von Nichtkatholiken, mit dem Unmuth auf, als ob von einem persönlichen oder Familienfehler die Rede sei. So wollte Xaver auch jetzt das Interesse nicht eingestehen, daß er für den Gedanken einer deutschen Kirche wirklich gefaßt hatte. Denn er gehörte nicht zu den rheinischen und westphälischen Baronen, die ihre einsamen und verbroßnen Landsitze mit römischen Bullen und Breven verpallisabiren, und ihre

Eöhne nach Freiburg in's geistliche Kadettenhaus der Jesuiten geben.

Aha! verfehte ich auf jene Herausforderung des Barons. Sie wollen wol bei Nacht und Nebel in den neuen deutschkatholischen Hafen einlaufen, und ich soll Ihnen nur dazu den kleinen Leuchthurm anzünden?

Faber lächelte, und ich fuhr fort: Sie fanden jüngst einen Widerspruch im Begriff einer deutschkatholischen, mithin volksthümlichen Allgemeinkirche. Fassen Sie aber nur gefälligst den Begriff des Katholischen oder Allgemeinen mehr nach dem innerlichen Moment einer geistigen Bedeutung für die Menschheit, nicht bloß äußerlich, nach der geographischen Ausbreitung einer Lehre. Diese bestat ja auch die römische Kirche nicht unbedingt; obschon es von jeher so sehr ihr Bestreben war, sich in ihrer Gestaltung und Verbreitung zu veräußerlichen, daß sie dadurch gerade um jene innere Allgemeingiltigkeit gekommen ist. Eben darum wenden sich ja diejenigen von ihr ab, die eine neukatholische Kirche suchen, das heißt, die in dem römisch

entwickelten Christenthume die verlorne innere Richtung auffuchen, in der eben die Allgemeingültigkeit, die echte Katholicität, besteht.

Die also aus der Kirche scheiden! fiel Xaver ein. Denn wissen Sie nicht, daß die Einheit aller christlichen Völker unter Roms Oberhaupt ein Dogma der Kirche ist? Ein Dogma, das man nicht aufgeben kann, ohne die Gemeinschaft aufzugeben.

Wir scheint, die römische Kirche hat, genau befehen, nur ein einziges Dogma, das ihrer Unfehlbarkeit; alles Uebrige ist nur aus diesem Dogma entwickelte Wissenschaft. Ist nun dies Dogma einmal in dem Herzen der Gläubigen zusammengebrochen —

So hören sie eben auf, römisch-katholisch zu sein.

Richtig! und wollen nun deutsch-katholisch werden.

Also Protestanten?

Nicht doch! Was bisher für Alle gegolten hat, was auch Allen und Jedem besonders gehört, — das ganze Inventar der Kirche, nehmen

sie mit herüber, und wollen in diesem Ueberlieferten nur die dem Christenthum ewig eigenthümliche Kraft der Verjüngung, des Gestaltens und Umgestaltens, wieder erwecken und lebendig werden lassen. —

Welche Widersprüche! rief Xaver. Sie verwerfen ja doch die Unfehlbarkeit der Kirche, durch die alles das geworden ist, woran sie noch festhalten, was sie neu beleben wollen! —

Verzeihung! Sie verwerfen nur die römische Unfehlbarkeit, die an all' dem ewig festhalten will, nicht aber die dem Christenthum innewohnende Unfehlbarkeit. Indem nämlich der Stifter des Christenthums über ein eigentliches Kirchenwesen nichts festgesetzt hat, so konnte sich dieses so oder auch anders entwickeln, wie es der Zeit eben noth that. Was demnach in der katholischen Kirche ausgebildet daliegt, hat eine geschichtliche Nothwendigkeit für sich, weil es ja sonst nicht so geworden wäre wie es ist. Selbst da, wo es oft gegen den Geist des Christenthums fehlte, hat es noch die Unfehlbarkeit der dadurch bewirkten Völkerentwick-

lung und Zeitbildung für sich. Indem nun aber diese Bildung, diese Entwicklung auf und aus dem Stamme des Kirchenthums gegenwärtig neue Richtungen für neue Bedürfnisse sucht, muß und darf sie mit Rom abschließen, weil dieses, in seinem unchristlichen Interesse, das Christenthum für abgeschlossen erklärt, und hiermit seine Wahrheit verliert. Die Scheidenden nehmen aber die Unfehlbarkeit des Christenthums mit sich, das eben alles Kirchliche dem wechselnden Bedürfniß der Zeiten überlassen hat, und also auch diese Neugestaltung desselben nicht ausschließt. So gering oder vereinzelt dann auch ihre Zahl sein mag, so dürfen sie sich wenigstens zu den zweien oder dreien zählen, die, nach dem Ausspruche Christi, in seinem Namen versammelt, ihn selbst mitten unter sich haben. Mit dieser Versicherheit setzen sie die ursprüngliche Unfehlbarkeit der Kirche fort. Denn nicht darin ist die Kirche unfehlbar, daß sie nie irre, dessen zum Beweis sie nichts aufgibt und nichts ändert; sondern unfehlbar ist sie durch die ihr inwohnende göttliche Lebens-

König, eine Fahrt nach Ostende.

kraft, die neu hervorbringt, was eine neue Zeit bedarf, aber auch ausscheidet, was die Zeit erschöpft und so zu sagen verlebt hat. Macht es die Natur denn anders? Und wer ist unfehlbarer, als eben sie, die älteste Offenbarung, die auch darin katholisch ist, daß sie allen ihren Gläubigen ausspendet, und gerade darin ihre Einheit bewahrt, daß sie jedem das Rechte gibt, einem Klima den Weizenhalm, dem andern den Brotbaum oder die Dattelpalme. — An diesem aus der Natur genommenen Beispiele begreift sich denn auch, was die Bezeichnung — „deutsch-katholisch“ will: das Christenthum nämlich, wie es der deutsche Geist begreift, das deutsche Herz bedarf. —

Sie übersehen nur, mein Freund, daß die Kirche von einem heiligen Geiste geleitet wird!

Nein, das übersehe ich nicht; sondern ich erkenne gerade diesen Geist eben in der neuen Entwicklung der Kirche. Denn wenn Christus seiner Kirche einen leitenden Geist zugesagt hat, wo ist seine Kirche? Ist es nur jene, die auf ihren weiten Abwegen von seinem Sinn

und Geist an einer langen Reihe von päpstlichen Köpfen — mithin wieder äußerlich — bis auf Petrus zählen mag; oder ist es auch jene geistige Gemeinschaft, die innerlich und unmittelbar im Zusammenhang mit Christus selber steht? Jene Kirche beruft sich freilich auf den zugesagten Geist; aber dieser Geist kann sich nicht immer auf sie berufen!

Was aber den Gedanken einer deutschen Nationalkirche betrifft, so ist er nicht neu, sondern hat sich früher wiederholt geregt. Dem neu gewählten deutschen Kaiser Karl dem Fünften bot man auf seiner ersten Reichstagsfahrt nach Worms die größten Verheißungen, wenn er sich an die Spitze der Entwicklung einer nationalen Kirche im Sinne des deutschen Volkes stellen wolle. Man weiß auch, mit welchen täuschenden Zusagen die Päpste das Zustandekommen deutscher Konzilien zu verhindern wußten. Und worauf ging der bekannte Emser Congreß der höchsten deutschen Prälaten anders aus, als auf Begründung einer von Rom freien Nationalkirche?

Aber es wird mit einer deutsch-katholischen Kirche gehen, wie es mit der Reformation ging, wie es überhaupt mit allen Umgestaltungen im öffentlichen Leben zu gehen pflegt: sie werden von oben nöthig gemacht und von unten ausgeführt. — Möchten nur, wenn einmal, was nicht ausbleiben wird, sich einzelne katholische Gemeinden von Rom trennen, die Anfänge nicht mit zu raschem Verwerfen und Abschaffen einzelner Satzungen, Lehren und Einrichtungen getrübt werden! Selbst den Buß der alten Kirche sollten sie ruhig mit herübernehmen und ihn ertragen, bis sich ein gemeinsamer Geist gebildet hat, der den neuen Körper belebe. Die Ausscheidung des verbrauchten Kirchenstoffes muß auf gleiche Weise geschehen, wie die alte Kirche sich ihn angeeignet hat, — im Namen einer Gesamtheit. Die Autorität Einzelner verfährt rascher, aber sie ruft auch gar leicht Spaltungen hervor, und setzt das persönliche Bewußtsein, die individuelle Anschauung an die Stelle des allgemeinen Bedürfnisses.

Eins fürchte ich nur! Wenn auch der jetzige Fanatismus der Römlinge jäh und ungefüm genug ist, das alte Bedürfniß einer Nationalkirche in Deutschland lebhafter hervorzurufen; so möchten doch unsere Regierungen schwerlich großsinnig und thatmuthig genug sein, die Neugestalt einer Kirche zu fördern oder auch nur zu schügen, die freilich dereinst die Reformation in sich auflösen, aber auch den tiefften geistigen Zwiespalt der Nation endlich heilen würde.

Die neue Spaltung nicht zu rechnen, bemerkte Xaver, die zwischen altrömischer und jungdeutscher Kirche einreißen würde! —

Soweit läßt sich nun in die Sache nicht eingehen, lieber Baron, versetzte ich. Wenigstens möchte ich nicht, nach dem Volksworte, für ungelegte Eier sorgen. Ich habe großes Vertrauen, einmal, daß der jetzige Fanatismus und Eifer des deutschen Clerus nicht dauern kann; indem er sich an dem gesunden deutschen Sinn abstumpfen, oder an den falschen Wirkungen, die er hervorruft, abschrecken wird. Die nächste Generation dürfte schon dies Wechselfieber der

Zeit überwunden haben. Es ist vielleicht nur dasselbe anmaßliche Wesen der jetzigen Jugend, das sich als Bauernstolz bei unsern jungen Clerikern ausläßt, die — meist von niederer Herkunft und mangelhafter Bildung — sich darin fühlen, mit dem Rückenhalt an Rom, der weltlichen Ordnung besonders des protestantischen Staates zu trogen. Sodann vertraue ich, daß die Gestalt einer deutsch-katholischen Kirche, unserm tiefften Wesen blutsverwandt, im Volk und in der Geistlichkeit nach und nach eine unwiderstehliche Sympathie finden muß. Dabe kommt allerdings viel auf die politischen und socialen Elemente der Zukunft an, über deren Lage und Verbindung nichts voraus zu sagen ist. Eins nur läßt sich mit Gewißheit behaupten: daß ein Bedürfniß der Zeit, eine Förderung der Zukunft alle Hindernisse der Welt besiegt. —

Wir wurden von einem Sturm unterbrochen, der sich neben an unter einigen zehenden Matrosen erhob. Unser Frühstück war längst eingenommen, und so verließen wir das wun-

dersame Häuschen, das in der Luft schwebend, doch gegen das Meer getheert ist. — Die wackre Wächtersfrau geleitete uns an die Freitreppe, die hinab auf den Molo führt, und rief uns ihren gewohnten Abschiedsgruß nach: **Bonne santé, Messieurs, et bon courage!** Sie bezeichnet freilich damit, was eben ihr selbst in ihrem Berufe zur Wacht und Hülfe bei Nacht und Sturm noth thut: aber — können wir alle es, bei dem jetzigen Wetter der Zeit, nicht eben so gut brauchen?

Dienstag, 2. August.

Mein Reisegefährte ist vorigen Sonntag wieder von London herübergekommen, und hat den politischen Nachtwächter mitgebracht. Ich freute mich recht, den alten Mitgenossen suldischen Lebens wieder zu sehen, der inzwischen Paris und London versucht hatte. Ein hübscher Bart war über die mißvergnügte Miene gewachsen. Man hätte denken können, es sei noch in diesen unverwischten Zügen der gewohnte Ansaß des Mundes an das Nachtwächterhorn. Aber der Mund hätte ja dann eher Ursach zu lächeln. Warum sollte ein Talent nicht mit sich zufrieden sein, das hinter Heine, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben her noch mit so viel

Glück poetisch politisirt hat? Manches seiner politischen Gedichte ist mir sogar lieber, als vieles, was die andern Unzufriednen gaben. Doch gestehe ich gern, daß mir diese ganze politische Poesie der neuesten Zeit wenig zusagt. Sie hält sich zu sehr in Parallele mit der Politik selbst; sie mäkt bloß an dem, was diese grämelt. Das bleibt Alles so bei Sticheleien und Spöttereien, bei Verhöhnern und Verwerfen. Es ist Alles so kalt, so frostig! Ich weiß nicht, was und wem damit geholfen sein kann. Wo ist die Lyra, die dem Volke durch Mark und Bein klänge? Wo der Sturm der Begeisterung, der das Herz der Nation über die wohlbekannten Jammerlichkeiten der Zeit empor trüge, und es mit Muth und Stolz rüstete? Eine Sündflut von Poesie müßte der politische Dichter unserer Zeit ausströmen! —

Warum ist man heutzutage bei allem Sinne für die politische Poesie, gegen den ehrlichen Becker in Köln so ungerecht? Sein schlichtes Lied schlug doch wenigstens auf einen Augenblick wie ein electrischer Funke durch die Her-

zen und machte sie thatsfähig! Man hatte freilich nichts zu lachen, aber man wollte doch etwas Bestimmtes, — wenn auch nur den Rhein behalten! Und wer weiß, ob nicht dereinst, an einem blutigen Tage, das alte, verflungene Lied, frisch erwachend, zur Lösung der Schlacht wird: „Sie sollen ihn nicht haben!“

Als wir auf unserer Fahrt durch Köln kamen, wollten wir auch Becker's Bekanntschaft machen, und fragten uns in die Nähe seiner Wohnung. Ein niedlich Mädchen in einem Krämerladen wies uns mit vergnügtem Lächeln nach dem schräg gegenüber gelegenen Eckhause, und warf zugleich einen sanften Blick nach den obern Fenstern. Es lag etwas von Rheinschwärmerei in diesen sanften Augen. Sie sollen ihn nicht haben! schien das schöne Kind zu seufzen; aber sie meinte damit nicht die Franzosen, sondern die andern Kölner Mädchen. Die Hauswirthin des Dichters empfing uns sehr artig. — Herr Becker, sagte sie, ist nicht zu Hause; wenn Sie aber seine Becher sehen wollen, die kann ich Ihnen zeigen.

Die gute Frau mußte doch dazu ermächtigt sein; wie bescheiden war es also vom Dichter gedacht, seine Person durch seine Becher vertreten zu lassen! — Wir ließen sie uns zeigen, wir schrieben auch einen schönen Gruß auf einen Bogen Papier, den uns die Wirthin vorlegte. Der Becher vom König von Baiern war sehr gebiegen und geschmackvoll gearbeitet. So beschenkt freilich ein Mann, in welchem König und Dichter, die nach Schiller's Wort mit einander gehen sollen, sogar zusammen geschmolzen sind.

Und doch, wenn ich mich nicht irre, scheint das Bedürfniß unserer Zeit noch nicht ganz befriedigt zu sein, die sich nach einem großen König oder wenigstens nach einem großen Dichter sehnt. Ein Friederich, ein Friede-bringer, thut unserer ringenden und kämpfenden Zeit noth; aber ein charaktervoll ausgeprägter Friedrich, nicht einmal verkleinert zum Friz, der zu sehr auf Wisz reimte, dieß ohnehin schon herrschende Uebel. — Wie aber der große Dichter unserer Zeit sein mußte, weiß

ich nicht zu sagen; nur müßte er, um groß und königlich zu heißen, in seinen Versen andre Motive der Bewegung haben, als überzählige Füße an den Hexametern. —

Auch ein Jünger unserer deutschen Journalistik gehört zu unserm Kreise, Kuranda. Zwei Jahre früher suchte er uns in Rüdesheim auf, wo eine kleine Gesellschaft in vertrautem Kreise eine schöne Maiwoche verlebte, und laß uns sein Drama „die letzte weiße Rose“ vor. Hier in Ostende führte eine Badestunde die alten Bekannten unter einer Sturzwelle zusammen, und sie reichten einander die salzigen Hände aus dem Meeresschaum. — Er, ein kleiner Mann in jugendlichem Alter, von unverkennbarem Gepräge seiner israelitischen Abstammung, gehört in seinem rührigen, an Allem theilnehmenden Wesen nicht zu jenen heutigen jungen Geistern, die statt der ehemals modischen Schönplästerchen die vornehme Miene der Unzufriedenheit auflegen. Man hat es sich nämlich immer etwas kosten lassen, interessant auszusehen, selbst auf die Gefahr, ein wenig

widerwärtig zu werden. Wie oft hört man von wahren und eingebilbten Talenten unsers Vaterlandes die blasirte Klage über Mangel an Anregung „in diesem Neste Deutschland!“ Welcher Winkel der Erde wäre aber ohne Anregung für ein poetisches Herz und für einen Geist, dem es nicht etwa an schaffender Kraft fehlt?

Durch unsern Freund habe ich zuletzt noch eine junge Dame aus Brüssel kennen gelernt. Sie und eine andre französische Schönheit, beide meine täglichen Gegenüber am Fünfuhrtsche, verdienten durch ihre Erscheinung, daß man sich zwischen den Seefischen und dem Backwerk mit dem Räthsel ihrer Herkunft und Bedeutung beschäftigte. Beide — Brunette und Blondine — hatten als Französinnen etwas sehr Deutsches in Art und Aussehen. Jene zeichnete sich mehr durch Zierlichkeit und Anmuth, diese durch Gestalt und zarten, duftigen Teint aus. Beide verkehrten nie mit einander. Auch kannte der Freund nur die Brüsslerin, und ihre Mutter, Tochter und Frau eines namhaften Professors am dortigen Athenäum. In

ihrer Aussprache des Deutschen hatte die junge Dame bei aller französischen Wortfügung, doch einen echt deutschen Hauch und Klang. Sie liebt diese Sprache, und ist ihrer auch schon ziemlich mächtig. Ihre Lebhaftigkeit ist ohne Gefallsucht und das schöne Köpfchen von einem gebildeten Geiste bewohnt. Vom entgegengesetzten Ende einer schönen Mädchengestalt sollte ich an demselben Tage durch Zufall auch noch die Blondine kennen lernen, die ich im Stillen für eine Mezerin nahm. Als ich nämlich, meiner Gewohnheit nach, dicht vor den anflutenden Wellen wandelnd, dem Baden zusah, bemerkte ich in kleiner Entfernung von den andern Badenden eine gewandte Schwimmerin. Im Meere bei unruhigen Wogen zu schwimmen, will sogar für Männer etwas heißen. Das lange wollne Badekleid, die dunkle Hülle um den Kopf, entstellen leicht die schönste Frau, und machten mir auch die Schwimmerin unkenntlich. Allein ich sah meinen Tischnachbar mit dem blonden Schnurrbart in der Nähe stehen, und mit zufriednem Lächeln nach der

Schwimmerin ausblicken. Jetzt stellte sie sich empor und winkte dem Manne. Ich erkannte seine Tochter. Er ermunterte sie mit einer lebhaften Handbewegung, und sie stürzte sich wieder in die Wogen. Auf dem Rücken, halb in, halb auf den bewegten Wasserkissen liegend, ward sie hin und hergeschaukelt, auf und niedergespielt. Dabei hob sie, entweder um Gleichgewicht zu halten, oder vielleicht aus Muthwillen, den Fuß einigemal aus dem Wasser empor. Man glaubte eine weiße Seelilie schwimmen zu sehen. Nur war der Stengel, soweit man ihn über den Knöchel herauf erblicken konnte, viel zu stark gegen das fünfzackige Blatt des Fußes. Ich denke aber, die Schwimmerin hätte diesen Tadel nicht übel genommen. — So hatte ich am Ende noch meine beiden, lange unräthselhaften Französinnen an ihren polaren Seiten kennen gelernt; so daß ich einem liebenden Bewerber hätte verrathen können, wo die Eine und wo die Andre mit Vortheil zu fassen sei.

Am Ende, sage ich: denn die Abreise zweier Freunde erinnert mich an das nahe Ende mein

ner eignen Badezeit. Der Augsburger Publicist und mein Reisegefährte sind zusammen nach dem Rhein aufgebrochen. Wir haben sie bis Brügge begleitet, und diese interessante Stadt zusammen gesehen. Man fährt die Strecke in dreiviertel Stündchen. Mir wurde die Erinnerung an die Herschaft recht lebendig. Die wellenhügelige Ebene Belgiens, vom Meere aus ziemlich kahl, wird landeinwärts immer bewachsener. Magere Grasplätze gehen in fettere Wiesen über, von Feldern durchschnitten, streckenweise mit Gräben oder Hecken einghegt. Buntes Rindvieh weidet oder lagert im Freien. Weiter hin wird die Gegend baumreicher, streckenweise walbig von schlankem Gehölz junger Fichten, Birken, Erlen und dergleichen. Die Felder sind von Hecken einghegt, von Obsthäumen durchschnitten, oft gartenartig bestellt. Man bemerkt in der Ebene viel Wassergräben, von Schilf oder blühenden Stauden umwachsen. Eigen nehmen sich die Häuschen der Eisenbahnwärter aus: roh aus Bohlen zusammengesezt, weiß übertüncht, oft nur mit Ra-

fenstücken überdacht. Neben keinem fehlt ein Gärtchen, oder doch ein Blumenbeet. In dieser treuen Pflege, an diesem traulichen Wachsen und Blühen erquicht sich das Gemüth dieser Leute, die jeden langen Tag die brausende Hast hin- und hereilender Menschen zu bedienen haben.

Da, wo man vor Brügge anfährt, empfängt uns die ebene Stadt mit zackigen Häusergiebeln. Wir glauben vom Mittelalter zu träumen, und der Traum wird immer lebhafter, je tiefer wir in die stillen Straßen kommen. Halb ausgestorben, halb von einzelnen, wie verzauberten Gestalten durchschwebt, dehnt sich diese und jene Straße vor uns aus, und theilt sich weit unten in zwei Gabelgassen. Dunkle Kamelotmäntel begegnen uns, schwarze Priestertalar huschen einzeln oder truppweise an uns vorüber, und verschwinden in die engen Quergäßchen. Diese Falten rauschen noch aus der Zeit her, da Dietrich von Elsaß einige Blutstropfen des Heilands von Jerusalem mitbrachte und in der Kapelle des heiligen Basil aufbe-

König, eine Fahrt nach Ostende.

17

wahren ließ. Jene Kamelote riechen noch nach dem großen Brand, der den hohen Wachtthurm mit allen darin verwahrten Privilegien der Stadt verzehrte. — Sieh', diese köstlichen Basreliefs in Stein an dem alten hohen Hause! Diese zartgemeißelten Fensternischen, dies kostbare Schnitzwerk an der alten Bogenthüre! Bleiben wir stehen! Es wird gleich eine wunderschöne Dame im Puschengewande und Sammetkäppchen herauskommen; ein Knappe wird ihr die Schleppe nachtragen. Die Stadt hieß ja einst: „Brügge voll schöner Frauen.“

Doch wir erwachen schon aus unserm Traumel. Da stehen ja auch Häuser des neuesten Styls zwischen den mittelalterlichen Palästen. Und hier ist gar ein modernster Laden von Puz- und Spielsachen in die ausgemeißelten alten Fensterpfeiler eingesetzt, und ein prahlerisches Schild mit großer Schrift über der kleinen steinernen Bogenthüre angeheftet!

Andre charakteristische Bilder der Stadt finden sich um die durchziehenden Kanäle. Diese laufen hier und da zwischen alten hohen Häu-

fern hinein, und man hat eine Durchsicht, wie Venedig bieten mag. Manchmal hängt eine niedere Galerie über den Kanal, und hübsche Knaben lehnen auf der Brüstung, im stillen Wasser zu angeln. Ober das Galeriechen ist mit üppigen Zierpflanzen zu einer Laube gebildet, durch deren Ranken man Ohr und Locke eines lesenden Fräuleins schimmern sieht. An traulichen Winkeln, alten Erkern, offenen Hallen der Häuser fehlt es nicht. Dann kommt man wieder an backsteinernen Wohnungen vorüber, und bleibt vor einem Mütterchen stehen, das mit der Brille auf der Nase über die Kniee gebückt, die dunkeln Spizenklöppel durcheinander wirft. Wie bekannt ist uns nicht das alte, runzliche Gesicht! Nun ja, wir haben es auf manchem niederländischen Bilde gesehen. —

Nicht weit davon, auf einer Kanalbrücke, fanden wir einen bettelhaft aussehenden lahmen Menschen. Seine Krücke lag am Boden; er selbst hockte auf der Brüstung, und hielt die Angelruthe gespannt in's Wasser. Erst als wir neben ihn tretend mit hinab sahen, wendete er

den Kopf und wir blickten betroffen in ein wundervolles Gesicht von fast weiblichen Formen, mit bezaubernden schwarzen Augen. Wir konnten ihn nicht um seine Ahnen befragen; ich hätte aber Alles verwettet, er stamme von einem spanischen Vorfater her.

Ein Hauptmann in der Armee Philipps des Zweiten, Kastilianer von Herkunft, ging nämlich eines heißen Nachmittags nach der stillen Gasse, hinter dem alten Bau, der Steen genannt, um einige Garnituren schöner Spitzen für seine bräutliche Schwester in Madrid zu kaufen. Ein Mütterchen auf der Hauschwelle erhob sich, ihre Klöppel zusammen raffend, und führte ihn höflich in ihr sauberes Zimmer. Die Tochter, schlank und blond, von sitzamer Schönheit, brachte aus dem Alkoven den Spizenvorrath, und zog auf ihrer dunkeln Schürze die Enden der schmalen und breiten Muster neben einander auf. Der Spanier kaufte den ganzen Vorrath und bestellte mehr. Dann legte er das angefangne Klöppelwerk der Alten auf die Kniee der Jungfrau und setzte sich zu ihr,

dem kunstreichen Spiel der braunen Hölzer zuzusehen. Er haschte scherzend die weißen Händchen, er küßte entzückt die zaubernden Finger. Dabei aber blieb es nicht. Der Spanier kam wieder und wieder, und länger und länger mischte sich das Spiel der spanischen Finger in das Spiel der flandrischen Klöppel. — Ein zarter Liebesfaden schlang sich langsam durch beide. Die jungfräulich reine Spigenklöpplerin ward nach und nach selbst zur Spitze, die oft und öfter um den Hals des schönen Kastilianers gelegt, vergilbte. Spanisches Blut und flamändisches Herz woben mit der Zeit ein neues fantastisches Muster, und als die Spitze fertig war, wurde sie in der Kirche der heiligen Walpurgis — getauft. Bald darauf erhielt der Hauptmann Befehl nach dem unruhigen Brüssel; das niedliche Spigenmuster blieb aber natürlich in der brügger Familie, auf den Knien der Mutter und Großmutter zurück. Der spanische Faden spann sich auf wundersame Weise in Enkeln und Enkelinnen fort, und jetzt hing der lahme Betteljunge als Klöppel an dem al-

ten Zwirn. Die ersten sündhaften Gänge des spanischen Hauptmanns nach der stillen Gasse, hinter dem finstern Bau, der Steen genannt, schienen sich noch spät an den lahmen Füßen des Urenkels zu rächen. Das Fadenende jenes Liebesgewebes verschmugte an der Angelruthe des schönen Betteljungen, dessen altkastilianisches Auge nur noch still nach einem kalten Fischchen im trüben Kanalwasser von Brügge brannte.

Mit diesem Novellentraum folgte ich den Freunden über manchen freien Platz, woran es in Brügge nicht fehlt. Besonders sind die Kirchen mit solchen Plätzen umgeben und von hohen Bäumen umpflanzt. Aber wie ausgestorben ist es in diesen Schatten, und man blickt in weithin stille Gassen! In einer Stadt freilich, die einst von 200,000 Menschen bewohnt war, machen die jetzigen 45,000 kein Gedränge. Damals war dies Brügge auch so übermüthig, daß seine Bürger, den Habsburgern ohnehin abgeneigt, Mar, den Sohn ihres Kaisers, als er auf dem Marktplatz seine Soldner die Lan-

zen schwenken ließ, festnahmen und einsteckten. Kaiser und Papst erhoben sich gegen die Empörer, die sogar mehre Rätthe des Prinzen enthaupten ließen. — Man zeigt noch das alte Krämerhaus „Kranenburg,“ wo Mar gefangen saß, ehe er in die Burgveste gebracht wurde.

Den hohen Thurm der Kaufhalle bestiegen wir nicht, um über eine weite Ebene zu blicken. Er sieht schon ein wenig schief aus, und wie leicht hätte er umstürzen können! Wir hörten auch von seinem berühmten Glockenspiel aus 48 Glocken nur die täglichen Stundenarien, und nicht das ganze Concert, das wöchentlich nur dreimal gegeben wird. Die verschlossenen Dome, ohnehin nicht die bedeutendsten in Belgien, ließen wir verschlossen bleiben, gingen rasch an alten Schnitzwerken und durch eine marmorne Nonnenconventskirche hin, und eilten nur noch dem Johannes-Hospital zu.

Einige junge Geistliche traten vor uns ein, und wurden von den geistlichen Schwestern sehr freundlich empfangen; wir wurden durch Hof und Garten nach dem Kapitelsaale gewiesen

wo man die besten Bilder von Hemling zeigt, — wenn er nicht etwa Memling hieß. Dieser in Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts junge Maler war durch lustiges Leben in solches Elend gekommen, daß er unter die Soldaten ging. Verwundet wurde er hierher in's Spital gebracht. Die Pflege behagte ihm so wohl, daß er sich noch sechs Jahre lang nachverpflegen ließ, und mit seinem wieder ergriffenen Pinsel bezahlte. Diese Bezahlung ist nicht weiter ausgegeben worden, sondern trägt hier als Kapital-Anlage ihre Zinsen. Man zeigt gegen ein Eintrittsgeld eine Anbetung der drei Könige auf dem Hauptbilde mit Geburt und Darstellung des Kindes im Tempel auf beiden Flügeln. Mit reicherem und eigenthümlicherem Pinsel ausgeführt ist die Vermählung der heiligen Katharina. Manchen gefällt wol noch besser die feine, miniaturartige Malerei auf dem Reliquienkasten der heiligen Ursula. Es sind Scenen aus dem Leben dieser Heiligen, mit größter Vollendung ausgeführt.

Diese Bilder verrathen in Hemling einen

Mann von dichterischer Phantasie und eigenthümlicher Grazie. Er haucht einen reizenden Schmelz über seine prächtigen Farben, und seine Gestalten übertreffen an Fülle und Anmuth seine niederländischen Vorgänger.

Vielfach befriedigt, aber von all' den alterthümlichen Eindrücken etwas ermüdet, kamen wir in das Hôtel de la fleur de blé zum späten Mittagmahl zurück.

Der Augsburger hatte uns hier bei schäumenden Kelchen Lebewohl zu sagen, wir die kleine Nachkommenschaft hoch leben zu lassen, für die der gemüthliche Mann die niedlichsten gestrickten Söckchen in einem Brügger Laden eingekauft hatte. So schieden wir.

Es war schon Nacht, als die rückkehrenden Freunde im Bahnhof von Ostende einliefen.

Mittwoch, 3. August.

Ich räume schon an meinen wenigen mitgebrachten Sachen auf. Aus den zahlreich am Meere gesammelten bunten Muscheln machte ich heut eine Auswahl zum Mitnehmen. Da kam ein hellgelbes gedrucktes Heft zum Vorschein, auf dem sie bisher ausgebreitet gelegen: „der Fortbau des Kölner Doms, von Müttmann.“ Es ist ein Andenken des Verfassers, der uns auf der Herreise so freundlich und belehrend im Dom umherführte. In dem schönen Stiche, der dem Hefte beigegeben ist, steht der bewundernswerthe Bau fertig da. Ja, wer ihn so in Stein vollendet sähe! Wie manche Generation wird vorher aussterben, selbst

wenn der Fortbau nicht unterbrochen wird! Und welche Ereignisse und Interessen können ihn nicht stören! Die Begeisterung zum Dombau beizusteuern, ich weiß nicht, ob sie nicht bereits wieder nachgelassen hat; aber neu ist sie nicht; wenn sie auch nicht immer so rein war, wie heute oder jüngst. Im vierzehnten Jahrhundert zogen Weltliche, Geistliche, und sogar Frauenpersonen mit Briefen, Kreuzen, Bildern und Kelchen in Deutschland umher, und sammelten für den Dom und in die eignen Taschen, so daß man ihrem Eifer mit Verordnungen Einhalt zu thun hatte. Auch die Pfarrer wurden mit freiwilligen Gaben so sehr in Anspruch genommen, daß man sie ermahnen mußte, — doch auch abzuliefern, was ihnen anvertraut würde. Quellen, die aus einer Begeisterung entspringen, versiechen leicht, oder fließen bald genug trübe. Aus Baiern kommt noch viel ein. Dort soll die gute Leitung des Quillenden das Beste thun. Der König, allem Bauen und Erbaulichen hold, läßt sich nämlich, wie man versichert, die Listen der zum Dombau Bei-

tragenden vorlegen. Nun denke man sich den edeln Eifer deutscher unabhängiger Staatsdiener! Sie träumen sogar vom Dombau so merkwürdig, daß man es für wunderbare Eingebungen halten darf. Einige, wie sie in Baiern sich gern nennen, königliche Beamte, überlegten nämlich schon, wie sie sich der Ausgabe für den Dombau entziehen möchten. Aber siehe, da träumte dem Einen, wiederholt seien schwere Steine vom Dom in seinen schönen Besoldungsgarten gefallen und hätten ihm die Spalliere ruinirt, und dem Andern träumte, der hohe Krahn auf dem Dome habe ihn wenigstens drei Rangklassen höher gehoben. Worauf denn Jener seine bisherigen Beiträge nicht zurückzog, dieser aber sie etwas erhöhte, — eingedenk des Bibelspruches: Was du willst, das dir geschehe u. s. w.

Wird die Begeisterung für den Dombau den Traum von dessen Bedeutung überdauern?

Der schönen Begeisterung aller Deutschen für den Fortbau arbeitet der römische Fanatismus entgegen. Man dachte vorher an einen

hohen Bau zur Eintracht der gläubigen Herzen aller christlichen Bekenntnisse; aber schon sind die schwarzen Geister da, die einen babylonischen Thurm aus ihm machen, an dem sich die Sprache christlicher Freiheit und Liebe verirrt. Jener Grundsatz Franz des Ersten, den er an seinen königlichen Bruder in England schrieb: — *ami jusqu' à l'autel* — findet wieder in den Herzen aller, auch der königlichen Knechte Roms, seinen Wiederhall.

Ja, ein alter Unsegen haftet an dem bewundernswerthen Bau, von jener Priesterhand her, die den ersten Grundstein legte. Konrad, Graf von Hochsteden, Erzbischof von Köln, der im Jahr 1248 den Dombau begann, war der deutschen Nation und ihrer Einheit Erzfeind, ein fürstlicher Dienstmann des Papstes und eine Haupttriebfeder in jener Umwälzung, durch welche die deutschen Reichsfürsten die kaiserliche Macht zertrümmerten und das heilige Reich in hundert schändliche Reiche spalteten.

Doch die Hand, die den Grundstein legte, war nicht der Geist, der den wunderbaren Ge-

danken des Baues gefaßt, nicht die Seele, die seine hohe Bedeutung geträumt hatte, — eine Bedeutung, die am wenigsten jene Kirche begreift, für die der Tempel gebaut werden soll. Es ist die Frage nicht mehr, ob Albertus Magnus, der tiefste Denker seiner Zeit, oder Meister Gerhard, der Steinmetz mit dem offenen Künstlerauge, oder beide zusammen die herrliche Gestalt des Baues erdacht haben: sie ist wie ein Wunder aus der tiefsten Seele der Nation und des Christenthums selbst hervorgequollen, und im Bauen zum Bewußtsein gekommen. Es war damals eine Zeit, die Neues und Großes trieb und träumte. Deutschland war in lebhafter geistiger Entwicklung begriffen. Die Kreuzzüge, eine Bewegung aus dem Gemüthe des Jahrhunderts, hatten die christlichen Völker gemischt, europäische und asiatische Nationen sich mit Waffen und Gedanken berührt; Meer und fremde Klimate hatten das deutsche Volk mit neuen großen Anschauungen befruchtet. Aus ihrer Vereinzelung herausgetreten, ihren ursprünglichen Tieffinn zur Auffassung vielgestaltigen

Menscenthums erweiternd, hatten sich die Deutschen in ihrem eigenthümlichen Wesen mehr begriffen und schätzen gelernt. Diese nationale Stimmung, vom Zeitgeiste überschauert, gebir die Gestalt eines nationalen Tempels. Der Gedanke dieses Doms war der Gedanke der nationalen Zukunft und der Zukunft des Christenthums selbst.

Eine ähnliche Zeit, wie jene, in der das Fundament gelegt wurde, ist die heutige, die den Bau fortsetzt. Große Gedanken bewegen wieder Deutschland, große Bewegungen bereichern die Gedanken. Aber die Bildung unseres Volkes wird erst noch den alten Unsegen im Fundament des Baues zu besiegen haben. Ob sie jedoch am Rhein dazu schon mächtig genug ist —? Die Vollendung dieses Domes der Zukunft wird mit der Vollendung unserer christlichen und politischen Einheit zusammen fallen.

Ober verständiget ihr denn schon die Gestalt des Domes? Daß diese aufschießenden Säulenpfeiler, diese hohen Gewölbe euer Herz zum Hohen und Heiligen emporziehen sollen, begreift

ihr. Was bedeuten aber die fünf Schiffe, die Seitenkapellen, die unzähligen Pyramidenthürmchen, die aus den gebogenen Strebepfeilern wachsen, und sie dem Auge verdecken, und wozu sind die höchsten Zinnen der Thürme?

Träumt euch einmal in die Zukunft hinein einen Dom, in welchem vor der großen, gläubigen Menge im Mittelschiff, der römische Papst, zum Confiteor an die unterste Stufe des Altars herabgetreten, mit der aus der Weltintrigue zurückgezogenen Hand, eingedenk alles dessen, was von Rom über das Christenthum ausgegangen ist, sein *mea culpa, mea maxima culpa* an die Brust schläge. In den Seitenschiffen knieten indeß die verwandten Gläubigen vor ihren besondern Altären; die abweichenden Gemeinden beteten in den einzelnen Kapellen, vielleicht ohne Weihrauch und Kerzen, ihr *Kyrie eleison*; Tausende, die ihr mündiges Herz vom Ceremoniendienste befreit haben, dürften außerhalb der Kirche, aber noch zu ihrer Verherrlichung gehörig, auf den hohen Bogen der Strebepfeiler als Pyramidenthürmchen frei zum

Gloria in excelsis dastehen, während zugleich die höchsten Forscher, Dichter und Staatsmänner auf den erhabenen Sinnen der Thürme, im weiten Ausblick zwischen Himmel und Erde, ihr **Sanctus** anstimmten. Denkt euch einen solchen Dom, und dann, aber erst dann werdet ihr die große Anschauung, die prophetische Ahnung des unbekannten Baumeisters fassen, der im Kölner Dom ein Vorbild kirchlicher Entwicklung des Christenthums geben wollte.

Mich wundert daher, daß die römische Kirche, daß der Pabst, dem Fortbau des Doms noch kein ausdrücklicheres Hinderniß in den Weg gelegt hat, als den Fanatismus, der den gedankenlosen Eifer und die verschmigten Tendenzen der Zeit gegen die Reformation hegt, und jene Gemeinden verflucht, jene Geister excommunicirt, die in ihrer Messe mehr oder weniger über das Sündenbekenntniß des hohen Priesters hinausgekommen sind, jene Gläubigen, für welche im Dom des Christenthums die Seitenschiffe, das Querschiff und die besonderen Kapellen bestimmt sind. Es liegt doch so nahe, beim

König, eine Fahrt nach Ostende.

Fortbau eines lange unterbrochnen Domes an den Fortbau der christlichen Kirche im ursprünglichen Geist ihres Meisters zu denken. Diese Entwicklung steht seit Jahrhunderten still, seit jener Zeit, da die Völker und die Könige nach einer Reformation an Haupt und Gliedern, d. h. nach einer Erlösung von Rom schrien; bis es der römischen Politik gelang, dem innersten Leben der Kirche einen betäubenden Schlaftrunk beizubringen, von dem sie doch endlich erwachen muß. Rasch würde die Kirche genesen und sich frisch bethätigen, wenn sie dem Wellenschlage des Lebens und der Bildung ausgesetzt, aber freien Konzilien ausgesetzt würde. Man hofft in Rom die Reformation wieder aufzulösen, und es wäre gewiß ein Heil für Kirche und Staat, wenn das Prinzip des Protestantismus, ursprünglich das echt christliche, mit dem Leben des Katholizismus verbunden werden könnte. Dann würde der freie Geist des Forschens und der gebundene Geist des Bildens einander fördern, Hirn und Herz einen edeln Körper beleben und bewahren. Aber römische

Künste können, wie die Welt heute liegt, die Reformation in ihrer Absonderung nur noch erhärten. Die Fortbildung der Kirche unter dem Einfluß des echten Geistes der Zeit (dieses wahren Paraclet) würde allein die Reformation wieder in sich aufnehmen, und Deutschland seine tiefste geistige Einheit gewinnen. —

Aber wohin eine Fortbildung, ein Fortleben der Kirche führen würde, weiß man eben in Rom gar wohl. Die deutsche Nation, die wie keine in der Welt forschende Vernunft mit gläubigem Herzen verbindet, würde bald zur Einsicht kommen, einen unabhängigen Primas zu fordern. Der Kölner Dom würde die Kirche eines deutschen Patriarchen werden.

Dies ist ein Traum, zu dem man lächeln darf. Aber mehr kann ich zum Dombau wirklich nicht beisteuern, als diesen Traum. Der ganze Bau steht ja eigentlich noch in der Phase des Träumens. Hat man an ihn nicht auch die politische Einheit Deutschlands geknüpft? Und wie verhängnißvoll wäre es nicht, wenn die Einheit Deutschlands, hauptsächlich mit Hülfe

römischer Politik zertrümmert, sich zu gleicher Zeit herstellte, da die Einheit römisch-geistlicher Herrschaft in Nationalkirchen des Christenthums zerfiel?

Deutsche Einheit! Man weiß nur nicht recht, was man sich dabei denken soll! Denn man denkt sich doch dabei auch eine Einheit der Krone, und begreift nicht, was aus den vielen regierenden Häuptern werden möchte. Gott behüte, daß wir auf einen Umsturz der Dinge fähnen! Aber vergißt man denn ganz, daß wir an unsern Herrschern in der schönsten Bezeichnung — „deutsche Landesväter“ haben? Und was kann ein Vater nicht für seine Kinder und deren Wohl thun und lassen! Die Einsicht in dieß Wohl freilich —!

Uebrigens müssen wir bei politischer Einheit nicht an das Centralisations-System, an den Regierungs-Mechanismus andrer europäischen Staaten denken. Die deutsche Nation ist es werth, etwas Apartes zu haben. Sie ist eine in Völkerdrusen krystallisirte Nation, ein in vielen Facetten glänzender Edelstein. Wir haben

unser reiches Naturel in Stammesunterschieden, in Länderverschiedenheiten zu entwickeln gesucht, und jeder unserer großen Eigenthümlichkeiten — eine Krone aufgesetzt. Behalten wir diese Kronen bei! Es sei unser Stolz, eine kronenreiche Nation zu sein. Wenn wir aber schon die erhabenen Besonderheiten der Volksstämme krönen, welchen höhern Schmuck verdient nicht das allgemeine Deutschthum, — die Majestät der ganzen Nation?

Centralisation der Herrschaft, Mechanismus der Administration verstärkt vielleicht eine Regierung, ist aber kein wahres Glück für ein Volk. Könnten wir nicht einen Organismus haben, in welchem das Besondere regiert und das Allgemeine beherrscht wäre? Frankreich hat über diese beiden Begriffe gestritten; wir möchten sie auf gut deutsch gelöst sehen. Würden wir nur erst, wann und wie Organe für das Ganze, für das Gesammte unserer Nation geschaffen werden oder wachsen könnten, — keine Bundeseinheit nämlich, aber eine Reichs-
verfassung mit Reichsständen für den Kaiser über

den Landständen für die Fürsten, Reichsrecht und Oeffentlichkeit der Reichsgerichte, deutsche Presse und deutsche Flagge, deutsches Maas wie deutsche Meile, ein nicht öffentliches, aber von den Reichsständen besetztes Gericht für Klagen gegen die Fürsten u. dgl. —

Die einzelnen Kronen blieben also geschmiedet, nur die größern oder kleinern Diamanten der Souveränität wurden alle der höchsten Krone des Reichs eingesetzt. Die Fußsteppiche der Throne wurden nach dem Umfang der regierten Besonderheiten gemessen, und aus Domänen-Einkünften gewebt, u. s. w. — u. s. w.

Am Ende hätten wir den Dom für den deutschen Patriarchen in Köln, und die Residenz für den deutschen Kaiser — wo? — —

Wie fest werd' ich jetzt schlafen, da ich all' mein albernes Zeug voraus weggeträumt habe!

Donnerstag, 4. August.

Sonderbarer Weise bin ich heut wieder einmal zum Beichten gekommen! Aber gottlob! an keinem Mönchshöre, sondern an einem, das kleiner und reiner war.

Ich machte meinen Abschiedsbefuch beim Freiherrn Kover, und wir gingen zusammen nach dem Badeplatz auf dem Umwege durch das Westthor. Die liebenswürdige Frau nahm mich mit sich voraus. Sie mußte, daß Kover noch Etwas mit Max zu verhandeln hatte; doch merkte ich auch bald, daß sie selbst auf eine Angelegenheit zu kommen suchte. Am Ende betraf es den sehr zart beigebrachten Vorwurf, daß ich in meinen Schriften zu viel auf religiöse

Gegenstände käme. — Sie würden ohne dieß mehr Leser haben, versicherte sie. Man liebt das nicht!

Nicht, gnädige Frau? Ich dachte, was unsere Gegenwart so lebhaft beschäftigt und bewegt, sollte in der Abspiegelung der Literatur nicht weniger interessant sein. So irre ich wol auch darin, daß es mir Pflicht scheint, gewissen Bestrebungen männiglich mit Widerspruch entgegen zu treten? Ich dachte:

Wenn Trug den Markt mit Trödel überfüllt,
Darf man wol fragen, was die Wahrheit gilt? —

Wahrheit? Schon recht, mein Freund! Aber gerade Sie — Man weiß eben nicht, wofür man Sie nehmen soll, wohin Sie gehören. Denn dermal ist nicht —

Ist nicht eigentlich von Wahrheit die Rede, meine Gnädige. Sehr richtig! Diese Römlinge wollen ja nicht zum Himmel führen, sondern zu ihrer Partei. Gut! Aber weil ich gerade auf keiner Seite stehe, dachte ich in der rechten Mitte zu sein, um gehört zu werden.

Auf dem — Indifferenzpunkt, wie ihr Gelehrten es nennt? Denn wer zu keiner Kirche gehört, dem traut man eben keine Religion zu.

Richtig! Die Bornirten und die Böswilligen denken so. Sie aber, meine Verehrte, wissen, daß es Zeiten gibt, wo man keiner Kirche angehören kann, eben weil Einem zuviel an der Religion gelegen ist. Schiller hat schon einen Vers über diesen Gedanken. Dann gibt es aber auch Menschen, die von sich sagen dürfen, sie hätten keine Religion, die Religion habe sie. Und ging Ihr Vorwurf nicht eben dahin, daß ich in meinen Schriften das Interesse der Religion nicht los werden könnte? Sehen Sie, die Religion hat mich! Ja, ihre Anschauungen, ihre Gefühle umgeben mich, wie ein geistiges Schneckenhäus, das ich auch mitnehme, wenn ich über die grünen Blätter der Sinnenwelt frieche. Natur und Menschenleben, Fremdes und Angehöriges erblicke ich nur im Lichte des Ewigen, und meide gern jede dichtere Zwischenschicht, in der diese Strahlen sich mir brechen - oder färben könnten, — sei

es im Weihrauch des Altars oder im Schwall der Kanzel. Ich theile die Meinung des edeln Philosophen Krause: „Erst dann, wenn der Einzelmensch unmittelbar, ohne daß irgend ein anderer Einzelmensch oder irgend ein anderes Endwesen (kirchliche Anstalt?) zwischen ihn und Gott in's Mittel tritt, in seiner ganzen, vollen Lebensbeziehung zu Gott steht und lebt, kann er auch zur ganzen, vollen Ausbildung seines eignen persönlichen Lebens gelangen.“ — Sehen Sie, so habe ich wirklich meinen Bund mit dem Unendlichen, und wahrlich! heißer besiegelt, als — mit einer Oblate!

O nicht so, mein Freund! Das ist nicht schön. Dergleichen Ausfälle gefallen mir nicht. Ich sehe daraus, daß Sie zwischen Katholizismus und Protestantismus doch nicht unparteilich sind.

Vielleicht nicht ganz, gnädige Frau. Denn die allein selig machende Kirche kann sich auch nicht rühmen, daß sie unparteilich gegen die Welt sei. Sie ist mild und nachsichtig gegen jede Schwäche, die zu ihren Bet- und Beichtstühlen führt; aber sie vergibt keine Tugend,

die selbständig macht. So werden Völker und Einzelne dieser Mutter kindlichen Dank schuldig, und können doch als Erwachsene nicht in Frieden von ihr scheiden. Wie lange wird Spanien noch an den alten Unbilden monchischer Jahrhunderte auszufiebern haben! Was wird das katholische Deutschland noch leiden müssen, bis es aufhören kann, römisch zu sein? Dem Protestantismus dagegen, oder seinem echtchristlichen Prinzip geistiger Freiheit und Forschung, bin ich meinen ungetrübten Mannesdank schuldig geworden.

So bekennen Sie sich ihm denn zu! Einer Kirche muß man doch angehören!

Muß man wirklich? Das ist eine Frage, die ich nicht so schnell bejahen möchte. Am ehesten noch leuchtet mir ein, daß es schön und würdig wäre, wie am Staate, so auch an einer Kirche mitbauen zu helfen; Kind zu sein jener Ehe zwischen Staat und Kirche, von der wir jüngst sprachen; mitzuwirken, wenn man Kräfte dazu hat, und ohne solche sich wenigstens mitzufühlen als lebendiges Glied eines lebendigen Körpers. Denn wenn man auch re-

ligids genug ist, das Göttliche in Natur, Menschheit und eigener Brust zu erkennen und ihm mit Gefühl und Bewußtsein anzugehören, oder es auch, wenn es, wie das Christenthum, aus einer individuellen Quelle des allgemeinen Geistes der Menschheit entsprungen ist, als besondere Offenbarung zu bekennen: so bleibt es doch immer noch ein schönes Bedürfniß zusammenlebender Menschen, das Göttliche auch in einer großen, erhebenden Erscheinung zu erblicken, in einem lebenden, seine Bekenner als Glieder umfassenden Körper zu gestalten. Aber, wo wäre denn heute diese lebendige Kirche, wie sie etwa in frühern Jahrhunderten bestand, wo die Völker noch gleichmäßiger gebildet lebten, und sich in ihrer Entwicklung von der Kirche geführt und gefördert sahen? Damals wandelte die Kirche mit der Bildung der Welt, warum will sie jetzt unwandelbar sein? So hat sie für das wandelbare Leben auch kein Heil. —

Je nun, mein Freund, rühmten sie nicht die Freiheit des Protestantismus? Halten Sie sich an diesen!

Dieser, meine verehrte Frau, hat doch zum Bau des lebendigen Kunstwerks einer objectiven Kirche zu wenig von jenem Bildungstrieb erhalten, in welchem der Katholizismus sich eher übernommen hat. Er ist mehr in urchristlicher Weise bedacht, religiös zu belehren, religiös zu erwecken. Er fördert mehr die individuelle Religiosität und die Einzelkapellen christlicher Sitte. Der Katholik, der seiner Kirche entwächst, wird durch seinen Austritt sein eigener Protestant, und bedarf weniger eines gemeinsamen Protestantismus. —

Nun dies Bekenntniß gefällt mir doch wirklich! lächelte die Baronin ein wenig schalkhaft. Dann hat also der lebendige Protestantismus weniger Anziehungskraft, als unsere unlebendige Kirche. Sie nannten sie ja so! Sehen Sie nicht, wie sich alle Welt dieser „Unwandelbaren“ doch wieder zuwendet?

Es ist schon der Mühe werth, meine Verehrte, auf diese große Zeiterscheinung zu kommen. Sie wissen, alles Krankhafte interessiert mich in Ostende, und heute bin ich ja noch hier. Ob

auch Sie, meine katholische Denkerin, die triumphirende Meinung der Eiferer theilen, welche diese Erscheinungen unserer Zeit unbedingt und unbedenklich der Macht und Wahrheit ihrer Kirche zuschreiben, weiß ich nicht. Kaum glaube ich aber, daß Sie sich mit einer so vagen und flachen Erklärung begnügen. Wenigstens müßte erst noch erklärt werden, wodurch denn die Menschen gerade jetzt häufiger als früher zu dieser Einsicht kommen. Von einzelnen Fällen des Religionswechsels aus sogenannter Ueberzeugung ist natürlich die Rede nicht. Die Bedürfnisse der einzelnen Menschen sind verschieden. Manchen imponirt der äußere feste Zusammenhang des katholischen Lehrsystems, abgesehen von der Vernünftigkeit dessen, was zusammenhängt; Andern thut eine sinnliche Erbauung wohl. Die Rede ist nur von der Erscheinung eines allgemeineren Rückfalls auf eine überwundene religiöse Bildungsstufe der Menschheit. Für mich bleibt es da nun betrübend und beruhigend zugleich, wahrzunehmen, daß kein Zustand des Völkerebens ohne eigenthümliches Uebel, aber auch frei-

ner ohne einigen Segen verläuft. Wie viel
Schönes und Frohes zerstört nicht ein lang-
dauernder Krieg, wie wir ihn zum Theil noch
erlebten! Aber unter so großen und allgemeiner
Calamitäten gewinnt wenigstens die moralische
Kraft der Menschen. Muth, Mäßigkeit, wechse-
seitiges Wohlwollen, Liebe und Duldung thun
sich hervor, und bewähren sich in täglichen ge-
meinsamen Beiden. Vielleicht kommt man weni-
ger zur Kirche, aber man blickt wärmer zum
Himmel. Es ist Winterzeit: es blüht, grünt,
reißt nichts, man zehrt von früheren Ernten;
aber die Luft ist rein, frisch, die Menschen füh-
len sich kräftig und rücken freundlich bei Licht
und Feuer zusammen. — Dagegen haben wir
nun an dreißig Jahre Frieden. Gewerbe, Han-
del und Wandel, schöne und feine Künste, Er-
findungen und Genüsse aller Art, auch geistige
Freiheit bereichern und erheitern das Leben.
Es ist herrlicher, fruchtbarer Sommer. Aber —
wie schwül, drückend, verstimmend ist nicht die
Luft! Und die Menschen, durch keine allge-
meine Noth mehr nach Außen gespannt, sind

nur mit sich beschäftigt, werden launenhaft und anspruchsvoll. Glücklich die Flachen, die in hundert Eitelkeiten und spielenden Genüssen nicht ermüden! Aber gerade die tiefen Seelen, die davon unbefriedigt, auch einmal in ihr Inneres blicken, finden sich da über einem stillen Abgrunde des Ewigen, das ja in unerforschlichem Zusammenhang mit der Unendlichkeit aus jedem Herzen quillt. Doch diese Beschaulichkeit ist den so lange in der Außenwelt zerstreut gewesen fremd geworden. Sie wissen sich nicht zu fassen. Nun hat der Mensch zwar das edelste Glück, aber auch die dunkelsten Gefahren in sich selbst. Welche Ahnungen, aber auch welche Ängste steigen für eine schwache Seele aus ihrem eignen Herzen auf! Sie kommt außer sich, wie man zu sagen pflegt, und — Glück auf! Gerade außer sich findet sie noch Rettung, — an Aeußerlichkeiten, die für bedeutsam gelten, an gewohnheitlichen Leistungen, die mit hohen Gnaden verknüpft sind. — Das ist es ja, wodurch die katholische Kirche den unmündigen, unentwickelten Völkern so wohl-

thätig geworden ist, indem sie ihnen zu geistiger Entwicklung und Bildung geholfen hat. Mit gleicher mütterlicher Nachsicht und Nachhülfe nimmt sie sich auch wieder der Erkrankten an, die fremden Beistandes bedürftig werden. Solchen krankhaften Anwandlungen unterliegen allerdings nur religiöse Seelen, aber auch nur unkräftige, unklare Gemüther. Kommen aber noch Ermüdungen von Weltgenuß, Verstimmungen aus Erlebnissen, Langeweile einer schlaffen Gegenwart und dergleichen hinzu: so vermehrt sich, vermannichfaltigt sich die Kränklichkeit der Zeit. Ja, die römischen Bestrebungen selbst, dies ängstigende, entzweiende, aufhegende Treiben ist nur auf Verschärfung der Krankheit gerichtet; wie man denn die Jesuiten am besten als umherziehende Miasmen begreift, die besonders auch die Höhenpunkte des gesellschaftlichen Lebens bestreichen, und z. B. den rheinischen und westphälischen Adel an seinen politischen Antipathien anstecken.

In solchen, mit Ohnmachten, Unruhe und Beängstigungen verbundenen Krankheiten — wel-

König, eine Fahrt nach Ostende.

ches ist der gesuchteste Arzt? Immer derjenige, der viel verschreibt und viel verspricht. Der Protestantismus thut das weniger; er ist ein Wasserdoftor; er verweist auf die Quellen des Christenthums und auf moralische Arbeit. Er ist ein Homöopath für Andere, da er selbst aus dem wohligen Mutterhause mit Taufe und Abendmahl ausgewandert, sich auf Wasser und Brot gesetzt hat. —

Oder soll ich Ihnen, verehrte Frau, die besprochne Erscheinung physikalisch erklären? Man glaubt nämlich, unsere Zeit sei religiöser und daher des wahren Glaubens bedürftiger geworden. Ich finde nur, daß die Religiosität darin der Wärme gleicht, daß sie bald mehr gebunden, bald frei wird. Früher, unter den Sorgen, dem Dulden und Schaffen während eines schweren Krieges, dann unter den großen Erwartungen vom Frieden, ja noch bei den politischen Bewegungen seit 1830, bei dem Interesse für die Polen, für den kämpfenden deutschen Liberalismus, war die Religiosität moralisch gebundener. Seitdem ist sie freier gewor-

den und sucht neue Verbindungen einzugehen. Gesehen wir dem Katholicismus zu, daß er mehr äußere Bindemittel, mehr Wärmeleiter hat, als der Protestantismus, der im Sinne des hohen Stifters des Christenthums die Religiosität des Menschen mehr innerlich, nämlich moralisch, binden will.

Lassen Sie mich noch die besprochene Erscheinung aus dem politischen Gesichtspunkte fassen. Sie wissen, wie sehr die Welt jetzt bestrebt ist, das Staatsleben zu beleuchten. Jenes schauerliche Dunkel, das sonst den Gipfel des Throns umschwebte, aus dem es nur wetterleuchtete; der Nebel, der die Ministerien umzog, ja bis auf die untern Verwaltungsstufen und Gerichtshöfe herabsank: wohin schwindet das Geheimniß immer mehr? Die Verhandlungen der Reichs- und Landstände, die Rechenschaftsberichte der Minister, die statistischen Tabellen, der trüffelnasige Journalismus, Alles hilft den Stoff des Staatsgewebes so auseinander zupsen, daß man jedes Härchen und Fädchen erkennen kann. Nun hat aber der Mensch;

wie die Pflanze, den doppelten Trieb nach dem Licht und dem Dunkel; Wurzeln und Zweige streben auseinander — in die Tiefe und in die Höhe. Das ist es, was uns Alle, auch den Aufgeklärtesten, so zum Geheimnißvollen hinzieht, was schon in der Gesellschaft Herrn und Frauen um eine Dame anhäuft, die zu erkennen gibt, daß sie ein Geheimniß besitze. Was muß mithin, neben dem mit jedem Tage durchsichtigeren Staatsleben, eine Kirche gewinnen, die noch Geheimnisse und Wunder behält? Ja, in dem Grade, als der Baum der europäischen Menschheit nach Luft und Sonne strebt, treibt er, um Gleichgewicht zu halten, auch neue Wurzeln in die dunkle Tiefe seines alten Bodens. Nimmt nicht auch unter den Protestanten der Hang zum Mystischen zu? Die katholische Kirche behält aber den Vortheil, ihre Geheimnisse sinnlich eingefaßt zu haben, wie Quellen, die dem frommen Vertrauen zugänglich sind, als das unerfaßliche Geheimniß unseres geistigen Lebens.

Still, still! rief die Baronin. Das ist mir zu hoch oder zu tief.

Dann liegt vielleicht der volkswirthschaftliche Gesichtspunkt näher, erwiederte ich. Und ist es nicht verhängnißvoll, daß auch dies Interesse wieder für Rom spricht? Man weiß, daß leichte Arbeit mit viel Verdienst immer sehr gesucht ist. Nun denken Sie sich, wenn man die Andacht in eine Arbeit von unendlichen Verdiensten zu verwandeln versteht, — was das besonders im practischen England ansprechen muß! Wertheiligkeit ist ein süßer Tagelohn, den der Protestantismus nicht gewährt!

Genug, genug! rief die Baronin, etwas empfindlich. Sie schöpfen so tief, daß Sie schon auf's Krübe kommen!

Und doch ist die Sache noch nicht erschöpft! erwiederte ich. Denn nicht bloß in kirchlichem Glauben, auch in Sachen des Geschmacks, der Kunst, der Lebenseinrichtungen greift die unbefriedigte Welt rückwärts — nach alten Moden, alten Mobilien, nach veralteten Staatseinrichtungen, antikem Theater u. s. w. Sollten all' diese Rückzüge nicht in einem großen Zusammenhange stehen? Und sehen Sie, — wie wir

da auf den Strand des Meeres herabgetreten sind, liegt die Erklärung bildlich vor uns da. Die Flut kömmt eben heran. Aber die vorwärts bringenden Wogen rollen immer wieder einmal zurück. Und, sehen Sie, was sie auf feuchtem Sande liegen lassen! Schönes und Ekles durcheinander. Sehen Sie nur da die widerlichen Seespinnen, wie sie unruhig hin und her kriechen! Ich halte sie für kleine Jesuiten! Sie sollen genießbar sein, — die Spinnen nämlich. Es ist ein vornehmer Geschmack! Doch seh', da ist Alles schon wieder verschlungen! Eine neue Woge ist darüber hingeflossen. Treten wir mehr hinweg: die Wogen, so oft sie zurück fallen, dringen doch immer weiter vor. —

So, meine verehrte Frau, bewegt sich das flutende Leben der Völker. Ein Theil der Wogen fließt heute zurück: sie nehmen einen neuen Anlauf für morgen!

Mit diesem Troste sehe ich der jetzigen Bewegung unserer Zeit zu. Ich lächle nicht bei den triumphirenden Worten römischer Eiferer über die zunehmende Breite ihrer Kirche; denn

ich bedenke, wieviel sie leider! mit jedem Tage an Tiefe verliert — an Tiefe ihrer innern, geistigen Bedeutung für die fortschreitende Bildung der Völker. — — Diese Neubekehrten sind gewiß ihre lebendigsten Glieder; aber sie zählt auch noch jene Unsumme ihrer Bekenner mit, die in ihr kein wahres Leben mehr haben, sondern ihr nur noch durch die Bande der Gewohnheit und der Unentschlossenheit anhängen. Sehen Sie, dann fällt mir unser pensionirter Landrath ein, gnädige Frau, der uns bei Tische so viel Spasß macht. Seitdem nämlich sein Geist nicht mehr beschäftigt ist, und das mag eine geraume Zeit her sein, setzt er sehr stark nun den Leib her an. Die Aerzte besorgen üble Folgen davon. Aber wie zufrieden lächelt er selbst nicht zu seiner meßbaren Gesundheit! Ich fürchte nur, die Masse verfällt einmal der Wassersucht. Wie engbrüstig athmet der gute Mann schon!

Lassen wir's gut sein, mein Freund! rief die Baronin. Sie sind und bleiben ein Keger. Ich gehöre nur nicht zu den Katholikinnen, welche die Keger hassen.

Gewiß nicht, meine Verehrte! Im Gegentheil, wenn ein richtiger Jesuit Sie examinirte, würden Sie wahrscheinlich den Kegern zugezählt werden. Vorausgesetzt, daß der Pater von Ihrer Lebenswürdigkeit unbestochen bliebe. Denn diese Herrn wissen Ausnahmen zu machen, und der beste Jesuit behält, bei allem Eifer für den Glauben, noch einiges für sich im Sinn. —

So schieden wir. Ich noch mit der besondern Zusage, meine Feder künftig mehr dem heiter Menschlichen zuzuwenden. — Doch wissen Sie, flügte ich lächelnd hinzu, daß man zuweilen unvermerkt in seine alten Schwächen zurückfällt. Sie werden dann in der Ferne einige Nachsicht mit mir behalten, wenigstens etwas mehr, als diejenigen haben, denen ich nahe wohne. Sie gehören ja nicht zu jenen befangnen Katholiken, welche Religion und Kirche nicht als höchste Angelegenheiten der Menschheit betrachtet und gefördert —, sondern lieber auf Werktagen unter derselben ruhigen Gewohnheit wollen hingestellt sein lassen, mit der sie dieselben auf die Festtage betreiben. Man

findet es unklug, um Dinge, die man so leicht gehen lassen kann, wie sie eben gehen, die gute Meinung seiner Mitbürger, und was noch schlimmer wäre, — den Tisck der Prälaten in die Schanze zu schlagen. Und begegnen diese Klugen dennoch einer solchen Vermessenheit: so können sie dieselbe auch nur aus unedeln Motiven begreifen, oder — wenn sich denn nichts von Erwerbsucht, Ehrgeiz, Begierde nach Ruf oder Beförderung und dergleichen auffinden oder aufspüren läßt, — aus einer angeborenen Verkehrtheit des Herzens erklären. — Doch wozu diese Erinnerungen an das Gemeine in meinen Abschied von einer edeln Frau hereinziehen! Leben Sie wohl! Und wenn es mir je gelingen sollte, so selbständige, wohlwollende, klare und seelenvolle Menschen zu schildern, wie Sie sind; so mögen die Leser meiner Schriften ausrufen:

Was ist denn das für ein gesundes Wesen?

Sind wir vom Pfaffenthum bereits genesen?

So schieden wir. —

Und nun einen Strich unter diese Ostende-Betrachtungen! Auch bleibt mir kein Abend mehr sie fortzusetzen übrig. Morgen früh habe ich zum letzten Mal, packe dann vollends meine sieben Sachen und gehe mit dem Mittagszuge nach Brüssel ab.

III.

Auf der Hersfahrt.



Ein Sonntag in Antwerpen.

Skizze.

Sonnabends, den 6. August, trieb ich mich in Brüssel umher. Hinter einem Morgengewitter stach die Sonne in die schwülen Straßen der Stadt. Im Gewühl der Menschen führte mich der Zufall, denn ich in einer fremden Stadt mich gern überlasse, einen sinnreichen Weg zu einem bedeutsamen Vorgang. Von dem großartigen Monumente, das dicht an der „neuen Straße“, auf dem Platze der Märtyrer, den im September 1830 Gefallenen errichtet ist, — mithin vom Denkmal der Revolution, kam ich die Berggasse hinauf, die nach dem

Hofe Montagne de la cour heißt, nach dem Park, wo jener Freiheitskampf am heftigsten war gefochten worden. Die schlanken Bäume zeigten noch ihre Schußwunden auf. Der Park, viel gerühmt, aber wenig bedeutend, liegt zwischen dem schlichten Palaste des Königs und dem geflügelten der Nation.

Von diesem Palaste der Volksvertreter an den Palästen der Ministerien hin, durch die rue de la loi nach der Gubulakirche hinab war große Bewegung. Zahlreiche Equipagen fahren im Hofe des Volkspalastes an; einige Schwadronen Husaren, dunkelgrün mit Silber, Bärenmützen mit rothen Beuteln, reiten vor dem Palast auf. Gegen elf Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Glänzende Equipagen mit scharlachnen Livreen eilen vom Palaste des Königs her, dem Zuge vor. Die Schwadronen haben die Wagen der Minister und Deputirten in ihre Mitte genommen, und ziehen nach der Gubulakirche hinab, die an ihrer linken Seitenthüre von zahlreichem Volk umdrängt ist. Polizeidiener wehren den Zubrang höflich ab, lassen

aber die zahlreichen Uniformen von Civil und Militär und die Damen in Trauer ein. Auch mir gelingt es durch die innern Spaliere des Militärs zum Chor der Kirche vorzubringen. Dieser ist an den hohen Seiten und um den Altar hinauf schwarz mit weißen Hermelinflämmchen ausgeschlagen. Die Riesensalten der Wände sind bis hinab an die massiven Säulen des Schiffs mit zahlreichen Wappenschildern behangen. Unter der Treppe des Chors steigt ein Katafalk empor, auf seinen Stufen mit brennenden Kerzen besetzt, an den Seiten mit Insignien des Königthums geschmückt. Die Blasinstrumente klingen, der Wechselgesang zahlreicher Geistlichkeit ertönt in den ernstesten, schweren Melodien einer Seelenmesse. Es ist ein Hochamt für den Schwager des belgischen Königs, für den jüngst verunglückten Herzog von Orleans.

Die Trauer war endlich verstummt. Noch einmal schwindelte mein Blick, am Fuß der vierzig Stufen hohen Portalstufe, an den grauen abgestumpften Brüderthürmen der heiligen Subula empor, und ich verliere mich, wie

die eben begangne diplomatische Andacht, in den sonnigen Tag und in das heiße Treiben der Stadt.

Ich hatte mich eingerichtet, nach flüchtiger Besichtigung Brüssels mit dem letzten Bahnzuge in der Abenddämmerung nach Antwerpen abzufahren. Aber gen Abend kehrte das Frühgewitter zurück; der Himmel schwärzte sich langsam, aber um so bedrohlicher. Und als nun auch im Gasthof mein Reisepaß fehlte, und der Commisionär des Hauses, der ihn von der Polizei abgeholt hatte, nirgends aufzutreiben war, sah ich dies Hinderniß für eine Fügung des Himmels an, der mich vor einem nächtlichen Unglück auf der Eisenbahn behüten wollte. Man weiß, welchen Unfug zwei Kutscher anrichten können, die auf gebahntem Weg einander vorfahren wollen, und über ihren Peitschen-Ehrgeiz die Hälse der fahrenden Familie auf's Spiel setzen. So etwas im Großen sollte diesen Abend auf der Eisenbahn vorgehen, dachte ich mir. Die mit Blitzen bewaffnete finstre Wolke und der funkensprühende Dampfer vor dem Zuge

sollten einander mit Wuth in den Weg kommen, und die Reisenden den eifersüchtigen Groß der freien und der dienstbaren Naturkräfte auf einander mit dem Leben büßen. Ein Unglück, wie jüngst auf der Bahn von Versailles, sollte sich auf dem Sprung aus der Provinz Brabant in die Provinz Antwerpen wiederholen. Die Unglücklichen, die ich aus meinem Hôtel de Suède, aus dem Hôtel royal, rue des fripiers, aus Sanct Antoine in der Dominicanergasse, aus dem Hôtel de la paix, rue de la Violette, aus den vier großen Gasthöfen am Königsplatz und sonsther nach der Eisenbahn fahren sah! Wie hätte ich sie warnen oder retten können?

In der Frühe des Sonntags war mein Reisepaß da. Das Wetter war still und nebelig. Der Omnibus brachte mich nach dem Bahnhof. Ein Unglück war aber unter dem gestrigen Abendwetter nicht geschehen. Ich beschied mich also, kein besonders gewarnter Schützling des Himmels zu sein, und nahm einen dritten Platz.

Rasch ging's an den frischen Wiesgründen hin, die sich in leichte Waldungen verlieren, König, eine Fahrt nach Ostende.

an freundlichen Landstegen, die sich zwischen anmuthiges Gehölz verstecken, und der massenhafte Thurm der Metropole von Mecheln ragt uns entgegen.

Der Morgengruß, hier im ungeheuern Bahnhofe dieses Knotenpunktes der belgischen Bahnen geboten, erinnert uns an ein politisch gestimmtes Land: Messieurs, l'Indépendance, l'édition du matin, 15 centimes! ruft ein Bursche, indem er, an den Wagen hin und wieder rennend, seine großen Zeitungsbblätter feil bietet. Ach! dies „independente“ Volk, das mit jedem Tage tiefer in geistliche Abhängigkeit geräth! — Innerhalb einer Viertelstunde treffen die verschiedenen Züge ein, durchkreuzen hier ihre Bahnen, und laufen weiter. Nicht lange, so blickt uns aus der baumreichen Umgebung Antwerpens der verwegne Thurm der Kathedrale entgegen.

Vor dem Bahnhof hält eine Reihe Omnibus mit großen Aufschriften der Gasthöfe, denen sie zuführen. Sudringliche Bursche winken, und ich wähle, — der Himmel weiß, warum gerade

an einem festlichen Ruhetag — den Gasthof le grand laboureur. Bald hatten wir die grünen Wälle, die breiten Gräben, das gewölbte Thor der Festung hinter uns, und rollen durch die ernststen stillen Gassen Antwerpens.

Antwerpen hat sich seit Napoleons Wohlthaten auf das Doppelte seiner Bevölkerung gehoben; doch machen 80,000 Menschen in einer Stadt, die 200,000 unterbrächte, keinen Lärm, zumal auf einen ruhenden Sonntag und in so anständig breiten Straßen. Diese meist gestreckten saubern Gassen, diese zwischen modernem und mittelalterlichem Styl erbauten massiven Häuser haben etwas Ernstes, Bürgerlichgebiegnes; es ist Gang und Haltung eines stolzen Kaufherrn von deutschem Schlag. Der grand laboureur liegt auf dem Meirplaze einer breiten Straße, in die eben aus durchbrochnem Nebel die Sonne fällt. Ich bin fromm und galant genug, nach Notre-Dame meinen ersten Gang zu richten. So leicht, so kühn, wie dieser filigranartig durchsichtige Thurm zuckt nur ein begeisterter, schwärmerischer Gedanke zum Himmel empor.

Hanns Amel, du kühner Baumeister, welch' verwegenen Einfall hattest du da! Aber der Einfall brauchte doch die Zeit von 1422 bis 1518, um in Stein fertig zu werden. Man muß 622 Stufen bis zur letzten Galerie ersteigen; wo man dann ein flaches Land weit überschauen, und den schwarzen Dampfschweif der Schiffe erblicken kann, die aus dem Meer in die Schelde einlaufen. Der zweite Thurm der Kirche hat dem ersten nicht mehr folgen können; die Buben des Gewerbes haben sich ihm an die Lende geklammert. Und so sehen wir an diesen beiden Thürmen die doppelte Bedeutung des Wortes Messe symbolisirt, das bekanntlich einen kirchlichen und kaufmännischen Sinn zugleich hat. Der eine Bruderthurm ist ein echter Priester geworden, der über die Kirche hinaus zum Himmel zeigt; der andre ist hübsch neben der Kirche bei Handel und Wandel geblieben.

Die niederländischen Kirchen suchen ihren Stolz in Glockenspielen. Notre-Dame hat eines von 99 Glocken, deren größte von 32 Menschenarmen gezogen sein will, um zu ertönen.

Diese stolze, steife Glocke hat aber auch einen hohen und stolzen Vathen gehabt: Kaiser Karl der Fünfte stand im Jahre 1507 bei ihrer Laufe zu Gevatter.

Die Kirche Notre-Dame ist ohne Zweifel die schönste in Belgien und weiter hin. Sie ist nicht so großartig und erhaben gedacht, wie der Kölner Dom, und ihre Fassade hat nicht jene edle Einfachheit, da sich besonders die Gallerie über dem Haupteingang zu breit macht; allein das Innere ist fertig, und übt seine Macht auf unsere Seele. Wir betreten mit Ehrfurcht diesen Wald hoch und schlank aufstrebender Säulenpfeiler der fünf Kirchenschiffe, und eine geheimnißvolle Gewalt ergreift uns. Nicht bloß unsere Seele wird empor gezogen, unser Körper sogar scheint von seinem Gewicht zu verlieren, und die Erhebung mitzufühlen, der unsere Seele hingegeben ist.

Mit dieser Macht über die Gemüther der Menschen hat die wahre und edle Kunst zu allen Zeiten sich gern dem erhebenden Dienste der Religion geweiht. Aber die Priester, eiser-

süchtig auf die Künstler, haben sie mit dem höhern Zauber zu überbieten gesucht, das Ueberfönnliche selbst den Menschen herab zu bringen. Doch — wie oft fiel es nur als eine Herabsetzung des Unbegreiflichen aus! Auch hier, wie wir weiter nach dem Chor hinauf wandeln, finden wir auf einem aufgeputzten, mit Rosenkränzen behangenen Gerüste die Himmelskönigin, der dieser edle Bau gewidmet ist, in Gestalt einer spannenhohen Puppe ausgestellt, in einem Kleidchen aus buntem Brokat, mit steif gezogenen Fältchen. Diese frommen Niederländer erheben auch längst nicht mehr den dumpfen Blick nach jenen hohen Gewölben, zu denen die Pfeilersäulchen aufstreben: sie beugen das Knie — vor dir, du hohe Mutter, die du deinen Kindern dich als Puppe beschereest, da, wo uns doch diese himmelfahrenden Steine deines Hauses den Armseligkeiten des Lebens entheben wollen. Ja, du Barmherzige, breite dein Brokatkleidchen über sie aus, und gönne ihnen Kinder zu bleiben. Ach! die Fältchen deines Gewandes sind wunderthätig genug, ihre blo-

den Augen vor dem Glanzvollgöttlichen zu schirmen.

Auf dem Hochaltarblatte wird die jungfräuliche Mutter von einer Schaar Engel gen Himmel getragen. Das Bild ist von Rubens, aber auch noch niederländisch genug. Madame Rubens hat ihm zur Jungfrau gegessen, und der berühmte Künstler war ein viel zu artiger Ehemann, als daß er der reizenden Füße und der behaglichen Gemüthsruhe seiner Gattin mit dem Pinsel irgend einen Abbruch hätte thun sollen. Auch scheint es der gelassenen Frau Rubens unter dem Sitzen gar nicht himmelfahrtlich zu Muthe gewesen zu sein. Nach himmlischen Bekanntschaften sieht sie nicht verlangend aus, und was die dicken Engel tief unter ihren Flügeln so derb hervorstrecken, scheint ihr aus der Kinderstube hinlänglich bekannt vorzukommen. — Im übrigen, was zur Naturwahrheit der vielen Köpfe und Gestalten, zur Schönheit der Gruppierung, zur Harmonie der Farben gehört, verdient das erstaunliche Bild die Bewunderung, die es immer gefunden hat.

In den vielen Seitenkapellen, an den Altären und Beichtstühlen findet man einen unübersehbaren Schatz von Gemälden, Bildhauerei und Schnitzwerk. Ueber dieser Besichtigung ging das Hochamt an, und ich entfernte mich mit dem Vorsatze, zum Meisterstücke des Rubens, zur Kreuzabnahme, wieder zu kommen. Denn unter der Messe duldet der Kirchendiener nur kniende, händebefaltende Andacht.

Die düstere Andacht hat ein anderes auffallendes Werk an der Paulskirche, im Geschmack der Dominicaner, errichtet, denen diese Kirche gehört. Es ist ein Calvarienberg, in einem Gärtchen an der sonnigen Seite der Kirche aus schwärzlichem, porösem Stein bis an die hohen Fenster empor geführt. Große Muscheln sind hier und dort als Schmuck eingesetzt. In den kleinen Abtheilungen des Gartens und in erhöhten Felsgrotten erblickt man lebensgroße Steinbilder, meist Büßende von alt- und neutestamentarischer Bekanntschaft, z. B. den König David und den weinenden Apostel Petrus, der seinen f. g. Nachfolgern in Rom zwar etwas von seiner Verläug-

nung des Herrn, aber nichts von seinen reumüthigen Thränen vererbt hat. — Das Groteske, in welcher Religion es auch dem Volksglauben dienen mag, übt eine eigenthümliche Macht auf den ungebildeten Menschen aus, und prägt dem Angesichte des Gläubigen einen besondern Zug ein. Ich erkannte diese Signatur an meinem Führer, als er mich durch die dunkle Thüre der Kirchenvorhalle in den Kalvarienberggarten einführte. Seine Miene ward immer gespannter, je mehr Namen der hier versammelten Steingestalten er mir nannte; bis er mich endlich bebend in eine düstere Grotte brachte und in eine Seitenspalte schob. Bücken sie sich, flüsterte er mir in seinem niederländischen Französisch zu, hier liegt der heilige Leichnam unseres Erlösers! Der in's Grab Blickende mußte wol niederknien, wenn er sich nicht die Stirne zerstoßen wollte. Es lag eine stille Ueberredungskraft in dieser Einrichtung.

Bald ward ich doch der vielen Kirchen, der zahllosen Bilder und der großartigen Schnitz-

werke müde. Ich sehnte mich nach Bildern des Lebens. Das Leben ermüdet uns nicht, wenn es uns zerstreut; die Kunst aber erquicht nur, wenn sie uns zur Sammlung hilft. — Durch verschlungene Gassen gelangten wir auf der nördlichen Seite der Stadt zu den berühmten Baskin. Wimpel und Flaggen wehten mit allen Farben der handeltreibenden Welt; sie spielten lustig im Winde, der von der Schelde herüber blies. Im Uebrigen feierte die Thätigkeit, die an Wochentagen diese weiten Räume beleben mag. Zwischen dem kleinen, durch Schleusenwerk mit der Schelde verbundenen Wasserbecken und dem größern, das wol für vierzig Linienschiffe Raum und Schutz vor dem Eisgang der Schelde bietet, liegt das alte Hansenhans, und erinnert an die damalige Machtperiode Antwerpens.

Die Stadt Brügge war für ihren, am Erzherzoge Maximilian verübten Uebermuth von Kaiser Friedrich durch zehnjährigen Verschuß des Hafens von Sluys gezüchtigt worden. Der Handel, der bisher über Brügge gegangen war, und die Einwohner eben so hochfahrend gemacht

hatte, zog sich in dieser Zeit nach Antwerpen, und gründete da die größten Geschäfte der Welt. Ost- und Westindien begegneten sich hier in ihren Produkten; die Italiener und die Hanse hatten hier ihre Niederlagen. Hier war das schlagende Herz des Weltverkehrs, und die Schelde war seine Hauptschlagader. Für Erwerb und Genuß gab es hier beständige Springslut. „Zwei, dritthalb hundert Masten erschienen öfters auf einmal im Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehr Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief die Zahl zu acht bis neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehr Kutschen durch die Thore ein; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauernkarren und Getreide- fuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg.“ — Mit diesen Vollaufungen des Lebens drangen auch die neuen Gedanken des Jahrhunderts nach Antwerpen. Die Reformation fand lebhafteste Aufnahme. Aber gerade der westphälische Friede, der dem Religionskrieg

ein Ende machte, verschloß auch die Schelde. Die große Pulsader stockte, das alte Herz der Hansa schlug nicht mehr, und Amsterdam erweiterte sein Handelsleben. Erst durch Napoleons Gunst erholte sich Antwerpen wieder. Er ließ diese beiden Bassins graben und mit Quadern auslegen. Mit dreizehn Millionen Franken wurden dem Handel zwei Kiemen geschaffen, mittelst deren er wieder durch die freie Schelde zur See athmete. Schiffbau und Schifffahrt schöpften neues Leben, und gewannen neuen Schwung. Anfangs bangten die Antwerpner Handelsleute vor dem übeln Einfluß eines großen Waffenplatzes und Kriegshafens auf den Handel; bis Napoleon den Kriegshafen und Handelshafen aus einander zu legen befahl. Heut träumen die Antwerpner noch zwischen ihren großen Projecten vom großen Kaiser. Ihr König freilich könnte diese Bassins nicht bauen und keine Häuser am Strande zur Verbindung des Hafens mit dem Werft niederlegen: die Macht, die ihm fehlt, und die Constitution, die das Land hat, hemmen ihn.

Eine große Brigg, die eben von ihrer ersten Weltfahrt nach Batavia noch glänzend zurück gekommen war, lockte mich zu einer flüchtigen Bekanntschaft auf ihr hohes Verdeck, in ihre saubern Kajüten, in die ungeheuern Waarenkeller. Der Wächter des Schiffes erklärte mir, so gut er zwischen deutsch und französisch fort kommen konnte, die Vortrefflichkeit der jungen Gebieterin, der er dient. — Wo werden einst die letzten Rippen dieser noch so fahrtenlustigen Brigg versinken und vermodern? Diese Frage kam mir beim Anblick eines fast gänzlich verwitterten Bootes, das, schon zu Napoleons Zeit aus der Schelde gehoben, nun in der Nähe des Schleusenwerkes daliegt, wie ein vorweltliches Skelett von verwandter Gattung dieser aufgetakelten und noch mit Segelwerk athmenden Fahrzeuge. —

Am Kai wogt es von Menschen, die an der Schelde hin und wieder wandeln, oder vor den Thüren der Estaminets frühstücken. Auch ich setze mich vor einer ganz artig aussehenden Wirthschaft. Es ist schon lockend genug, ein lebendes

Bild mitzumachen, wie es so mancher niederländische Pinsel dargestellt hat. Die mit Rothwein gefüllten Kelchgläser fehlen auf den saubern Tischen nicht; allein, was auch die freundliche dicke Wirthin auf Tellern und in Flaschen bringen mag: den Genuß des Auges überbietet sie nicht. Vor mit schwillt die Schelbe auf. Das Leben der See, Flut und Ebbe, pulst in diesem riesigen Arme, den das ferne Meer um sein altes liebes Flandern schlingt, wobei es den Elbogen auf Antwerpen setzt. — Antwerpen? Woher dieser Name? Von aen't werp — am Werft, am Gestade? Oder, was bedeutet die Fabel von einem Riesenungeheuer, das in dunkler Zeit hier gehaust, und Allen, die ihm keinen Tribut entrichteten, die Hand abgehauen und in die Schelbe geworfen habe! Hand werpen. Gewiß war es der Flußgott oder ein gewaltthätiger Dynast, der die Werke der Hände, der aderbauenden und gewerbsthätigen, auf der Schelbe zu Schiff brachte, und die faulen Hände abhieb.

Vor uns liegt am linken Ufer die Tête de Flandre, und ein Dampfschiff fährt hier regelmäßig

über. Rechtshin folgt an einigen Forts entlang der Blick den Ausschweifungen der Schelde nach dem Meere zu; links zwischen kleinen Fahrzeugen schweift das Auge über den Spiegel des Stroms, und verliert sich in der Richtung nach Gent zwischen den Bäumen der fernsten Ebene.

Endlich brechen wir auf und treten beim Arsenal wieder in die Stadt. In dieser Straße finden wir noch die Spuren der letzten Belagerung. Sie führt hinaus nach der Citabelle. Diesen Häusern sind damals Schußwunden geschlagen worden, die den Brand nach sich gezogen haben. — Es befreundet, eine Bastei vor sich zu sehen, die so platt in der Ebene liegt. Man denkt an Ehrenbreitstein, das so trotzig sich am Berg hinauf streckt, und hoch herab droht. Ein weiter oberer Platz, ein baumloser Plan, liegt vor der Citabelle. Der Führer brachte mich mit wichtiger Miene nach der Stelle, wo bei der letzten Belagerung der nun begrabene Herzog von Orleans in den Laufgräben gearbeitet hatte. Es hätte auch jede andre Stelle sein dürfen: es wäre mir eben so gleichgiltig gewesen.

Im grand Laboureur war kleine Tischgesellschaft. Meine Nachbarn, zwei Paar Holländer, zogen mich, heitrer und artiger, als ich mir's von Holländern erwartet hätte, in ihr Tischgespräch. Sie kannten die Rheingegenden nicht, und waren im Begriff, die Ufer der Maas zu bereisen. Allen Anzeigen nach war es ein jüngst vermähltes Paar, das die Honigwochen reisend genießen wollte. Das andre Paar, Schwester der Frau und Freund des Mannes, lächelte so befangen in die Ausgelassenheit der Neuvermählten hinein und eisz das andre an, als ob sie denselben Honig auch bald auf ein paar Reisewochen streichen möchten. Nur unter solchen Voraussetzungen ward mir so viel Laune und Lustigkeit an Holländern begreiflich. Man weiß ja, daß auch die auf dem Boden der Flüsse wachsenden Gräser gerade während der Zeit ihres Blühens, ihrer Liebe, sich über das Wasser heben, und mit den lustigen, sonnigen Wellen flott werden.

Nach Tische besuchte oder besah ich vielmehr die Börse. Ein großartiges, etwas alterthümliches

Gebäude aus der guten Antwerpner Zeit. Ein offener, 200 Fuß langer, 160 Fuß breiter Hof, nach vier Seitenstraßen offen, ist mit bedeckten Gängen umgeben, die auf eisernen Bögen und auf vier Reihen Säulen von bläulichem Stein ruhen. Ueber diesen Gängen sind die großen Säle für die Geschäfte, die Handelskammer und das Handelsgericht. Auf zwei Seiten des Vierecks, einander gegenüber, erheben sich zwei Thürme aus behauenen Steinen. Eine Glockenuhr und eine Sonnenuhr regeln die wichtigen Geldgeschäfte, und auf benachbarten Dächern lauern drei Telegraphen, um die abgemachten Course schnell nach Brüssel zu gesticuliren.

Diese alte, kokette Börse hält die Antwerpner Handelsherrn bei Tage so bezaubert, daß die junge Bühne mit ihren lockenden Abendreizen neben ihr nicht aufkommen kann. Dieß neue Theater ist seit 1834 fertig. Man rühmt das meisterhafte Bauwerk und die innern Ausschmückungen. Auch ein Brustbild mit Schiller's Namen steht in der Reihe der antiken und modernen dramatischen Dichter, deren Bildnisse in
König, eine Fahrt nach Ostende.

kleinen runden Nischen den Bau von außen zieren und charakterisiren. Was kaufmännischer Stolz zu einem solchen Werke leisten kann, ist richtig geschehen: der Bau soll über eine Million kosten. Aber er steht viel öfter, wie heut, geschlossen, als geöffnet da; denn die Antwerpner finden wenig Geschmack am Theater. Ihrer Gegend fehlt es ja auch an Couliissen der Berge. Mit hohen Kirch- und Rathhausthürmen greift dies Niederland nach den Wolken, als ob es sich an diesen Garbinen ein wenig in die Höhe helfen möchte, ein wenig über's Meer empor, das ihm zum üppigen Puge des bürgerlichen Lebens immer wieder die alten Sandsocken, die graugelben Dünen, an die Füße spielt. Der materielle Niederländer hat bis jetzt sein höchstes Ideal im Gebiet der Malerei erreicht, in der die Materien nachgerade fließend werden. Musiker von Bedeutung hat Belgien noch nicht geliefert; Dichter — versuchen sich eben in flamändischem Gesieder.

Ich folgte diesen Antwerpnern, die, so behaglich aussehend, so wohl gekleidet, am Sonntag Nachmittag in's Freie gingen. Man besuchte den

Harmoniegarten, dicht unter der Laurentius-Brille der Citabelle. Hier spielte Musik, und die feinere Gesellschaft fand sich zu feinern Genüssen ein, als jene Bürger, die nach Berchem, ein Viertelstündchen vor der Stadt, gingen, und sich vor den Estaminets zu ihrem trüben Bier setzten. Ein Rennen, Fahren, Reiten, wie etwa in Frankfurt an einem schönen Sommersonntage, war es nicht. Diese behaglichen Gestalten, dies wohlige Aussehen, diese derben Mienen erinnerten zwar an Frankfurt; aber wie träg und gemessen ging alles zu! Man lachte nicht laut, man sang nicht an den Tischchen unter den Bäumen, wie's der Hochdeutsche liebt. Und nun fielen auch die breiten flamändischen Worte dazwischen. So war ich also doch weit von Hause und allein! Ich wandelte zwischen diesen gelassenen Bürgern umher, ich folgte den Herren und Frauen, die sich nicht zum Bier setzten, sondern nach dem nahen Park spazierten. Es sollte mir durchaus etwas Bekanntes begegnen. Da winkte mir über der Thüre eines Estaminet die flamändische Ueberschrift: In den Hert Herberg, — „im Herz Herberg.“ Aha, dachte

ich, nun weißt du, wo du einkehren kannst. Das Herz ist die Herberge des Einsamen.

Aber welch' ein trauriger Park ist das für eine Stadt, wie Antwerpen! In Form eines Klades angelegt, so daß die einzelnen Gänge wie Speichen nach der Klade des Klades zusammenlaufen. Das Buschwerk ist nicht bloß verstäubt, sondern auch verwildert, die Sandwege sind vernachlässigt, die wenigen Bänke verwittert. Im Mittelpunkt des Gartens ruhte ich mich aus, und wollte mir die Vorüberwandelnden aus meiner Herberge betrachten, aus der Herberge in den Hirt: aber es kam nichts Erquickliches vorüber. Ich bekam eine wahre Sehnsucht, etwas Schönes zu sehen, etwas Gutes zu hören. Da streckte sich zwischen den hohen Bäumen der feste Thurm der Kathedrale hervor, und mir fiel ein, daß ich „unserer lieben Frauen“ noch einen Abendbesuch zu machen hatte.

Im Säulenwalde der Notre-Dame war es leer und still zu nennen, obschon im rechten Sei-

tenschiffe gepredigt wurde. Die kleine Versammlung verschwand hinter den Pfeilern, die flämischen Worte verhallten in den Gewölben. Ich stand vor dem Bilde der Abnahme vom Kreuze. Der Abendschein fiel durch die hohen Fenster auf dies anerkannt höchste Kunstwerk von Rubens. Die Farben glühten mehr und mehr, die Gestalten wurden lebendiger. In der That, was Lebendigkeit der Darstellung betrifft, ist es ein Wunder des Pinsels. Ein Zug ist hierin charakteristisch. Petrus, der über den Arm des Kreuzes gelehnt den Körper abnehmen hilft, hält den Zipfel des Einschlagetuchs, worin der Leichnam ruht, mit den Zähnen fest. Wie der Apostel in seiner Geschäftigkeit, geht der Maler in seiner lebendigen Composition fast über das Edle hinaus. Vielleicht fand der Künstler dies Aufgebot lebervoller Handlung nöthig, um den Beschauer vergessen zu machen, daß der Mittelpunkt derselben eben ein Leichnam ist, von göttlichem und menschlichem Leben verlassen. Eben so ist es dem Maler gelungen, das starre Kreuz hinter der Gruppe seiner herrlichen anmuthvollen Gestalten zu verstecken.

Dennoch hat dieß erstaunliche Bild beim ersten Anblick nicht den überwältigenden Eindruck auf mich gemacht, wie früher die sirtinische Madonna Raphael's in Dresden. Wie? hätte denn himmlische Ruhe mehr Uebermacht über unser Herz, als irdische Thätigkeit? Wäre eine geheimnißvolle Erscheinung begreiflicher, als ein so faßlicher Vorgang? Oder wäre Raphael's Pinsel in der Offenbarung des Unendlichen noch wunderbarer gewesen, als Rubens in Anschaulichkeit endlicher Leiden?

Seltamer Weise erinnerte mich doch ein Bild an das andere. Am Ende war es bloß eine entfernte Aehnlichkeit im Grundriß beider Gemälde. Es ist die paarweise Vertheilung der Gestalten von unten nach oben. Am Fuße des Kreuzes die beiden Frauen gebückt und kniend, vertreten die beiden Engelsköpfe auf der Brüstung des Raphael'schen Bildes, und die weinende Magdalena ist dort nicht weniger schön, als hier der Engel, der das Häufchen so trozig unter's Kinn stemmt. Dann erheben sich über beiden Frauengestalten Maria und Johannes, wie bei Raphael

Sixtus und Barbara das mittlere Feld einnehmen. Aber wie stehen sich hier wieder himmlische Ver-zückung und menschliches Leiden entgegen! Der edle Jünger, auf die linke Hüfte zurückgelehnt, empfängt mit leidvoller Anstrengung den vom Kreuze gesenkten Leichnam; während auf der andern Seite eine Mutterangst um den entseelten Körper die Gestalt Marias vorwärts beugt. — Statt der Jungfrau mit dem Kinde in seliger Verklärung bei Raphael erscheinen in der Höhe des Rubens'schen Bildes zwei heftig angestrengte Gestalten, — die beiden Apostel, die über die Arme des Kreuzes vorgebeugt, den Leichnam niederlassen. Es geht nichts über die Naturwahrheit und Berwegenheit der Zeichnung dieser schwebenden Gestalten. Raphael macht seine zwei obersten Figuren zum Gipfelpunkt einer hohen Erscheinung; Rubens hat einen Mittelpunkt seiner zwei knienden, zwei stehenden, zwei schwebend-hangenden Personen an dem Leichnam, der in einem weißen Tuche schräg hangend vom Kreuze herabgelassen wird. Gerade um den Entseelten bewegt sich das dargestellte Leben, — die ange-

strengte Arbeit der Männer, die tiefsten Schmerzen der Frauen. Leiden und Leisten ist so tief-sinnig vertheilt, wie die Gestalten, denen beides zugemessen, bedeutsam angeordnet erscheinen. Dabei tritt an den Aeußerlichkeiten der einfach großen Composition keine Nachlässigkeit ein, so daß Gewandung, Beleuchtung, Farbenton, Carnation nichts vermessen lassen, und die Kühnheit der Zeichnung durch ihre Correktheit gehalten wird.

Auf den beiden Flügeln des Bildes erscheint links Maria zum Besuche bei Elisabeth. In der Leibesgestalt der Jungfrau verräth sich der verborgne Keim jener göttlichen Frucht, die auf dem Hauptbilde vom Kreuzesbaume gebrochen wird. Rechts ist der alte Priester Simeon dargestellt, wie er in seiner begeisterten Weissagung über den Knaben auf die ewige Weltbedeutung jener ersten mütterlichen Hoffnung und dieses letzten Mutter-schmerzes hinweist. Doch, was wäre nicht Alles noch über das herrliche Bild zu sagen!

Vielleicht ist manchem Leser die Entstehung desselben unbekannt. — Rubens hatte sich ent-

schlossen, in Antwerpen seiner Kunst und den schönen Wissenschaften zu leben. Er baute sich ein Haus zwischen seinem eignen und dem Garten der Büchschützengesellschaft. Darüber gerieth er mit dieser Gilde in Zwist. Die Fundamente seines Hauses griffen nämlich in den nachbarlichen Garten über; doch wollte Rubens auf den Einspruch der Gesellschaft nichts an seinem Riß ändern. Ein übler Prozeß drohte, bis der Innungsvorsteher, zugleich des Malers Freund, eine gütliche Uebereinkunft dahin zu Stande brachte, daß man dem Rubens das Stückchen Land überließ, er aber dafür ein Altarbild in die Cathedrakapelle der Gilde eigenhändig malen wollte. Man verlangte etwas aus dem Leben des heiligen Christoph, des Schutzpatrons der Büchseugesellschaft. Rubens hielt sich aber an die Wortbedeutung des Namens Christophorus, der einen „Christusträger“ bezeichnet; malte daher die Gruppen, die vorhin angedeutet sind, — wie Christus nämlich unterm Herzen der Mutter, auf den Armen des Priesters, am Querbalken des Kreuzes und von den Händen derer getragen wird, die ihn im Tode vom Kreuze

abnehmen. Allein die Büchschützen waren wenig zufrieden mit dieser poetisch-malerischen Auffassung: sie wollten nun einmal etwas von ihrem hohen und langbeinigen Christoph sehen. Also schlug Rubens die beiden Flügel des Bildes zu, und malte ihnen auf die Außenfläche desselben einen riesigen Christoph. Neben demselben brachte er aber, als stillen Spott auf die Kurzsichtigkeit der Herren Schützen — eine Nachtule an.

Inzwischen hatte die Kirche sich mit Menschen gefüllt; die Abendandacht begann unter schönem Wechselgesange jugendlicher Stimmen, der mich lange festhielt.

Was ein hoher Bau, ein herrliches Bild, eine hohe Musik über unsern Geschmack und unsere Stimmung vermag, und wie echte Kunst beide veredelt, sollte ich noch erfahren. Mein Führer von heute morgen erwartete mich am Thore des Gasthofes. Er hatte mich überredet, mit ihm ein Wirthshaus am Kai zu besuchen, wo nach eingebrochener Nacht die Matrosen mit aufgepugten Dirnen einen Ball hielten, dem man gegen ein Eintrittsgeld zu sehen konnte. Eine so wilde Lustbarkeit kennen

zu lernen, schien mir nicht uninteressant; wie man auch an einem Seeplage nicht versäumt, die verschiedenen Seefische zu verkosten, so schwer verdaulich sie sein mögen. Jetzt aber widerstrebte mein Sinn einem so wilden Vergnügen, — ich entließ den Führer und brachte meinen Abend im freundlichen Gastzimmer zu.

Als ich andern Morgens erwachte, war der Tag voll angebrochen. Von den nachbarlichen Dächern sahen die einfachen Telegraphen der Börse noch immer müßig herüber. Auch der grand Laboureur schlief noch sammt dem Garçon, der mich hatte wecken sollen. Ich weckte mir ihn nun selber, und kaum hatte ich den Schläfrigen so weit in die Kleider getrieben, daß er das Haus-
thor öffnen konnte, so fuhr auch schon der Eisenbahn-Omnibus für den ersten Bahnzug an. Bezahlen konnte ich doch noch, aber nicht mehr frühstücken. Ich vertröstete mich auf die Restauration im Bahnhofe zu Mecheln.

Sobald wir den „alten Gott“ hinter uns hatten, — so heißt nämlich von einem vorchristlichen Götzen her der Weiler für die erste Eisen-

bahn-Station von Antwerpen — ward mir frisch und fröhlich um's Herz. Ich freute mich zu Mittag in Lüttich zu sein, und über Nacht Aachen zu erreichen.



Liebe auf der Eisenbahn.

Novelle.

In der Frühe des heitersten Sommermorgens fuhr Franz Auer aus dem Posthaus in Aachen die neue Straße hinauf nach dem Eisenbahnhof. Er hatte Brüssel besucht, Aachen gesehen und wollte heut mit dem ersten Wagenzuge nach Köln und Koblenz zurückkehren. Die Straße war noch sehr still, und wie Franz durch das hinterste Fenster des Omnibus die schönen Häuser beschaute, redete ihn der Kondukteur von dem schmalen Sitz außerhalb des Eingangs an: Nicht wahr, mein Herr, hübsche Häuser? Paläste, wenn man will! Und vor fünfzehn Jahren war hier

noch Alles lauter Ackerfeld. Weiter oben werden Sie auch noch einzelne Beete zu Bauplätzen zwischen den neuesten Häusern liegen sehen. Ja, so rasch nimmt seit dem lieben Frieden die Bevölkerung der Städte und die Geschäftigkeit der Menschen zu, wenigstens am Rhein.

Gewiß! erwiderte Franz; und die junge Eisenbahn wird hier bald noch Manches erwecken. Ueberhaupt stellt sich unsere Zukunft immer mehr auf Eisenbahnen, und es ist zu hoffen, daß nicht bloß die materiellen Gewinnste, sondern auch die Gedanken und Gefühle der Menschen sich da immer lebhafter bewegen. Der brausende Dampfer, der den Zug anführt, ist zugleich ein Sinnbild dessen, was hinter ihm vorgeht: so rasche Bewegung entzündet nämlich auch die Seelen, und wie sie Blut, Herz, Phantasie in lebhafteren Schwung setzt, entwickeln sich geistige Dampfkkräfte für das Leben — gebundene Gedanken, aufgeweckte Entschlüsse, manch neues, elastisches Wagniß. Sogar die Kraft und Schönheit des Menschenschlags muß dabei gewinnen, in dem Maße, als die stockenden Bevölkerungen gerüttelt, die verkommenen Volks-

stämme aus verschiedenen Gegenden gemischt werden. Denn hoffentlich sollen hier nicht allein die güterschaffenden, sondern auch die um Liebe werbenden Hände einander begegnen. In einem ausgebauten Eisenbahnnetz werden auch Herzen gefischt werden. Lachen Sie nicht, Herr Kondukteur! Man wird künftig nicht nur auf Eisenbahnen reisen, sondern auch freien, so frank und frei, wie ja das glückliche Geschlecht der Vögel sich ebenfalls im Fluge findet und paart!

Nun, nun! lachte der Kondukteur. Nicht wahr, Sie heißen Franz Auer?

Ganz recht! Aber wie kommen Sie eben darauf, Kondukteur? —

Ich lese da auf dem gelben Umschlag Ihres niedlichen Buches: „Deutsche Gedichte von Franz Auer.“ Und da Sie sich nun so poetisch ausdrücken, so —! Aber, Herr Doktor, wir wollen uns doch ein wenig in Acht nehmen mit dem raschen Freien! Was man so im Fluge fängt, ist oft nur ein loser Vogel. Ich hätte meine Frau, zum Beispiel, auch aus keinem Omnibus nehmen mögen, obschon ich ja von Omnibus lebe. Omnibus ist mir auch

ein zu bedenklich Wort beim Freien; heißt es nicht: Für Alle? Ha! ha! Nein, nein! Für Alle ist nicht für mich. — Ich bitte um fünf Silbergroschen! Meine Herren, fünf Silbergroschen für die Fahrt!

Man war eben im Bahnhofe angelangt. Das Gepäck ward abgeladen, gewogen, mit Ziffern beklebt. Während dessen konnte Franz nicht unterlassen, einen Blick über die schöne Gegend zu werfen. So eilte er auch mit seinem eingelösten Billet gleich wieder nach einem Fenster des Versammlungs-saales. Da breitete sich unter ihm die alte Kaiserstadt in voller Morgensonne aus. Rechts auf der vorspringenden Höhe glänzt eine einzelne Kirche; von da zieht ein Wald links hin, und bildet mit dem angepflügten Höhenzuge den Hintergrund des warmen Thalschooßes, in welchem die Stadt mit ihren spizen und edigen Thürmen, und mit den ziemlich verzettelten Häusern ruht. Das alte Rathhaus mit zwei Thürmen, die achteckige Münsterkirche überragen Alles. Franz träumte sich noch einmal in die alten Zeiten zurück, da unter Karl dem Großen diese Kirche angefangen ward. Durch Feuersbrünste und Zerfall hat sie sich, herge-

stellt und erneuert, in ihrem alten An- und Aussehen erhalten, während Paläste, Böder, Wasserleitungen und womit sonst der große Kaiser seinen Lieblingsaufenthalt ausgestattet hatte, der Zerstörung heimgesunken sind.

Aus dieser Betrachtung wachte ihn die scharfe, heftige Stimme eines Mannes. Wie er sich umsah, standen dicht hinter ihm zwei junge Frauenzimmer mit buntgewirkten Reisetaschen am Arm, und blickten ihn an; aber betroffen, die eine lachend, die andre erröthend, wendeten und verloren sie sich unter die zahlreichen Fremden, die der Abfahrt harrten. Vielleicht hatte die edle Gestalt, oder die etwas auffallende Reisetracht des jungen Mannes an einen Bekannten erinnert, und ihre Aufmerksamkeit erregt; vielleicht war auch das freie, stolze Aussehen des jungen Fremden überraschend für sie: genug! sie hatten sich bis an die noch verschlossene Ausgangsthüre zurückgezogen. Franz näherte sich ihnen, indem er sein Buch einsteckte. Die kleine Blonde lächelte ihn unbefangen an; die Schlanke warf aber bei seinem Herantreten einen besorgten Blick nach dem so heftig sprechenden Manne, der

König, eine Fahrt nach Ostende.

sich gegen einen ältern freundlichen Herrn, jedoch den Umherstehenden, wie es schien, zu Gehör, mit viel Selbstzufriedenheit über die Folgen ausließ, die der unerwartete Tod des Herzogs von Orleans für Frankreich und Europa haben mußte. Der Sprechende war ein Mann in den Vierzigen, sehr sorgfältig gekleidet, mit einem Schnurrbärtchen. Er trug gelbe Glanzhandschuhe und einen Stock mit goldnem Knopfe, auf den er das Kinn zu stützen liebte.

Ehe noch Franz die beiden Mädchen auf schickliche Weise anreden konnte, öffnete sich die Thüre, und Alles eilte in den Hof hinaus den Wagen zu, die nach drei Klassen angeordnet, in langem Zuge da standen. Der vorgespannte Dampfer leuchte stoßweise seinen heißen, heftigen Athem aus. Franz folgte den beiden Mädchen nach dem Wagen, den sie sich aussuchten. Der schwebende Gang, die edle Haltung der Schlankeu zog ihn mächtig an. Sie schwang sich in einen der größeren Wagen und nahm Platz an der vorderen Wand, wo man geschützter gegen den Luftzug sitzt, unmittelbar an der Seitenöffnung, deren streifiger Vorhang aufgerollt.

in Schnallenriemchen hing. Ihr zur Seite setzte sich die kleine Blonde, und Franz bemächtigte sich im Gedränge des Plazes unmittelbar vor den beiden, indem er ihnen jedoch nicht den Rücken zukehrte, sondern sich ihnen entgensetzte. Dies konnte er gegen die Anordnung der Bänke nicht thun, ohne um Entschuldigung zu bitten, und so war das Gespräch leicht und natürlich angeknüpft. — Diese Bänke sind eigentlich eingerichtet, sagte er, um hinter einander zu sitzen; aber — Sie verzeihen, meine Damen, ich kann so viel Gefahr mir nicht so nah am Rücken wissen, sondern muß sie hübsch im Auge halten. — Lauter aber, und gegen die Umherstehenden gewendet, fügte er hinzu: Das Rückwärtsfahren ist mir fatal! Ich genire Sie doch nicht? —

Der Wagen war beinahe gefüllt, und die schöne Schlanke hatte schon etlichemal unruhig hinausgeblickt, als endlich die beiden Männer heran kamen. Der alte freundliche Herr nickte den beiden Mädchen beim Einsteigen zu, indem er fragte, ob es ihnen dort nicht zu sehr ziehe.

Gar nicht, Vater! rief die Blonde, wir haben

uns ja gerade beschweden an die vordere Wand gesetzt, weil's da weniger zieht.

Der Andere aber eiferte, während er sich breit zurecht rückte: Es ist eine Schande! Ich sag' es immer, es ist keine Ordnung auf der Nachener Eisenbahn. Da hält man einen aparten Wagen für die Rauchenden. Und nun setzen sich drei Bursche — gewiß sind es Studenten — mit den Pfeifen hinein und qualmen, — drei Menschen, wo mindestens zwölf Platz hätten, und die Damen müssen sich nun in die andern Wagen drücken, die besetzt sind. Ich rauche denn doch ebenwohl; allein man muß auch wissen, wo und wann die Cigarre in der Dose bleiben muß. Donner und —!

Nun, nun! sagte der Alte. Auf den belgischen Eisenbahnen wird in jedem Wagen geraucht. Auf der Reise muß man freundlich gegen einander sein!

Jetzt gab eine Trompete das Zeichen zur Abfahrt, eine zweite wiederholte es; ruckweise zuckten die Wagen an, der Dampfer leuchtete schneller und immer hastiger, und da glitt der Zug hin.

Die Gesellschaft sah größtentheils ziemlich nüchtern und verschlafen aus. Die Meisten blieben

stumm; Etliche brachten noch die Reste ihres unterbrochnen Frühstückes nach und nach aus den Taschen und Handkörbchen hervor. Nur der Unzufriedene, wie wir den lauten Sprecher nennen dürfen, unterhielt sich fast ununterbrochen mit dem lächelnden Alten, und zwar immer lauter, wenn auf manchen Strecken der Bahn, oder bei rascherem Fahren, der dumpfe Lärm des Wagens ihn, den Sprechenden, zu überbrummen drohte. Wie er, dem nichts recht war, was vorkam, wirklich als ein Unzufriedener erschien, konnte er auch wohl der Rechthaberische heißen, weil er keinerlei Widerspruch, nicht einmal den sanften seines älteren Reisegefährten vertrug. So fand er auch gleich zu tabeln, daß die Wagenaufseher die revidirten Billete der Reisenden mit kleinern Abrißse bezeichnen. Und noch früher vor der Stadt, hatte er den großartigen Viadukt, der über prächtige Brückenbogen hin die Bahnzüge hoch über dem Thale wegträgt, — einen backsteinernen Aquadukt genannt. Auf die lächelnde Berichtigung des Alten, daß es keine Wasser-, sondern eine Wegeleitung, ein Viadukt sei, entgegnete er schnöb: Pah, das ist all' Eins! Aquadukt —

Biadukt! Dukt bleibt immer hinten. Aber ein Schurke, wer sich duckt! Ich habe das Regiment quittirt, weil mein Obrist mit der Baschkirenmiene nur die Duckmäuser leiden konnte. Ich brauchte mich nicht zu ducken: ein Mann von Ehre und Geld duckt sich nicht. Ich duckte mich nicht.

Bei solchem lauten und oft lästigen Gespräch des Mannes mit dem Schnurrbarte blieb Emilie — so hörte Franz seine schlanke Schöne nennen — nichts weniger als gleichgültig. Vielmehr wurde sie in dem Grade befangener, als die Aufmerksamkeit des jungen Mannes für sie zunahm. Offenbar stand der Sprecher in einem näheren Verhältniß zu ihr: er konnte, seinen Jahren nach, ein Oheim, ein noch junger Vater oder ein gesetzter Bräutigam Emiliens sein. Ihre Aufmerksamkeit war zwischen ihm und Franz getheilt. Ihr besonders seelenvolles Auge schweifte hinüber und herüber. Sie erröthete, wenn des Jünglings lobernder Blick ihrem Auge begegnete; sie erblaßte, wenn ein scharfes Wort des hochmüthigen Sprechers ihr Ohr traf. Ob sie bangte, wohin das Eine wie das Andere führen könnte, oder besorgte,

beide Männer möchten am Ende noch aneinander gerathen: wer konnte es wissen! Dem liebebrütenden Franz entgingen diese ängstlich nach jenem Manne gesendeten Blicke Emiliens nicht; oder sie entgingen ihm leider! in dem Sinne, als er wünschte, — keiner derselben, ja kein Augenblinzeln der Geliebten sollte ihm verloren gehen. Er versetzte sich bereits in die lächerliche Schwärmerei, — dies formenschöne, seelen-sanfte, geisteshohe Geschöpf sollte ihm ganz und gar, ihm ganz allein angehören. Diese ängstlichen und mißmuthigen Blicke des zartfühlenden Wesens nach der hintern Wagenhecke ließen ihm keinen Zweifel darüber, — Emilie, mit dem sanften Wohl laut der Stimme, finde sich durch den scharfen und anmaßlichen Ton jenes Sprechers in Ohr und Seele verletzt. — Wenn ich doch dem widerwärtigen Menschen den Mund stopfen könnte! rief er, halb laut und halb herausfordernd, dem Mädchen zu, versichert, Emiliens Gedanken getroffen zu haben. —

Aber Emilie erbleichte, und Emma — wie der blonde Schalk hieß — brach in ein muthwilliges Lächeln aus.

Was habt Ihr denn dort zu lachen? rief der Rechtshaberische. Seid Ihr denn so gar spaßhaft unterhalten?

Haftig, als wollte sie den jungen Mann abhalten, etwas zu erwidern, faßte Emilie Franzens am weiten Paletot; zog aber eben so rasch die Hand wieder zurück, als Franz sich schon mit den Worten: Mein Fräulein? nach ihr umwendete und vernelgte.

Ich begreife nicht, wie man sich gegen alle Schicklichkeit so verkehrt setzen kann, Damen gegenüber! fuhr der Schnurrbärtige etwas gedämpfter fort. Ich wollte mich vorhin schon beschweren, daß die Bänke zu eng, selbst für Hintereinander sitzende sind. Ein wohlgewachsener Mann stößt mit den Knien an die vordere Bank. Sehen Sie nur, wie gezwängt ich sitzen muß! Und vollends einander gegenüber! Nur der mittlere Durchgang ist breit genug dazu. Von dort an setzt man sich einander gegenüber.

Franz hätte diese Bemerkungen, die offenbar auf ihn zielten, schwerlich überhört, wäre nicht eben sein Herz im bezaubernden Bann des Ed-

chens gewesen, womit Emilie in ihrer Verlegenheit ihn ansah; während sie ihre Reisetasche nach etwas durchsuchte, was sie zur Beschönigung oder als Grund ihres Anzupfens herausholen konnte. Endlich brachte sie, als ob sie es ihm habe zeigen wollen, ein niedliches Buch in farbigem Umschlag zum Vorschein. Franz erkannte sogleich seine Gedichte. — Poesie, du süße Berberin der Herzen! — Dieser Gedanke durchblitzte ihn, während er laut ablas: „Deutsche Gedichte, von Franz Auer.“ —

Wundersames Gefühl, mit welchem er, vor einem lieben Mädchen seinen eigenen Namen als einen fremden aussprach! Und doch auch wieder mit welchem Behagen that er es, als ob der Name plötzlich zehnmal bedeutender geworden wäre!

Gefallen Ihnen die Gedichte, schöne Emilie? fragte er.

Ja, gar sehr! erwiderte sie. Sie haben, wie wenige der neuern Gedichte, das Gute, daß man sie bei wiederholtem Lesen lieber gewinnt. Es sind doch himmlische Sachen darin.

Ach du mein Gott! himmlische Sachen! rief

Franz. Du himmlischer Poet, wenn sie dein irdisches Glück begründen könnten! O du seliger Franz Auer, du wohlrasirter Mensch, du am Koblenzer Gymnasium Docirender, wo steckst du jetzt, und hörst dein Lob nicht!

Es muß ein lieber, edler Mensch sein! — bemerkte Emilie.

Ach Gott, ein lieber, edler Mensch ist er, mein Fräulein! Man muß ihn lieb haben. Und unverheirathet, Emilie, — Garçon! Auch sonst nicht übel von Außen, — kurz —

Sie kennen ihn also? —

Den gottlosen Galgenvogel? setzte Emma schnell hinzu.

Galgen — ? Wie, mein Fräulein, rief Franz, meinen Sie dort den Raben, der über dem Wieschen hinstreicht, oder den Poeten dieser deutschen Gedichte? Er hat freilich den unglücklichen Namen Auer, der Ihnen nur die Wahl zwischen einem Auerochsen und einem Auerhahn läßt. Wenn Sie aber auch den Ochsen verwerfen und sich an den Hahn halten, der an Deutschlands frischem Morgen kräht: so ist doch der Auerhahn just kein

Galgenvogel zu nennen. Müssen Sie nicht vielmehr gestehen, daß er zartgefühlte, ja frommempfundene Lieder hat?

Der Auerhahn? fragte Emma. —

Nein doch, der Poet, der Franz Auer! Ernstlich, mein Fräulein! —

Ernstlich, mein Herr, fuhr Emma fort, gestehen Sie vielmehr, daß er auch wieder so kede Liebeslieder drein mischt, daß er deshalb gottlos heißen muß. Nicht wahr Emilie? Und von der Freiheit singt er so verwegen, daß er dem Galgen nicht entgehen wird. In Koblenz docirt er, sagen Sie? Mich wundert, daß er noch nicht auf Ehrenbreitstein wohnt.

Der Himmel sei Ihnen gnädig, Fräulein, wenn Sie einmal nach Koblenz kommen! drohte Franz. Und gegen Emilien sagte er: Fragten Sie nicht, ob ich ihn kenne? Er soll Ihnen Besuch machen, mein Fräulein. Sagen Sie mir nur, wo Sie wohnen, wo er Sie findet!

O mein Herr —!

Bei Gott, mein Fräulein Emilie! Franz Auer muß sich bedanken, daß Sie ihn mit sich in der

Tasche führen. Er kann es auch jetzt gleich thun, allein er trifft Sie dann nicht zu Hause, und muß daher eine Visitenkarte abgeben, mit umgekniffener Ecke, versteht sich, als — in Person dagewesen.

Franz sprach diese Worte mit dem schalkhaften Lächeln, das ihm so einnehmend stand, und zog dabei behaglich ein niedliches Täschchen hervor, nahm eine Visitenkarte heraus, und schnellte sie bei den Worten in Person mit graziöser Handbewegung auf Emiliens Schooß.

Emilie laß den Namen Franz Auer auf dem Glanzkärtchen; sie laß ihn auf dem rosafarbigem Umschlage des Buches. Was blieb ihr auch anderes übrig? Denn sie schlug die Augen nicht auf, sondern saß überrascht und betroffen. Und als sie nach einer Weile verzagt zu dem Gegenstande des gestochenen und des gedruckten Namens ausblickte, lag in dieser lächelnden Miene ein holdseliges Gemisch von Ergebung in das wunderliche Begehnß und zugleich von Unruhe, was daraus werden möchte. Diese Gebichte auf dem Schooße, die sich schon aus unbekannter Herkunft in ihr Herz ein-

geschmeichelt hatten, und nun selber so nahe bei dem einnehmenden Poeten, der die Empfindungen, die Träume, die Räthsel ihres Herzens als Zinsen seines Darlehns von ihrer Hand zu fordern schien; was regte sich da nicht alles so ängstlich in solcher Berührung der Seelen wie der Sinne! Wie wäre zu sagen, daß Emilie in diesem Augenblick ausgesehen? Wer mag errathen, was ein Mädchen, wie Emilie, zwischen eine solche Visitenkarte und einen solchen Büchertitel hinein träumt, oder dichtet?

Emma wünschte, der Schwester — wenn Emilie nicht bloß eine Freundin war — mit einem Scherz auf ihre Weise aus der Klemme zu helfen. — Aber, sagte sie, was haben Sie denn da auf der Karte für ein lateinisch groß D und klein r. vor Ihrem Namen stehen?

Das heißt Donner, lachte Franz, und bedeutet den Ruf, der meinem Namen voraus geht.

Nst! Nicht so laut, Doktor! rief Emma. Hüten Sie sich vor dem Wetter, das hinter Ihnen aufsteigt!

Der kleine blonde Schalk zielte damit offenbar

auf den finster beobachtenden Rechthaber mit dem Schnurrbarte und den gelben Glanzhandschuhen, die er nie auszog. Sie mußte freilich, wer dieser Mann für Emilien war, während Franz gar nicht auf ihn achtete. Und wunderbarlich genug, wie ja ein Wetter zuerst Staub aufzutreiben pflegt, betraf der jetzt ausbrechende neue Wortwechsel des Unzufriedenen gerade den Staub, welchen ein lebhafter Ostwind abwechselnd von beiden Seiten des Wagens reichlich hereintrieb. Der Rechthaber behauptete, es sei Rauch und Asche aus der Lokomotive; wogegen der sanfte Alte geltend zu machen suchte, daß es Erdstaub sei, von der Erschütterung des Dampfers aufgerüttelt und vom wirbelnden Winde emporgetrieben. — Andere Reisende ließen die Natur des Staubs hingestellt sein und wollten sich nur gegen denselben geschützt wissen. Das Rollgehang sollte wenigstens auf einer Seite herabgelassen werden, da, wo es eben am stärksten hereinwehte. Natürlich widersprach der Unzufriedene; er wollte freie Luft und Aussicht nicht gesperrt haben. — Es ist ohnehin eine langweilige Fahrt, sagte er. Ja, wenn's wenigstens Fenster wären,

die doch einen Ausblick ließen; aber diese gestreiften Vorhänge verfinstern die ganze Seite, wenn sie herunter gelassen sind.

Doch die Mehrzahl war für das Schließen, und so erhob sich ein kurzer, stämmiger Mann mit den Worten: Gucken Sie denn da drüben hinaus, Mynherr! — Er löste die Riemen mit Hülfe einiger Nachbarn, der Vorhang fiel herunter und schloß nun gerade die Seite, wo der Widersprecher saß. Dieser war zum Schweigen gebracht. Die dicke kupfrige Nase des Niederländers schien sehr drückend auf den Mund des Andern zu wirken. Er schwieg und streifte nur mit grollenden Blicken die an der andern, offenen Wagenbrüstung sitzende Gruppe der beiden Mädchen und ihres gesprächigen Poeten.

Zum Glück für diese fand er im ersten gereizten Augenblicke nichts an ihnen zu tadeln. Den zwischen Emilien und Franz hatte sich indeß ein ernstes Gespräch entsponnen, an einzelne Gedichte des jungen Mannes angeknüpft. — Gefinnungen, Anschauungen, Bilder nämlich, die beiden Mädchen anstößig oder auch räthselhaft geblieben waren; eröffneten jetzt ein Gebiet der Besprechung, in

welchem Emilien's schöne Seele und Franzens tiefer, auch des Ernstes fähiger Geist sich rascher und inniger durchdrangen, als es sonst für ein so flüchtig sich begegnendes Paar Gelegenheit gibt, selbst wenn beiden Geist und Seele nicht abgehen. Hier aber zeigten sich Kopf und Herz des liebenswürdigen Paares ungemein gesund; es begegneten sich zwei Hälften, so zu sagen für einander zugeschnitten, um sogleich zu einem Ganzen mit einander verbunden zu werden. Die Unterhaltung war ein rechtes Frühlingsfeld, — durchseuchet von Mairagen des Gefühls, durchschimmert von Maisonne des Geistes; die Barteltaube, die hier nistete, das Lerchenmännchen, das himmelan wirbelte, erkannten einander und freuten sich Eins des Andern.

Doch das ist ja ein sehr mangelhaftes Bild! Denn Lerche und Barteltaube suchen einander nicht, paaren sich nicht; für einen Menschenkenner aber, der diesen Gesprächen zugehört, den Sprechenden in's Auge gesehen hätte, wäre es kein Augenblick zweifelhaft geblieben, daß Franz und Emilie, Emilie und Franz einander in jedem Sinne des Wortes zu — fassen suchten, im Traum oder

in der Ahnung — ein Paar zu werden. — Ich will nicht sagen, daß man unter Umständen in einem schaukelnden Eisenbahnwagen leichter in solche Träume falle: längst ja, bevor man für Menschen- und Waarentransport ebene Schienen legte, und statt der Pferde den Dampf nach Pferdekraft vorspannte, hat es für Menschen, für liebe- und begeisterungsfähige Seelen, Flügel gegeben, mittelst deren sie sich dem gesellschaftlichen Uebereinkommen überhoben, um hoch über demselben für Leben und Ewigkeit übereinzukommen. Daß aber, wenn selbst die trägen Körper wie im Fluge dahin sausen, Berg und Thal, Fels und Thurm rechts und links dem Auge vorüberzuckten, alle Bedenklichkeiten leichter schwinden, Rücksichten und Vorsichten hinweg-schnellen — wer möchte es bezweifeln, wer hätte es nicht schon selbst empfunden? Die Etikette sprengt ihren Armring und die Ehefette häkelt sich an den Trauring.

In diesen warmen, heiligen Ernst zweier Liebenden pffiff jetzt grell und diabolisch der Dampfer das Haltsignal vor der Station Düren. Der Zug geht langsam und langsamer, und steht endlich.

König, eine Fahrt nach Ostende.

23

ruckweise still. Hier ist die Mitte des Wegs; hier erwarten einander die Wagenzüge von Köln und Aachen, um kreuzend aneinander vorüber zu schleichen, die sich in offenem Feld, auf derselben Bahn, nur zum Entsetzen und Unheil begegnen würden. — Eine Restauration erquickt hier die Reisenden, die hineintreten wollen. Mancher steigt auch nur aus, um sich einmal zu dehnen und zu strecken.

Der sanfte alte Mann rief beiden Mädchen bei Namen, während der Unzufriedene das herabgespannte Kollgehang mit Hast und Hestigkeit wieder aufknüpfte, um doch am Ende noch Recht zu behalten. Der dicke Niederländer war schon ausgestiegen, um einen Krum zu nehmen.

Bezeichnen wir unsere Plätze und nehmen sie recht bald wieder ein! flüsterte Emma. Beide ließen also ihre Taschen liegen, und Franz warf den grauen Reise-Paletot auf seinen Sitz.

Der alte Herr hatte den beiden Mädchen Chokolade geben lassen, und plauderte heiter mit ihnen. Der Unzufriedene trat mit der Frage dazwischen, wer der junge Mann sei, der sich ihnen so zugebrängt habe.

Emilie, an welche die Frage gerichtet war, antwortete nicht ganz unbefangen: Wer er ist, weiß ich nicht. Er heißt Franz Auer, und denke Dir, von ihm sind die neuen hübschen Gedichte, aus denen ich Euch leghin vorgelesen.

Der Tausendfassa! scherzte der Rechthaber, und streichelte dabei die erröthete Emilie so zärtlich und mit so freundlicher Miene, wie man es vor dem Unzufriedenen kaum hätte erwarten sollen. — Also ein Poet! Ja, nun ist's richtig, nicht wahr liebe Emma? Ein Poet! Nehmt Euch ja in Acht! Gedichte sind Spinnweben, von einer hübschen Blume ausgespannt. Und wißt Ihr noch, wie wir's neulich in meinem Garten sahen, Emma? Die Spinne hatte sich in dem Blumenfelche versteckt und lauerte auf jedes Mägdchen, das sich fangen würde. Mädchenherzen aber sind wie flatternde Mägdchen.

O weh, o weh! lieber Onkel! rief Emma. Geben Sie doch ja ein bißchen Acht, daß wir nicht in die Spinnweben fliegen! Aber Emilie zappelt schon darin?

Wie so, wie so? fragte er hastig.

Je nun, besser Onkel, haben Sie sich denn

nicht selbst aus den Gedichten vorlesen lassen, die Sie mit Spinnweben vergleichen? Sie können es sich nun selbst beimessen, wenn etwas Unerwartetes geschieht. Aber ich weiß, Sie sind gut. Ueberhaupt, im Hause, unter den Ihrigen und was man — in der Pomade nennt, sind Sie der liebenswürdigste Mensch, freundlich, sanft, gefällig und — denken Sie! sogar nachgiebig. Ach, Onkelchen, wenn Du die Glanzhandschuhe ausgezogen hast, wie zartfühlend bist Du dann, wie charmant! Dann hast Du auch immer Recht, und ich könnte Dir jedesmal — einen Kuß geben, dem Schnurbarte zum Trost. Wenn Sie aber unter Fremden sind, wenn Sie etwas erzählen gegen Jemand, etwas behaupten, kurz, wenn Sie da diese Handschuhe anhaben: dann, liebster Onkel, dann — möchte ich Ihnen keinen Kuß geben.

Sie faßte Emiliens Hand, und zog sie mit sich fort.

Ha ha! lachte Jener. Nicht wahr, eine Ohrfeige möchtest Du mir geben, he?

Emma kam gravitatisch zurück, und sagte ernsthaft: Ohrfeige? O nein, Herr Onkel, das schickt sich

nicht. Aber — wenn doch die Hand einmal im Zug wäre, — eine Patschhand!

Beide Mädchen trafen den jungen Mann mit ziemlich ungeduldiger Miene auf seinem Sitz. Franz war in der Restauration gar nicht eingekehrt, sondern gleich wieder in den Wagen zurückgeeilt, um seinen und der beiden Mädchen Platz zu hüten. Die Männer folgten und fanden auch wieder ihre frühern Sitze frei. Eine Bank vor ihnen saß ein junger Mensch auf einem Plage, den früher der dicknasige Niederländer inne gehabt. Dieser verlangte nun sein altes Recht; wogegen der junge Mensch, der vermuthlich die Rechte studirte, seinen jüngsten Besitz geltend machte. Gleich mischte sich unser Rechthaber in den Streit, und zwar zu Gunsten des Holländers, seines frühern Gegners. Ja, er rief, da der Jüngere nicht wich und wankte, einen der Wagenkondukteure herbei. Dieser aber entschied für den Jüngern, der ja einen eben freien und unbezeichneten Platz eingenommen habe.

Unter dem leisen Nachbrummen unseres lieben Rechthabers, und während Emma, mit scharfem Blicke nach ihm, ihre Händchen rieb, als ob sie ihm

jetzt eine — Patschhand anbieten wollte, ging der Zug weiter. —

Gleich anfangs hatte Emilie ihren jungen Freund durch lebhaftes Ansprache von dem eben erwähnten Wortwechsel abziehen gesucht. Ihre Befangenheit über das laute, unleidliche Wesen des ihr doch so nahe verwandten rechthaberischen Mannes trieb sie dem jungen Dichter mehr und mehr zu. Sie ward in der Verlegenheit selbst nicht inne, daß sie ihm gerade aus dieser Verlegenheit gleich von Anfang viel zuvorkommender begegnete, als es eigentlich in ihrem sehr gemessenen Wesen lag. Franz aber, der ihr Verhältniß zu jenem Manne nicht kannte, war geneigt, dies Entgegenkommen des liebenswürdigen Mädchens seinem eigenen einnehmenden Wesen zuzuschreiben.

In dieser Selbstzufriedenheit fühlte er sich gehoben, und benahm sich mit einer Sicherheit, die ihn denn auch wieder seiner Eroberung rascher entgegenführte; wie ja schon so mancher andere Held durch Selbstvertrauen siegte. — So dient oft das unleidliche Wesen eines Menschen nur dazu, um die versteckte Liebenswürdigkeit Anderer aus der Ver-

legenheit hervorzutreiben. Bündstäbchen entflammen ja ebenfalls nur auf rauher Fläche gestrichen.

In diesem Gefühle hielt Franz, der Umherstehenden vergessend, sein Herz nicht zurück, maßigte den Strom seiner Erklärungen nicht. Und wer ihn bloß aus seinen Gedichten gekannt hätte, wäre jetzt zur Ueberzeugung gekommen, daß es ihm auch nicht an mündlichem Schwung des Ausdrucks fehlte. In diesem Drang der süßesten Worte, welche Emilie still, mit gesenktem Blick und spielenden Fingerspitzen, vernahm, donnerte der Zug plötzlich unter die gemauerte Wölbung eines Tunnels. — Es war schauerlich! Dieß beängstigende Athmen einer gedrückten, mit Kohlendampf geschwängerten Luft; dieß Rollen und Brausen, wie eines wilden Heers, vom nahen Wiederhall der Wölbung; diese schimmerlose Finsterniß, da nur dann und wann ein Funken aus dem Ofen der Lokomotive an der Backsteinwölbung hinzuckte, so daß man sich nur desto schauerlicher von den schwarzen Gestalten seiner Nachbarn dicht umfassen sah: alles dies wirkte wie betäubend auf die Sinne. In dies röthliche Funkenlicht mischte sich jetzt ein

graulicher Schimmer, — das einbrechende Tageslicht. Rasch nahm es zu; der Wagen saufete in's Freie hinaus und im Hohlwege fort, der voll Sonne war.

Emilie saß noch immer mit niedergeschlagenen Augen, aber viel unruhiger und mit glühenden Wangen. Franz aber blickte strahlend umher. Emma lächelte Eins um das Andere schelmisch an, und sagte dann, offenbar sehr bezüglich:

Es ist doch gar ängstlich während solcher Durchfahrt, so kurz sie dauert. Man weiß nicht, was Einem zustossen kann: wirklich zustossen! Denn wenn Nachbar sich ängstlich an Nachbarin drückt, können sie sich an den Nasen weh thun. Dann fällt plötzlich das Sonnenlicht so grell in die Augen und — auf die Wangen.

Der nächste Tunnel ist länger, so viel ich mich erinnere, sagte Franz. Nicht wahr?

Seine Miene war dabei, Gott weiß woher, so triumphirend.

Setze Dich hierher, beste Emma, hier auf meinen Platz! fiel Emilie ängstlich und bringend ein.

Nein, nein! versetzte Emma. Für die Gefahren

deines Platzes bin ich die rechte Person nicht. Wir müssen uns in Gottes Fügung und in die Zumuthungen unserer Freunde ergeben, beste Emilie. Ich denke nur, wendete sie sich an Franz, wenn's just am dunkelsten ist, — muß man sich am meisten vorsehen. Wer hat die losen Funken in der Hand, diese Verräther?

Wirklich war der folgende Tunnel länger und daher auch, wenn es sein konnte, noch finstlicher. Doch schien die Brust an solche Luft und Umgebung schon mehr gewöhnt; so daß man sogar Emiliens Stimme verstohlen sichern hörte. Es schien, sie hatte dem unruhigen Franz einen kleinen Poffen gespielt. Was es war, ließ sich kaum vermuthen; denn diesmal wollten auch keine Funken sprühen, bei deren Glimmern man wenigstens aus der dunkeln Bewegung der Gestalten etwas hätte errathen können. Nur Eins war, als man wieder im Freien fuhr, nicht zu verkennen, daß nämlich Emilie mit leise lächelnder, und Franz mit ziemlich verdroffener Miene da saßen, ohne mit einander zu plaudern. Statt des erst so eifrigen Gesprächs waren sie nun in die wunderliche Stim-

mung gerathen, beide rechts hinaus, mithin, da sie einander gegenüber saßen, nach verschiedenen Seiten in's Freie und Weite zu blicken. Doch, das Einerlei wird man bald müde, und so wollten Beide auch einmal links hinaussehen. Da begegneten sich ihre Blicke. Sie wechselten wiederholt das Rechts mit dem Links, und jedesmal blieben die sich begegnenden Augen länger an einander haften. Bald nahm auch der Mund an diesem Verkehr Theil: Emilie lächelte, und Franz lächelte ihr nach.

Dies stumme und doch so berebte Spiel der Ausöhnung hatte die Gedanken beider Liebenden sehr in Anspruch genommen. Keins von beiden, weder Franz noch Emilie, hätte sagen können, wie der Mann mit dem Schnurrbärtchen und den gelben Glanzhandschuhen, unser lieber Rechtshaber, mit einem Mal auf die Jagd zu reden gekommen war. Vielleicht hatte er in der Ferne ein Wäldchen gesehen, oder ein Habicht war vorüber geflogen. Genug, er war eben auf der Jagd, und gab mit der selbstzufriedenen Miene eines Kenners der Auerhahnjagd den Vorzug vor allen. Diese Jagd,

sagte er mit erhobener Stimme, hat etwas wahrhaft Poetisches. — Dabei warf er einen Blick nach Franz, dem Dichter. — Schon die herrliche Zeit am Walpurgis, da man nach dem Vogel ausgeht; der duftende Wald voll Gesangs am Abende, wenn man den Hahn zu „verhören“ schleicht, und früh nach Mitternacht, wenn man die hoch gelegene Köhlerhütte verläßt, oder vom moosigen Nachtlager unter hohen Tannen ausbricht! Es ist, als ob man die gefiederte Poesie selbst jagen wollte. Weit, weit vom Stande des Hahns muß der Aufbruch der Jäger geschehen; denn der scheue, leise hörende Vogel, wenn er nur ein dürres Blatt rauschen, ein mürbes Fichtenstäbchen unter des Jägers Fußtritte knacken hört, — husch, da ist er fort. Nur während seines „Spiels“ kann man ihm nahen. So nennt man es nämlich, wenn der fallende Hahn eine Reihe lockender, sehnächtiger Töne hören läßt. Bei jedem Tone thut der Jäger einen Sprung dem Baume zu, auf welchem der Vogel in dichtem Geäste sich abwechselnd hebt und duckt.

Niederträchtiger Vogel, bemerkte der lächelnde Alte.

Was? Wie kannst Du das sagen, Schwager?
versetzte der Erzähler. Der edle Auerhahn nieder-
trächtig?

Weil er sich duckt. Du sagtest ja vorhin: Ein
Schurke, wer sich duckt.

Aber er hebt sich auch wieder, Schwager, er
hebt sich! —

Ja, ja! Gerade wie unsere Höflinge und Be-
amten: sie ducken sich gen oben, und heben sich gen
unten. Niederträchtiger Vogel!

Still, still! lächelte der Erzähler, damit ich
nicht fehlschieße, und fuhr dann fort:

Sobald aber der Hahn die Reihe der Töne
mit einem Zungenschmalzer endigt, muß der Jäger
sich regungslos halten, und hat er eben das rechte
Bein zum Sprung gehoben, so muß er auf dem
linken allein stehen bleiben, so gut es gehen will,
bis der Vogel wieder zu spielen anhebt. So unter
Angst und Herzklopfen gelangt man endlich unter
den Baum.

Hören Sie doch zu, Herr Auer, es ist ja von
Ihrem Hahn die Rede! neckte Emma.

Emilie neigte sich vertraulich gegen Franz, und

sagte, wie um ihn zu versöhnen, ganz heiter: Warum denn nur so niedergeschlagen, lieber Herr Auer? —

Unter dem Baume legt man an, fuhr der Phantasiejäger lauter fort, um unter dem Getöse der Wagen, die eben in den Tunnel einfuhren, vernommen zu werden, — legt an, zielt nach einer dunkeln Masse auf den Zweigen des Baumes, und —

Einen Augenblick schwieg der Erzähler plötzlich still, dann schrie er: He da, mein Herr, Sie küssen meine Tochter! —

Auf diesen Schuß war Alles todtstille. Ob der Auerhahn getroffen oder entflohen war, konnte Niemand sagen; denn der an die Wölbung geflogene Kohlenfunke, bei dessen eben leuchtendem Schimmer unser Jäger seinen Schuß abgedrückt hatte, war längst erloschen oder verglomm weit hinter dem eilenden Zuge.

Schon donnerte dieser aus der Nacht wieder in's Freie; die Sonne schien über und über.

Emilie war emsig bemüht, mit ihrem weißen Tuche den Staub — wie es schien — dicht unter

den niederblickenden Augen wegzuwischen, und Franz saß in angelegentlichem Gespräche mit der ihm zugebeugten Emma. Beide gestikulirten lebhaft mit den Händen gegeneinander; es mußte wohl etwas Schweres und Verwickeltes sein, was sie sich auf diese Weise begreiflich zu machen suchten. —

Ist denn der Auerhahn im Falzen leicht zu treffen? fragte in die verlegene Stille hinein der Alte, indem er zwischen Auer und Hahn eine Prieße nahm.

Etwas kurz und mürrisch antwortete unser Jäger:

Man weiß oft gar nicht, ob man ihn getroffen hat.

Sehen Sie, Herr Doktor, flüsterte Emma, wie gefährlich es ist, Auer zu heißen und als Hahn zu spielen, wie's die Jäger nennen!

Wie so denn weiß man's nicht? fuhr der Alte fort.

Je nun, man sieht ihn nicht deutlich, man zielt eben nach einer dunkeln Stelle, wo sich etwas regt —

Emma ficherte —

Schießt dann darauf los, und hat oft in einem Klumpen Blätter und Genist getroffen. Der Hahn kümmert sich gar nichts d'rum, wenn er so recht in sein Spiel versunken ist.

Emma mußte immer wieder lachen. Wahrscheinlich, weil sie in ihrem Muthwillen die Worte des Unzufriedenen gegen die Absicht des Sprechenden bezüglich fand.

Der verfluchte Gnom aber auch! flüsterte ihr der etwas verlegene Franz zu, — der vermünschte Berggeist, der so boshaft seine kleine Fackel aus der Erdwölbung hervorstreckte, just im Augenblicke da —

Herrlich! erwiderte Emma. Da sieht man gleich den Poeten, der überall von Geistern umgeben ist. Ein Gnom mit einer Fackel! Charmant! Für mich, die ich oft in der Küche zu thun habe, war es nur ein derber Kohlensplitter, der unter dem Dampfkessel hervorschnellte und am Gefüge der Wölbung hängen blieb, um so ungeschickt zu leuchten.

Ein fataler Glühwurm! murrte Franz.

Seien Sie nur ruhig! Der Papa ist ja stiller

als je, bemerkte Emma. Er ist entweder irre geworden, oder scheut sich, vor so viel Leuten den „betroffenen“ Auer für den „getroffenen“ Auerhahn zu nehmen. Aber wir sind jetzt gleich am Ziel, dann reden Sie mit ihm. Er ist unter vier Augen viel leidlicher als unter vielen.

Wer hätte aber auch denken sollen, daß er Emiliens Vater ist!

Wenn er der meinige gewesen wäre, würden Sie es bald bemerkt haben. Emilie ist freilich ein so „himmlisches Wesen!“ Man denkt gar nicht daran, daß sie einen Papa hat.

Sie fuhren nun die kurze Strecke Wegs still dahin, Franz und Emilie ängstlich, daß es so rasch zum Ziele ging, und doch unruhig, noch immer nicht im Bahnhofe zu sein. Der Schnurrbärtige machte ein Gesicht, wie ein Jäger, der einen lächerlichen Fehlschuß gethan hat; Franz fühlte sich als eingefangnen Waldvogel, und Emilie — sah still vergnügt aus, wie die Köchin, die das edle Gefieder in ihre Küche bekommt. — Jetzt pfiß es wieder recht diabolisch, und — sie waren im köln'schen Bahnhof. —

Während der vom Zuge losgehängte Gepäckwagen auf den Seitenschienen zur Auslieferungshalle getrieben wurde, trat Franz mit seiner artigsten und bescheidensten Miene zu Emiliens Vater und sprach: Mein Herr, ich habe Ihnen eine Erklärung zu geben, eine Bitte — ich will sagen Abbitte zu thun, nun ja, auch eine Bitte vorzutragen; wollen sie mir gütigst Ort und Zeit dazu bestimmen?

So, so! versetzte Jener etwas kurz; flügte dann aber freundlich hinzu: Nun ja, ich logire heute im holländischen Hof. Hier ist meine Karte! Ich denke Nachmittags, nach der Table d'hôte?

Franz verneigte und entfernte sich. Auf der Karte stand: Hauptmann Wilmarfen, Gutsbesitzer.

Indeß wurden bereits Koffer und Kisten, Säcke und Päckle durch die kleine Thüre hereingereicht, und nach ihren aufgeklebten Nummern abgerufen. Nr. 48, Nr. quarante huit! Nr. 40, Nr. quarante! — Hier! C'est pour moi! rief es durch einander. Die Eigenthümer empfangen ihre Sachen und lieferten ihre Nummern aus.

Franz stand neben den beiden Mädchen, die König, eine Fahrt nach Ostende.

früh zur Abfahrt gekommen, nun ihre früher eingepackten Sachen desto später ausgehändigt erhielten. Franz war durch seine Hoffnungen zu jener Scherzhaftigkeit aufgespannt, die aus ihrem hohen Schwung gar gern in's Ausgelassene überschlägt. — Wo bleiben unsere Sachen? lachte er. Soll ich mich einstweil ausrufen lassen, Emilie? — In der That rief er auch gleich laut genug: Doktor Franz Auer! Wer hat's Nummer auf ihn?

Hier, hier! antwortete die leicht hinzureißende Emma; erröthete aber, als so viel Umstehende nach ihr hinsahen, bis an die Ohren, und sagte verlegen und kleinlaut zu Emilien: Wo hast du denn die Karte? —

Indem machte sich ein älterer ansehnlicher Mann mit einem Ordensbande Bahn durch die Umstehenden zu Franz. — Sie sind Herr Doktor Auer? fragte er. —

Zu Ihren Diensten, mein Herr. —

Sie erinnern sich meiner nicht mehr? lächelte Jener. Vor Jahren waren Sie mit Ihrem Vater, meinem Freunde, bei mir in Berlin.

Ach, mein Gott, — Herr Chef-Präsident! —

Still, still, mein Lieber! Wissen Sie was? Suchen Sie mich im Rheinischen Hof auf. Ich habe lange nichts von Ihrem Vater gehört. Auch kann ich Ihnen mittheilen, was unser König zu Ihren Gedichten gesagt hat. Adieu!

Wie der Präsident sich zu seinem Bedienten wendete, der das Gepäck in Empfang genommen hatte, erblickte er den Hauptmann Wilmarfen, und begrüßte ihn als alten Bekannten. Auch der sanfte Alte, des Hauptmanns Schwager, trat heran, und nahm an dem freundlichen Wiedersehen Theil. Der Präsident hatte nämlich, wie sich aus dem Gespräch ergab, bei seiner Reise in die Niederlande, woher er eben zurückkehrte, das unweit von Aachen gelegene Landgut des Hauptmanns und die daran stößenden Fabrikanlagen des Alten besucht. Er brachte beiden Freunden den vergnügten Tag in Erinnerung, den sie damals zusammen verbracht hatten. — Sie müssen heut Abend meine Gäste sein, rief er in jovialer Laune aus; wir wollen alle im rheinischen Hof einkehren. Und kommen Sie, lassen Sie uns zu Fuß nach der Stadt gehen! Mein Bedienter besorgt alle unsere Sachen nach dem Gasthof, wir

können besser plaudern als im Omnibus. Wo ist der junge Freund? Herr Auer, kommen Sie her, Sie gehen auch gleich mit. Geben Sie Ihre Sachen meinem Johann. Und hier die Töchter! Ei, meine allerliebsten Fräulchen, willkommen! Alle Tage blühender, lieblicher! Wenn ich doch ein Paar Söhne oder Neffen hätte, die für Sie paßten, meine Lieben, und — versteht sich, die Ihnen auch gefielen: heut wäre mir's so recht um's Verloben zu thun.

In so heiterm Plaudern und Begrüßen sah sich die kleine Gesellschaft auf einmal ganz allein zurückgeblieben.

Die Omnibus waren mit den Reisenden abgefahren. Der Bediente des Präsidenten hatte seines Herrn Wort und Wink verstanden, und das sämtliche Gepäck nach der Stadt und dem rheinischen Hofe besorgt.

Dahin wandelte nun Alt und Jung der befreundeten Gesellschaft im Schatten der Allee mit der Aussicht auf die grünen Wälle der Stadt. Der Hauptmann Bilmarsen nahm den Präsidenten bei Seite und erkundigte sich nach Franz. — Sie haben

den hübschen jungen Mann so herzlich, so väterlich begrüßt, sagte er, und —

Sie haben recht gesagt, — väterlich! fiel ihm der Präsident in's Wort. Sein Vater ist mein alter Freund, ein wahrer, tüchtiger Mann, ein Ehrenmann. Und durch meinen Einfluß werde ich mich gegen seinen Sohn väterlich beweisen können.

Ich habe meine Gründe, nach dem jungen Mann zu fragen, fuhr der Hauptmann fort, — ihn ganz genau zu kennen.

Ein vortrefflicher junger Mann, erklärte der Präsident, — voll Talent und von achter Bildung, solider Erziehung, leicht in seinen Manieren, doch nicht leichtfertig in seinen Grundsätzen — ein wenig freizeitschwindelnd, aber — unser König will ihm doch wohl und schätzt seine Talente.

Aber wer ist er denn eigentlich, was ist er, woher ist er? —

Auf diese Frage des Hauptmanns rief der Präsident den jungen Mann heran, faßte sich unter dessen Arm, und forderte ihn lächelnd auf, der Gesellschaft Rechenschaft zu geben, wer, was und woher er eigentlich sei.

Geboren bin ich im Großherzogthum Mülmingen, wenn auch dort nicht groß geworden, anwortete Franz in seiner anmuthigsten Unbefangenhait. Mein Vater war dort Forstmeister; fiel aber in Ungunst. Er hatte nämlich Einiges über Forstwissenschaft geschrieben. Man konnte es aber nicht leiden, wenn Beamte etwas drucken ließen: Beamtendruck wurde zu den Regalien gezählt. Was aber noch schlimmer war, so hatte mein Vater einen starken Bart. An der Spitze der gesammten Administration stand nämlich der Geheimerath Zopf, — Einer aus jener einflußreichen deutschen Beamtenfamilie der Zöpfe. Dieser hatte die Eigenheit, daß er keine anderen Haare leiden konnte, als die an seinem gebogenen Nacken fest eingebundenen. Er hegte einmal die Ueberzeugung, — wie bei Simson die Stärke, so sitze heutiges Tags der Liberalismus in den Haaren. In den Konduitenlisten der Praktikanten und Aspiranten war eine besondere Rubrik: wie stark behaart das betreffende Subjekt sei. —

Der Hauptmann Wilmarßen lachte, indem er seinen linken Handschuh auszog, und mit den Fingern am Schnurrbärtchen drehete. —

Ein gutbehaarter Mulminger Staatsdiener, fuhr Franz fort, konnte über die Freigebigkeit der Natur in die größte bürgerliche Verlegenheit kommen. Ließ er sich einen Bart wachsen, so wurde er nicht befördert, oder wurde versetzt. Bekam er vollends Haare auf den Zähnen: so war an eine Anstellung seiner Söhne oder Vettern, ja selbst seiner Taufpathen, nicht zu denken. Welch' ein Unglück in einem Lande, wo Alles sein Glück im Staatsdienste sucht! Junge Leute, Amtsaspiranten, die sich vor nichts mehr zu hüten hatten, als vor Charakter und Bart, pflegten sich daher täglich rasiren zu lassen, und bei Zeiten nach einer Glage umzuthun. — Unter diesen Umständen verließ mein Vater, als er an einen unangenehmen Ort versetzt wurde, den mulminger Dienst, und fand, gerade um seiner Schriften willen, Aufnahme und Beförderung in Preußen. So bin ich nun selbst in diesen Dienst gekommen, als Lehrer nämlich an das Gymnasium in Koblenz. Dort übe ich meine Federn, um zu sehen, wie hoch ich mit Gottes und des Königs Willen fliegen kann.

Franz hatte eine allgemeine Heiterkeit in der

kleinen Gesellschaft erweckt, und wie es schien, das Wohlgefallen des Hauptmanns Wilmarsen gewonnen. Wenigstens zog derselbe nun auch noch den rechten Handschuh aus, drückte dem jungen Mann die Hand, und sagte: Sie können angenehm unterhalten; aber Sie können auch um des Unrechtes willen, das Ihrem Herrn Vater widerfahren ist, recht bitter und scharf werden, und sehen Sie, das gefällt mir noch mehr, mein lieber Herr Auer! —

Durch die langen unruhigen Straßen der Stadt wandelte man ziemlich kumm, und als man sich im rheinischen Hofe in nachbarliche Zimmer vertheilt hatte, nahm Wilmarsen den jungen Freund bei Seite. Sie sprachen lang und angelegentlich zusammen. Dann wurde Emilie herbeigerufen. Was vorging, wußte man nicht; nur als der Präsident nach einer Weile von Stube zu Stube schlich, um Franz zu finden, erblickte er durch die leise geöffnete Thüre im gegenüber hangenden Spiegel eine sich umarmende und küßende Gruppe, vor welcher er die Thüre eben so leise wieder anzog.

Wo sich aber die Liebe auf der Eisenbahn findet, darf der Erzähler mit keinem Hauderer fahren,

soll er nicht mit Recht ein Zauberer gescholten werden. Er muß vielmehr das Ende schnell mit dem Anfang zusammen schlingend, den schönen Morgen-
traum seines Helden, daß man künftig mit der Eisenbahn auch auf's Freien ausgehen, den brausenden Dampfer auch zum Brautwerber nehmen werde, rasch und auf das Erfreulichste in Erfüllung bringen.

Und so lasse ich denn noch denselben Abend am freien Rhein und im rheinischen Hofe das liebende Paar seine Verlobung feiern. Der Präsident tritt dabei Vaterstelle für den Bräutigam, und der verwitwete Hauptmann erscheint, ohne die gelben Glanzhandschuhe, als der lebenswürdigste Zufriedene, der nun auch andere Leute, besonders aber das schöne Paar, Recht behalten läßt.

Es verstand sich von selbst, daß Franz nun nicht nach Koblenz eilte, sondern die beiden Nachner Familien begleitete, die eine kleine Vergnügungsreise in's Siebengebirg vorhatten.

Ehe sich aber die vergnügte Gesellschaft von dem fröhlichen Abendtische erhob und trennte, — die Alten, um zu schlafen, das junge Paar, um

schlaflos zu träumen, rief der Präsident mit einem gehobenen Glase Champagner aus:

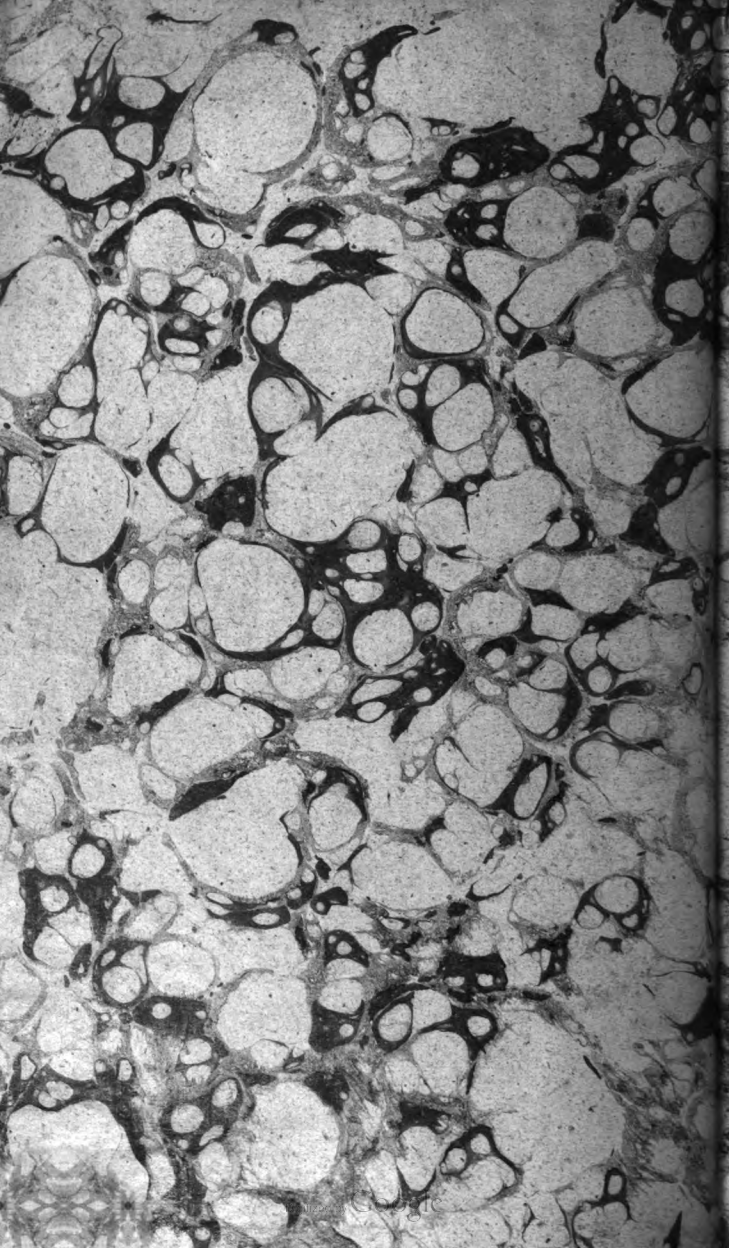
Noch einen Trinkspruch, meine Freunde, ihr von da und dort zur Freude und zum Glück zusammen gekommenen Lieben, noch einen Spruch! — Möchte doch, wenn auf Eisenbahnen die Eintracht der deutschen Völker und die Liebe der Einzelnen sich immer mehr zusammenfindet, unserm herrlichen Vaterlande recht bald auch der alte deutsche Topf ausgehen, sammt dem wollenen Wickelbande!

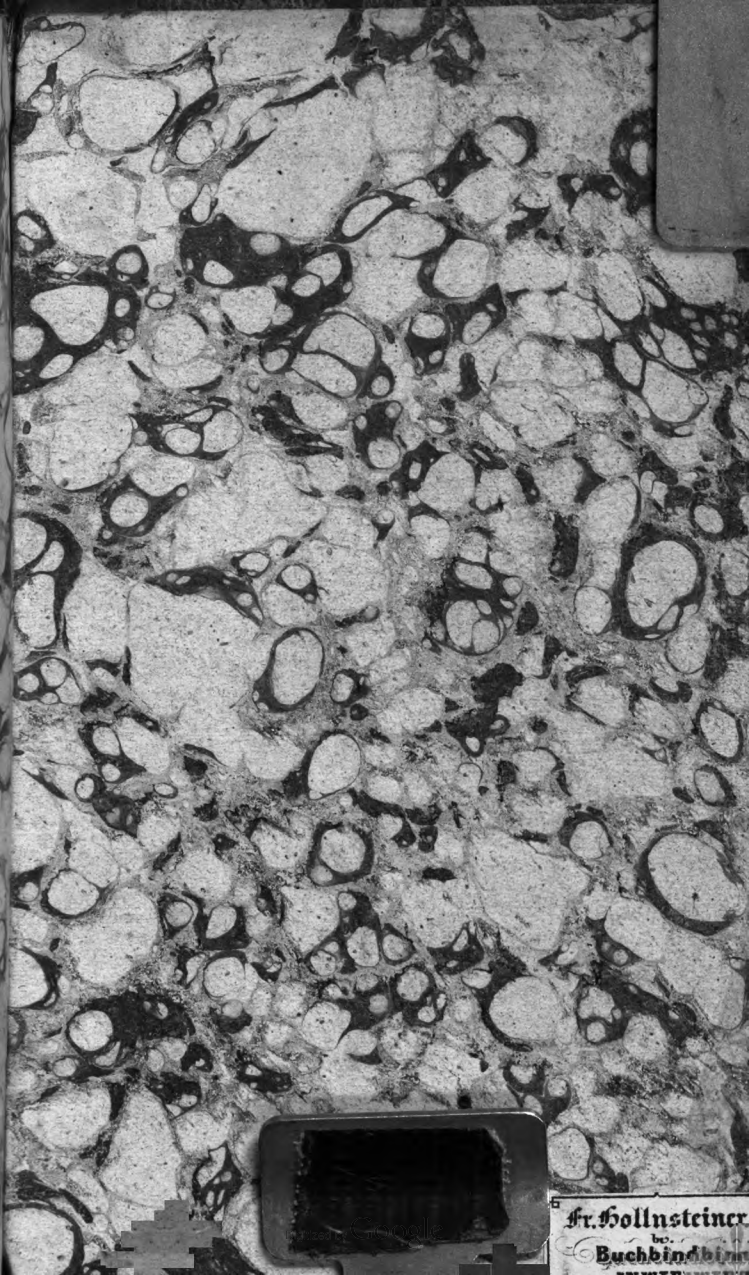


Österreichische Nationalbibliothek



+Z177006601





Fr. Hollnsteiner
b.
Buchbinderei
IN DER KLASSE 1870

